

100 JAHRE LANDSBERGER GESCHICHTSBLÄTTER

99./100. Jahrgang 2000/2001



St. Georgskapelle in Rieden am Ammersee: Die Gerichtsmühle
(Farbtafel II zum Beitrag S. 67)

100 JAHRE LANDSBERGER GESCHICHTSBLÄTTER

99. / 100. Jahrgang 2000 / 2001

Organ des Historischen Vereins für Stadt und Kreis Landsberg am Lech e.V., gegründet 1856

INHALT

Geleitwort	Dr. Manfred Tremel	3
Grußworte des Landrats und des Oberbürgermeisters		4
Erdzeit und Menschenzeit. Topographie und Stadtgeschichte in Landsberg	Anton Lichtenstern	5
Landsberg am Lech - Geschichte und Gestalt	Anton Lichtenstern	20
Ein Ulrichskreuz aus der Stadtpfarrkirche	Anton Lichtenstern	23
Die Antoniter und Landsberg	Klaus Münzer	24
Landsberg im Streit der Konfessionen zwischen 1522 und 1618	Klaus Münzer	27
Landsberg und seine Gassen	Klaus Münzer	38
Wessobrunner Maurermeister des frühen 17. Jahrhunderts in Landsberg	Klaus Münzer	52
Die Erzbruderschaft Maria vom Trost in Oberigling	Dr. Werner Fees-Buchecker	57
Lechsberg und seine Dreifaltigkeitskapelle	Dr. Heide Weißhaar-Kiem	63
Die „Gerichtsmühle“ und die „Vier letzten Dinge.“		
Zwei barocke Tafelgemälde in der Kapelle von Rieden am Ammersee	Andrea Worm M.A.	67
Der Pfarrhof von Stoffen und seine Pfarrer	Emil Hartmann	80
Dreihundert Jahre Schwedenkapelle zu Stoffen	Emil Hartmann	85
Die Pfarrherren von Stoffen	Josef Joh. Schober (†)	87
Chronik der Pfarrkirche St. Mauritius in Weil	Ludwig Eberle	94
Zwei Weiler Urkunden aus dem 14. Jahrhundert über die Pfarrkirche und die Mühle	Klaus Münzer	102
Mensch und Moor. Entstehung und Nutzung der Moore im Landkreis Landsberg	Walter Meier	106
Die Grafen von Andechs	Andreas Kraus	112
Der Lebenslauf des Abram Shul. KZ-Häftling in Kaufering XI und auf dem Todesmarsch	Barbara Fenner	117
„Vollständiger Kreislauf“ (Aus der Biographie eines jüdischen KZ-Häftlings)	Joe Hausner	118
Zwangsarbeit in Landsberg	Dr. Ernst Raim	120
Buchbesprechungen:		
Besier Gerhard: Kirche, Politik und Gesellschaft im 19. Jahrhundert; (dgl.)...im 20. Jahrhundert (Manfred Dilger)		
Fenner Barbara: Wir machen ein KZ sichtbar (Dr. Joachim Neander, Kraków)		
Freilichtmuseum auf der Glentleiten: Freundeskreis-Blätter Heft 40 (Klaus Münzer)		
Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben, Band 22, 23, 25 (Klaus Münzer)		124
Aus dem Vereinsleben - Wir trauern um unsere Toten		128

EDITORIAL

Ein Jahrhundert sind unsere „Landsberger Geschichtsblätter“ nun alt. Als im Jahre 1902 der Realschullehrer und Stadtarchivar Josef Johann Schober sie begründete, gab es in ganz Bayern nur wenige periodisch erscheinende historische Publikationen auf Stadt- oder Kreis („Bezirks“-)ebene. Das Programm, das er damals entwarf und das neben der heimatlichen Orts- und Kunstgeschichte auch die Archäologie, die Volkskunde und die Naturlandschaft unseres Raumes umfasste, ist bis heute Richtschnur unserer Veröffentlichungen geblieben, was schon ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis bestätigen kann. (Der erwartete archäologische Beitrag über die Feuchtbodensiedlung bei Unfriedshausen wird nach Abschluss der Grabungen in den nächsten „Geschichtsblättern“ erscheinen.) Neben der Kreisstadt wurde - und wird bis heute - auch den Gemeinden des Landkreises viel Platz eingeräumt.

Eine besondere Reverenz vor dem Begründer unserer Geschichtsblätter soll es sein, dass Schober nach 100 Jahren wieder selbst zu Worte kommen kann: Im Kreisarchiv fand sich ein Akt mit handschriftlichen Aufzeichnungen Schobers über die Pfarrer von Stoffen, zu deren Bearbeitung und Veröffentlichung er in seiner langen Serie über „Die Pfarrherren im Bezirk“ (1908-1919) nicht mehr gekommen war. Die Notizen, mit Bleistift auf lose Blätter und in zufälliger Reihenfolge niedergeschrieben, wie er sie im Augsburger Ordinariatsarchiv und in München fand, werden chronologisch geordnet und kommentiert zum ersten Male hier veröffentlicht.

Ein Jubiläumsgeschenk an unsere Mitglieder soll das Register der 100 Jahrgänge unserer „Landsberger Geschichtsblätter“ sein, das nach Wunsch in gedruckter Form oder auf Diskette bei der Vorstandschaft bestellt werden konnte. Es enthält neben dem Autoren- und Titelverzeichnis ein Orts-, ein Eigennamen- und ein Sachregister sowie die Inhaltsverzeichnisse der Jahrgänge ab 1970/71.

Klaus Münzer
1. Vorsitzender

AUTOREN

Manfred Dilger, Studiendirektor i.R., Eichendorffstraße 11, 86916 Kaufering
Ludwig Eberle, 86947 Weil
Dr. Werner Fees-Buchecker, Schloßstraße 8, 86859 Igling
Barbara Fenner, Oberstudienrätin, Eichberg 1, 86928 Hofstetten
Emil Hartmann, Pitzlinger Straße 6, 86932 Ummendorf
Joe Hausner, 330 W. Diversey, Apt. 2406, Chicago Ill. 60657-6204
Univ.Prof.Dr.Andreas Kraus, Landsberger Straße 74, 86938 Schondorf a.Ammersee
Anton Lichtenstern, Studiendirektor i.R., Stadtheimspfleger, Bayerfeldstr.3, 8699 Landsberg
Dipl.-Ing. Walter Meier, Regierungsdirektor, Ahornring 88, 86916 Kaufering
Klaus Münzer, Studiendirektor i.R., Galgenweg 17, 86899 Landsberg
Dr.phil. Joachim Neander, Kraków, freier Mitarbeiter des Museums Auschwitz-Birkenau in Oswiecim
Dr.Ernst Raim, Bischof-Riegg-Straße 10, 86899 Landsberg
Josef Johann Schober, kgl.Reallehrer, Stadtarchivar (+)
Dr.Heide Weißhaar-Kiem, Kreisheimpflegerin, Sonnenstraße 6, 86899 Landsberg
Andrea Worm M. A., Imhofstraße 84, 86159 Augsburg

NACHWEIS DER ABBILDUNGEN

FOTOS

Ernst Adolf: 23(2), 31, 128
Arbeitskreis Geschichte Oberigling: 56r, 61(2), 62
Bayer.Staatsgemäldesammlungen: 28, 40
Sammlung Ludwig Eberle: 95, 96
Barbara Fenner 116, 118
Sammlung J.Hirschauer, Rott: 108, 110
Sammlung Emil Hartmann 80, 84(2), 85
Johann Hohenleitner: 95
Franz Huschka: 25
Pfarrarchiv Oberigling: 56(li.)
Thorsten Jordan 41o, 42(2), 43o, 44(2), 45(2), 46(2), 47
Kreisarchiv Landsberg: 100, 109
Anton Lichtenstern: 5, 7(2), 8, 9(2), 10, 11(2), 12, 13(2), 14, 16, 17u, 18
Walter Meier: 110r, 111(2)
Andreas Münzer: 26
Klaus Münzer: 24(2), 52(2)
Johann Mutter (+): 33
Emmi Liebl: 49
Neues Stadtmuseum Landsberg: 6, 15, 41u, 43u, 48, 49, 54
Josef Johann Schober (+): 101
Rita Theis: 99(2)
Christoph Weißhaar: 63, 65(2)

PLÄNE, GRAPHIKEN

Bayer.Hauptstaatsarchiv München: 59, 64
Stadtarchiv Landsberg: 36
Anton Lichtenstern: 8(2), 12
Vermessungsamt Landsberg: 51
Franz Bernhard Weißhaar: 66

LANDSBERGER GESCHICHTSBLÄTTER

begonnen 1902 als Zeitungsbeilage, gebunden; als Zweijahresbände bisher erschienen:

- | | |
|------------------------------|--------------------------------|
| 1. (69./70.Jahrgang) 1970/71 | 9. (87./88.Jahrgang) 1988/89 |
| 2. (71./72.Jahrgang) 1972/73 | 10. (89./90.Jahrgang) 1990/91 |
| 3. (73./74.Jahrgang) 1974/75 | 11. (91./92.Jahrgang) 1992/93 |
| 4. (75./76.Jahrgang) 1976/77 | 12. (93./94.Jahrgang) 1994/95 |
| 5. (77./78.Jahrgang) 1978/79 | 13. (95./96.Jahrgang) 1996/97 |
| 6. (79./80.Jahrgang) 1980/81 | 14. (97./98.Jahrgang) 1998/99 |
| 7. (81.-84.Jahrgang) 1982-85 | 15. (99./100.Jahrgang) 2000/01 |
| 8. (85./86.Jahrgang) 1986/87 | |

Redaktion und Layout: Klaus Münzer
Gesamtherstellung: EGGER Satz + Druck GmbH, Landsberg am Lech



Zum Geleit

Der Historiker Carl Haase hat 1968 die radikale Frage gestellt: Brauchen wir noch Geschichtsvereine? Im Widerstand gegen den damaligen Zeitgeist verteidigte und rechtfertigte er diese bürgerliche Einrichtung, die angeblich nur kompensatorischen Zwecken diene. Die Zeit dieser ideologischen Grabenkämpfe freilich ist längst vorüber. Niemand stellt mehr die Geschichtspflege grundsätzlich in Frage, Heimat hat längst wieder Konjunktur und Geschichte ist zur gefragten Massenware geworden. Eine eventverliebte Informationsgesellschaft bedarf auch der Geschichtsvereine mehr denn je. Sie sind und bleiben Teil der landesgeschichtlichen Forschung, ein lebendiges Wurzelgeflecht, in dem interdisziplinäre Zusammenarbeit praktiziert, die realienkundliche, insbesondere auch die bildliche Überlieferung Beachtung findet und die intensive Erschließung des Nahraumes durch Exkursionen regelmäßig praktiziert wird.

Ohne die regelmäßige Publikationsleistung der historischen Vereine wäre auch die Geschichte des Landes Bayern nicht zu schreiben, würden Stadtjubiläen und historische Feste entfallen, Stadtgeschichten ungeschrieben bleiben, unsere Heimaträume stünden ohne Profil, ohne Identität, ohne tiefer gehendes Selbstverständnis da - Eintagsfliegen, ephemere Gebilde. Das erscheint uns allen undenkbar. Aber - die Erinnerung muss bewahrt, das Gedächtnis gepflegt werden, von engagierten Menschen, die sich in Vereinen zu eben diesem Zweck zusammengefunden haben.

In den Schriftenreihen werden die kontinuierliche Leistung und die Früchte vieljährigen Bemühens anschaulich, die Schriftenreihen sind eine Art verdichteter Bilanz für regionales Forschen und Vermitteln.

Der Historische Verein für Stadt und Kreis Landsberg nimmt mit seinen „Landsberger Geschichtsblättern“ in Bayern einen Spitzenplatz an Beständigkeit und Engagiertheit ein.

Historisches Interesse und Bürgersinn leiteten den Reallehrer Josef Schober vor 100 Jahren, mit einem ambitionierten Programm an die Öffentlichkeit zu treten, das von der Archäologie über die Heimatgeschichte bis zur Volkskunde reichte. Diesem umfassenden Ansatz, der die Grenzen einzelner Wissenschaften überschritt und eine Brücke schlug zwischen Fachleuten und Laien, sind die Geschichtsblätter bis heute treu geblieben. Sie widmen sich, getragen einst wie heute von ebenso forschungsfreudigen wie beharrlichen Lehrern, der ganzen Fülle der Regionalkultur, deren Kenntnis und Erleben erst Verwurzelung und Beheimatung zu schaffen vermag.

Der große bayerische Landeshistoriker Karl Bosl, der viele Jahre dem Verband der bayerischen Geschichtsvereine vorstand, hat schon 1966 festgestellt:

„Ich meine, dass ein solcher Verein...eine große und entscheidende Bildungs- und Kulturaufgabe für alle ansprechbaren Menschen und damit volkserzieherischen Zweck für alle Mitbürger seines Bereiches habe.“

Der Historische Verein für Stadt und Kreis Landsberg ist dieser Zielsetzung mehr als gerecht geworden - die 100 Jahrgänge seiner „Geschichtsblätter“ geben davon beredtes Zeugnis.

Und es besteht keinerlei Anlass, im Blick auf die Zukunft pessimistisch zu sein. Denn die Regionalkultur wird im sich erweiternden und enger zusammenrückenden Europa zunehmend attraktiver.

Die Geschichtsvereine werden, auch mit ihren Publikationen, ein besonders stabiler und zuverlässiger Teil einer von ehrenamtlich Engagierten getragenen Bürgergesellschaft sein, die inzwischen immer häufiger als Garant für ein Europa beschworen wird, das auf Bürgernähe und Partizipation aufbaut. Darin besteht in der Tat ihre große Chance: ein Forum zu bieten für Bürgerbeteiligung in überschaubaren Lebenswelten, für aktive kulturelle Betätigung, für ehrenamtliches Engagement im Dienste der Gemeinschaft. So verbinde ich Dank und Glückwunsch mit der Hoffnung, dass auch die nächsten 100 Jahrgänge der „Landsberger Geschichtsblätter“ ein „dauerndes Plätzchen in Haus und Familie“ finden und wie bisher der „Unterhaltung und Belehrung“ möglichst vieler Menschen der Region dienen werden.

Dr. Manfred Tremel
1. Vorsitzender des Verbandes bayerischer
Geschichtsvereine e. V.

Grußwort des Landrats des Landkreises Landberg am Lech

100 Jahre Landsberger Geschichtsblätter:

„Was wollen denn diese Blätter?“ Mit dieser Frage beginnt das Vorwort zur 1. Ausgabe von Reallehrer Josef Schober vor nunmehr 100 Jahren. Sie sollen das allgemeine Interesse für die Geschichte in Stadt und Kreis wachrufen und fördern - so seine damalige Antwort. Die „Landsberger Geschichtsblätter“, als eine der ältesten ihrer Art in Bayern überhaupt, haben ihre Ziele erreicht und eine äußerst erfolgreiche Entwicklung genommen. Ich darf dem Historischen Verein für Stadt und Kreis Landberg am Lech zum 100. Jahrgang der Geschichtsblätter im Namen des Landkreises Landberg a. Lech herzlich gratulieren.

Seit ihren Gründungsjahren im Verlauf des 19. Jahrhunderts haben sich die örtlichen Historischen Vereine allenthalben für die Bewahrung geschichtlicher Denkmale einge-



setzt und durch ihre Publikations-Organe bei der Verbreitung und Popularisierung von Forschungsergebnissen eine wichtige Funktion übernommen. Dieses Sammeln, Forschen, Bewahren und die Pflege des historischen Bewusstseins war auch das Anliegen des Historischen Vereins Landberg.

Generationen von Forschern und historisch interessierten Bürgern aus Stadt und Landkreis haben nicht mit Zeit, Mühe und finanziellen Mitteln gespart. Ihnen allen gebührt Dank und Anerkennung. Vor allem die Vereinszeitschrift mit ihrem stetig wachsenden Niveau diente der Verbreitung historischen Wissens und konnte den Kontakt zur Geschichts- und Kunstwissenschaft halten.

In jeder Gegenwart steckt auch ein großer Teil Vergangenheit. Gerade in den Jahren des beginnenden neuen Jahrtausends, in denen der Einfluss der neuen Kommunikationstechnik und die Globalisierung nahezu erdrückend bewusst werden, kommt dem Aufzeigen der historischen Wurzeln eine große Bedeutung zu. Dem Historischen Verein für Stadt und Kreis Landberg wünsche ich Kraft und Mut, sich der neuen Herausforderung zu stellen, und für die weitere Zukunft alles Gute.

Ihr E. Filser
Landrat

Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Landberg am Lech

Die „Landsberger Geschichtsblätter“ des Historischen Vereins für Stadt und Kreis Landberg am Lech feiern die Herausgabe ihres 100. Jahrgangs. Herzlichen Glückwunsch zu Geburtstag und Jubiläum sage ich deshalb dieser Schriftenreihe. Hundert Jahre „Landsberger Geschichtsblätter“, von denen jedes Jahr - ab 1970/71 jedes zweite Jahr - ein Band herausgegeben wurde, sind dabei



selbst schon ein geschichtliches Ereignis. Und so bekommen die Geschichtsblätter doppelte Bedeutung, weil sie einerseits über geschichtliche Erkenntnisse berichten, andererseits selbst schon Geschichte sind, über die zu berichten wert ist. Wie war denn der Anfang vor 100 Jahren, also im Jahre 1902?

Im Vorwort der ersten Ausgabe von 1902 ist ihr Zweck erklärt: *>Die „Landsberger Geschichtsblätter“ wollen das allgemeine Interesse für die Geschichte von Stadt und Bezirk (heute ist der Bezirk der Landkreis - also schon die erste geschichtliche Erfahrung) wachrufen und fördern. - Sie wollen uns den Boden, auf dem wir stehen, die Gegend, welche sich um uns ausbreitet, durch genaue Kenntnis lieb und wert machen. ...Sie wollen von merkwürdigen Begebenheiten, Orten und Personen erzählen, Sagen, Sprüche etc. verzeichnen, Sitten und Gebräuche schildern. - Sie wollen aber auch über bemerkenswerte Ereignisse der Gegenwart berichten und dieselben für die Zukunft registrieren.<* Wenn man die lange Liste der Themen durchsieht, mit denen sich die „Landsberger Geschichtsblätter“ bisher beschäftigt haben, denke ich, dass dies bestens gelungen ist.

Die „Landsberger Geschichtsblätter“ sind ein Füllhorn mit geschichtlichen Gegebenheiten. Sie verleihen den nüchternen Zahlen von Ortschroniken und den Aufzählungen von Jahreszahlen Leben und Lebendigkeit, sie führen ein in die Lebensweise von früher, sie vermitteln uns die Hintergründe für das Denken unserer Vorfahren, sie holen die Zeit beim Lesen bildhaft zurück. Für mich sind dabei die „Landsberger Geschichtsblätter“ deshalb besonders wichtig, weil sie nicht die große Weltgeschichte erläutern wollen, sondern uns unsere heimatliche Geschichte, also die Details der Vergangenheit erzählen. Schon oft ist durch die geschichtliche Detektivarbeit des Historischen Vereins „eingebürgertes“ Falschwissen richtig gestellt worden, so z.B. dass der „Staffingerhof“ eben leider nicht die älteste Kaserne Deutschlands ist, wie lange Zeit von jedermann gerne behauptet.

Ich danke dem „Historischen Verein für Stadt und Kreis Landberg am Lech e.V.“ und seinen bei der geschichtlichen Aufarbeitung nicht müde werdenden Mitgliedern für ihre unschätzbare wertvolle Arbeit, nicht nur bei der inhaltlichen Erarbeitung und redaktionellen Herausgabe der „Landsberger Geschichtsblätter“, sondern auch für ihre sonstigen Aktivitäten zugunsten unserer Stadt. So unterstützt der über 500 Mitglieder zählende Historische Verein unter Anderem fast jedes Jahr mit 8000 bis 10 000 DM verschiedene wichtige Renovierungen, um nur ein Beispiel dieser Aktivitäten aufzuzählen. Vor allem aber seine geschichtliche Forschungsarbeit, die immer im Stillen vor sich geht, sollte uns alle mit Dank erfüllen. Nicht nur aus diesem Grund, aber eben auch deshalb, wünsche ich den „Landsberger Geschichtsblättern“ mindestens weitere 100 Jahre und dem „Historischen Verein für Stadt und Kreis Landberg e.V.“ mit seinen Mitgliedern noch lange die Kraft für diese stadthistorisch und auch gesellschaftlich wichtige Aufgabe. Mit freundlichen Grüßen

Ingo Lehmann
Oberbürgermeister

Erdzeit und Menschenzeit -Topographie und Stadtgeschichte in Landsberg

von Anton Lichtenstern

Die wenigen Jahrzehnte, die ein Mensch erleben und überblicken kann, sind nur ein Augenblick im Vergleich zu den Jahrhunderten der Geschichte von Städten und erst recht im Vergleich mit den unvorstellbaren Zeiträumen der Erdgeschichte.

Die persönliche Erinnerung reicht heute bei vielen noch zurück in die Nachkriegszeit, nur noch wenige können über den 2. Weltkrieg und die Jahrzehnte davor erzählen. Von weiter zurück liegenden Ereignissen innerhalb der Familie haben wir vielleicht von Eltern und Großeltern gehört, aber außer einigen Namen und besonders markanten Begebenheiten bleibt meist kaum etwas im Gedächtnis der Nachkommen erhalten. Manchmal finden sich Erinnerungstücke, alte Fotos oder gemalte Porträts oder Erbstücke wie Schmuck oder Möbel, mit denen Geschichten über Vorfahren verbunden sind. Wir alle, auch die hartnäckigsten Familienforscher, wissen trotzdem kaum etwas von der unendlich langen Reihe unserer Vorfahren.

Die versunkenen Zeiten, in deren Dunkel die Erinnerung an unsere persönlichen Vorfahren verschwunden ist, sind aber trotzdem ständig gegenwärtig: Wir sind umgeben von den historischen Gebäuden unserer Altstadt und wir gehen und fahren täglich auf Straßen und Plätzen, die lange vor unserer Zeit angelegt wurden.

Wenn man noch genauer hinsieht, erkennt man, dass unter den Straßen und Plätzen, in der Gestalt unserer Stadt noch viel ältere Zeiten gegenwärtig sind, lange Zeiträume der Erdgeschichte, die man zwar in Jahreszahlen ausdrücken, sich aber nicht wirklich vorstellen kann.

Diese Gleichzeitigkeit von Zeugnissen aus ganz unterschiedlichen Zeiten, die uns umgeben, soll im Folgenden am Beispiel der Stadt Landsberg etwas veranschaulicht werden.

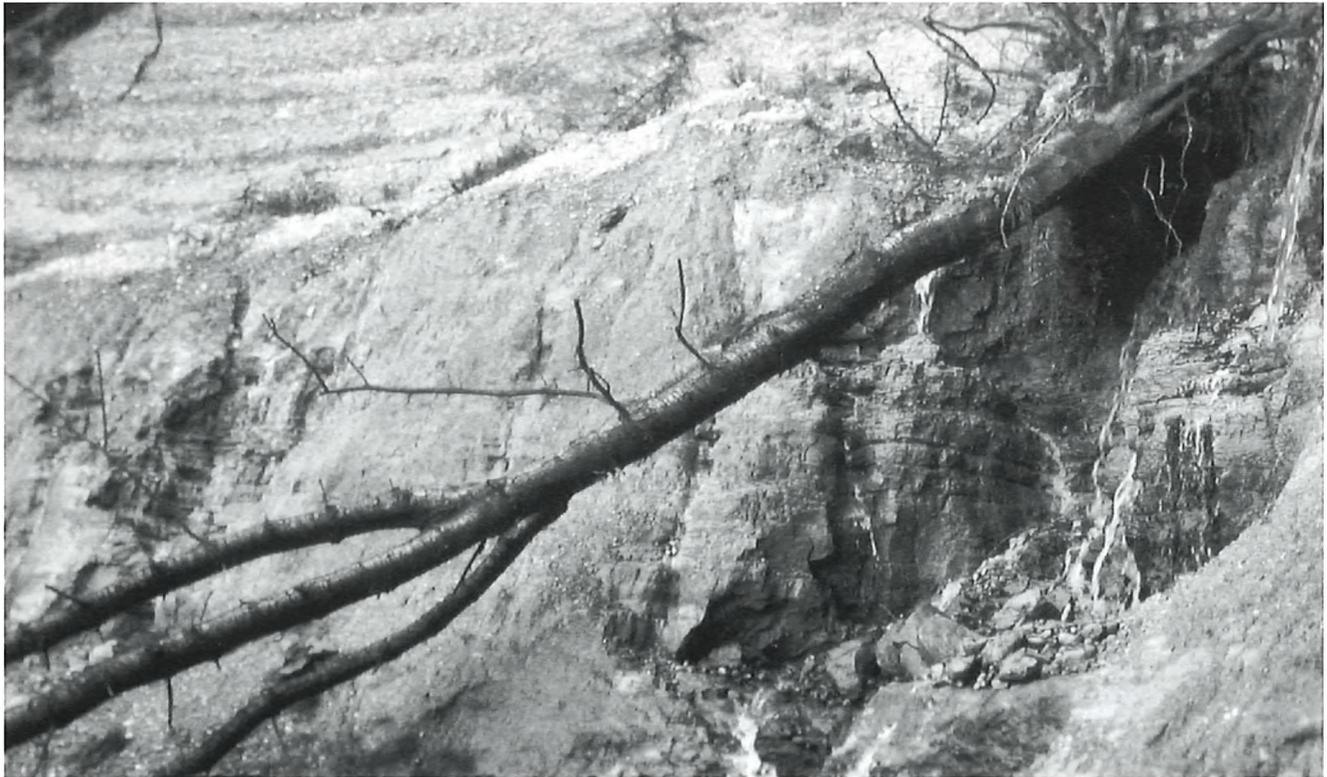
Tertiär – Schichtquellen und Flinz

Wenn man sich von Westen her Landsberg nähert, sieht man schon von weitem die Mauern und Türme der Stadt. Dass sich die Stadt vom Lechtal aus den steilen Osthang hinaufzieht, macht den besonderen Reiz ihrer Lage aus. Es ist kein Zufall, dass fast alle alten Stadtdarstellungen diese Ansicht zeigen: im Vordergrund der Lech mit dem Wehr und den Brücken, dahinter die im Tal zusammengedrängten und am Berg gestaffelt ansteigenden Gebäude.

Dieser Steilhang soll als erstes näher betrachtet werden. Auffällig sind an den Wegen nach Pitzling und nach Sandau die vielen Quellen. Die Quellaustritte am Weg nach Sandau sind der Grund dafür, dass der Weg immer wieder abrutscht. An solchen Stellen sieht man, dass hier die Quellen auf einer wasserundurchlässigen Schicht entspringen – das Grundwasser tritt als Schichtquelle aus.

Die weiche, meist gelbe oder graue Schicht aus Sanden, Tonen und Mergeln, auf der die Quellen entspringen, heißt Flinz. Es ist eine Ablagerung aus dem Tertiär, dem Erdzeitalter vor dem Beginn der Eiszeit. Das Tertiär wird in der Einteilung der Erdgeschichte zur Erdneuzeit gerechnet; es begann vor ca. 65 Mio Jahren und endete vor etwa 2,5 Mio. Jahren. Im Tertiär entstanden die Alpen. Die Saurier des Erdmittelalters waren ausgestorben, die Säugetiere entwickelten sich. Das Klima in unserem Gebiet war feucht und heiß, sodass das Land mit dichten Wäldern bedeckt war. Aus den Pflanzen des Tertiärs entstand später die Braunkohle, die zum Beispiel in Peißenberg oder Peiting bis vor einigen Jahrzehnten abgebaut wurde.

Im Alpenvorland wechselten im Tertiär Zeiten, in denen sich hier ein Meer befand, mit Zeiten, in denen unser Gebiet



Schichtquelle am Weg nach Sandau

aus dem Meer aufgetaucht war. Die letzte Phase des Tertiärs, das Miozän oder die obere Süßwassermolasse, war solch eine Zeit. Große Ströme flossen von Ost nach West und lagerten mächtige Schichten von Tonen und Sanden ab. Was wir am Weg von Landsberg nach Sandau sehen, ist also der obere Rand einer zwischen 1,5 und 25 Mio. Jahre alten Flussablagerung. Diese Ablagerungen wurden später teilweise wieder abgetragen.

Der Flnz bildet im Bereich Landsberg den Untergrund, der aber fast überall von eiszeitlichen Ablagerungen überdeckt ist. Sichtbar ist er außer am östlichen Steilhang – ein besonders schöner Aufschluss ist hier der Flnzsand an der Einmündung der Teufelsküche in den Lech – auch im Flussbett des Lechs, deutlich zum Beispiel unterhalb des Lechwehres, und am Höhenzug westlich des Lechtales bei Erpfting und Ellighofen. Auch bei Baumaßnahmen kommt er immer wieder zum Vorschein, zum Beispiel beim Neuausbau der Alten Bergstraße und besonders deutlich beim Bau der Kavernengarage im Schlossberg. Diese wurde vollständig in den weichen Flnz hinein gebaut, was die Entwicklung eines besonderen Bauverfahrens notwendig machte.

Nutzung der Quellen – Trinkwasser und Mühlen

Die starken Quellen am Lechhang waren für Landsberg und Pitzling von Anfang an von großer Bedeutung. Noch heute kommt ein Teil des Trinkwassers aus den Quelfassungen in diesem Bereich. In Pitzling und Sandau wurden Mühlen mit damit betrieben.

Einige Beispiele dazu: Im Zentrum des Hauptplatzes steht seit dem Mittelalter ein großer Brunnen. Der heutige stammt aus der Barockzeit. Die Anlage wurde nach dem Abbruch des alten Rathauses um 1700 errichtet, die schöne Madonna steht seit 1783 auf der Brunnensäule. Das Wasser, das die Bürger in ihre Häuser holten und das die Besucher der Märkte und die Pferde der ankommenden Fuhrwerke tranken, wurde vom Schlossberg und vom Leitenberg nördlich der Alten Bergstraße hergeleitet. Der Wasserdruck war so groß, dass er ein Wasserspiel ermöglichte, das von vielen Reisenden bewundert wurde.

Erstmals erfahren wir davon aus dem Bericht einer venezianischen Gesandtschaft, die 1492 nach Landsberg kam. Auch der Chronist der Reisegesellschaft Philipps des Schönen, des Herzogs von Burgund, berichtet über die Landsberger Brunnen. Über den Marktbrunnen schreibt er 1503: „Unter den Brunnen der Stadt fließt der auf dem Markt mit so großer Heftigkeit aus zehn oder zwölf Mündungen, dass er 16 oder 18 Fuß (das entspricht ca. 5m) hoch springt. Man sieht in der Art kaum Schöneres.“ Der französische Philosoph Montaigne berichtet 1580 gar von hundert Röhren, aus denen das Wasser hochsprang. Merian lobt 1644 das „gute, lautere Wasser“, Ertl meint 1687, der Springbrunnen sei so schön, dass er in einem Palast stehen könnte. Das Wasserspiel bestand übrigens, wie ein altes Foto zeigt, noch im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts.

Aus der Churbayrischen Landbeschreibung von Michael Wening von 1701 erfahren wir, dass die meisten Landsberger Häuser damals schon „springendes Wasser“, also Wasserzuleitungen von den Quelfassungen am Schlossberg und am Leitenberg hatten.

Von den früher vielen öffentlichen Brunnen haben sich nur wenige erhalten. An der Alten Bergstraße steht der Giglbrunnen. Die Brunnenfigur wurde vor einigen Jahrzehnten gestohlen und dann durch die heutige ersetzt. Das schöne Marmorbecken ist das ehemalige Weihwasserbecken der Spitalkirche, die nach dem Brand 1874 abgebrochen wurde. Das Wasser kommt aus einer alten Quelfassung unmittelbar dahinter.

Am Sandauer Tor wurde im Jahr 2000 wieder der neugotische Brunnen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts aufgestellt, der damals einen älteren Brunnen ersetzte.

An die vielen Quellen im Hofgraben, die vor allem von den Gerbern genutzt wurden, erinnern die 1756 als Ersatz für eine ältere hölzerne Wallfahrtskapelle erbaute Brunnenkapelle und ein Teil einer alten Quelfassung und Wasserleitung.

Am Lechsteilhang südlich und nördlich der Stadt findet man an vielen Stellen Wasserfassungen. Vom Wasserhaus, erbaut 1865 am Ausgang der Altstadt zum Lechpark, wurde das Wasser von den südlichen Quellen hochgepumpt, zuerst zum Jungfernsprungturm, der in der Mitte des 19. Jahrhunderts als Hochbehälter für die Stadt erhöht und ausgebaut



Der Marienbrunnen auf einer Zeichnung von 1817



Wasserhaus am Klosterl

wurde, und später zum noch heute bestehenden Hochbehälter im Bayertor. Im Lechpark findet man noch das Gebäude mit dem Wasserrad und der dadurch angetriebenen Pumpe zur früheren Wasserversorgung von Pössing.

Die starken Quellen um das Schloss Pitzling wurden am Anfang des Jahrhunderts gefasst und versorgen bis heute teilweise die Mitglieder der „Pöringer Gruppe“, einer Reihe von Dörfern östlich des Lechs.

Das Wasser aus den Schichtquellen auf dem Tertiärsockel wurde auch als Triebwasser für die Mühlen in Sandau und in Pitzling genutzt. In Sandau befanden sich bis ins 19. Jahrhundert drei Mühlen, eine Hammerschmiede, in der zum Beispiel Steinmetzmeister Franz Xaver Sepp für den Bau des Mutterturms große Zangen schmieden ließ, mit denen die Tuffblöcke hochgezogen wurden, außerdem eine Schleifmühle und eine Waffenschmiede. Die Sandauer Mühlen sind seit dem Mittelalter überliefert.

In Pitzling gab es Getreidemühlen, die Obermühle, die Mittermühle und die Untermühle, zu letzterer gehört die noch bestehende Sägemühle.

Beim Schloss Pöring stand oberhalb der Säge auch eine Getreidemühle, das große Mühlrad war in ruinösem Zustand noch nach dem Krieg zu sehen.



Wohnteil der ehemaligen Hammerschmiede in Sandau

Eiszeiten - Nacheiszeit

Wir kehren zur Erdgeschichte zurück und machen einen Schritt auf die Gegenwart zu. Vor ca. 2,5 Mio. Jahren begann eine neue Epoche der Erdgeschichte, die Eiszeit oder, genauer gesagt, die Eiszeiten. Die Temperaturen sanken um etwa 8 Grad, und zwar ziemlich schnell, wie neuere Forschungen im Grönlandeis ergeben haben, und die Niederschläge nahmen zu. Dies führte dazu, dass die Gletscher wuchsen und bis ins Alpenvorland, bis in unsere Gegend, vordrangen. Der Peißenberg zum Beispiel war zeitweise ganz unter dem Eisstrom begraben. Zwischen den 6 Kaltzeiten – die letzten 4 sind nach den Flüssen Günz, Mindel, Riss und Würm benannt – gab es wärmere Perioden, Warmzeiten, das Klima war dann etwa so warm wie heute oder sogar wärmer. Die Vegetation in den Eiszeiten außerhalb der eisbedeckten Gebiete entsprach etwa der heutigen arktischen Tundra, es gab Herden von Wildpferden, Rentieren, Moschusochsen und auch später ausgestorbenen Tiere wie die riesigen Mammute, das Wollnashorn, den Höhlenbären. Am Ende der vorletzten Eiszeit, vor etwa 150 000 Jahren, durchstreiften erstmals kleine Gruppen früher Menschen, die Neandertaler, die Tundra im heutigen Bayern als Jäger und Sammler. Ihr Werkzeug war der Faustkeil. Unser direkter Vorfahr, der „Homo sapiens“, erscheint erst vor etwa 40 000 Jahren, während der letzten Eiszeit, der Würmeiszeit.

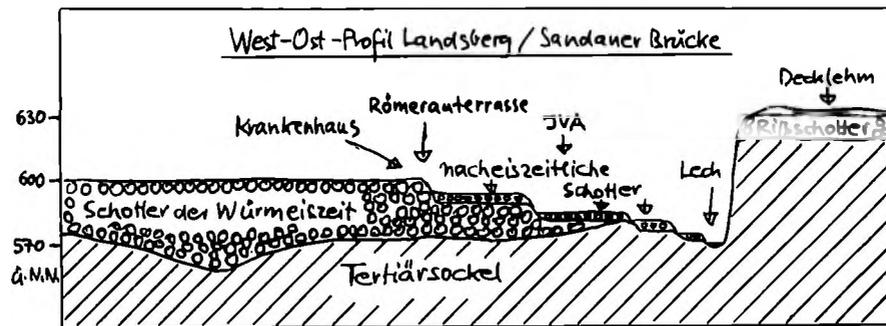
Was hat das alles mit unserer Stadt zu tun?

Das Lechtal, an dessen Rand Landsberg liegt, entstand als Abfluss der Lechgletscher der Eiszeit. Um die Beschreibung nicht zu sehr zu komplizieren, gehe ich nur auf die letzte Eiszeit ein. Damals, in der Würmeiszeit, reichte die Gletscherzunge dieses Gletschers bis nach Hohenfurch. Wenn man auf der B17 nach Süden fährt, kommt man kurz vor diesem Ort an eine Anhöhe, die Endmoräne. Rechts und links erkennt man gleichmäßig geschwungen wie ein riesiges Amphitheater den nach Süden, wo sich der Gletscher befand, gleichmäßig abfallenden Hang. Bis hierher reichte die Gletscherzunge.

Terrassen

Der Gletscherabfluss, der eiszeitliche Lech, war ein gewaltiger Fluss. In Zeiten starker Wasserführung, also in den Warmzeiten, grub er sich ein breites Tal, das im Stadtgebiet von Landsberg vom Stoffersberggrücken bis zum Steilhang östlich des heutigen Lechs reichte. Dabei verlagerte der vielarmige Flusslauf nach und nach seine Hauptrinne von Westen nach Osten. Unter den Schotterflächen beim Stadtwaldhof befindet sich der Taleinschnitt aus der Warmzeit vor der Würmeiszeit – heute noch ist dies ein starker Grundwasserstrom etwa auf dem Niveau des heutigen Lechs. Aus ihm entnehmen die Tiefbrunnen der städtischen Wasserversorgung den größten Teil unseres Trinkwassers. In der letzten Eiszeit, die vor etwa 80 000 Jahren begann und vor etwa 15 000 Jahren, also etwa 13 000 vor Christus, endete, füllte der Fluss dieses Flussbett wieder bis zur heutigen Oberfläche auf – der Untergrund unter dem westlichen Stadtgebiet bis hin zum Stoffersberg besteht also aus in der Würmeiszeit abgelagertem Flussschotter. An vielen Stellen des Lechtals zwischen Hohenfurch und der Lechmündung wird dieser Kies abgebaut, zum Beispiel im Stadtgebiet, zwischen Kaufering und Igling und bei Kloster Lechfeld.

Ein Sprung aus der Eiszeit in unser Jahrhundert: Die großen Kiesvorkommen waren für die NS-Regierung ein Hauptgrund, das Rüstungsprojekt Ringeltaube im Bereich Landsberg durchzuführen, weil diese den Bau der unterirdischen Produktionshallen für Flugzeuge mit einer neuen Bauweise ermöglichten. Auf dem Schotter ist die Humus-



schicht relativ dünn, der Untergrund ist wasserdurchlässig, deshalb wurden die Flächen im Westen der Stadt früher wie auch sonst auf dem Lechfeld vorwiegend als Grünland und als Weideland genutzt. Von der früheren blumenreichen Trockenrasenvegetation, darunter viele Orchideenarten, gibt es nur noch Reste, meist an den ungedüngten Terrassenhängen. Wegen der Durchlässigkeit des Kiesbodens ist das Trinkwasser durch Düngung und durch Spritzmittel besonders gefährdet, deshalb wurden Wasserschutzzonen eingerichtet.

Durch Klimaschwankungen in der letzten Eiszeit und nach dem Ende der Eiszeit entstanden die Terrassen, die im Westen den Lech begleiten und die von Süden nach Norden zu immer flacher werden. Die Terrassenkanten zeigen jeweils den westlichen Rand des ehemaligen Flussbettes an, das sich nach und nach nach Osten verlagerte. So entstand die in Treppen ansteigende Landschaft, die bis heute das Stadtbild, die Besiedlung und das Straßennetz prägt. In Warmphasen mit starker Wasserführung tiefte sich der Fluss ein, in Kaltzeiten füllte er das neue Tal wieder zum Teil auf, sodass die Hänge und die Kiesablagerungen unterhalb jeweils eine Klimaphase anzeigen, je näher am heutigen Lech, umso jünger.

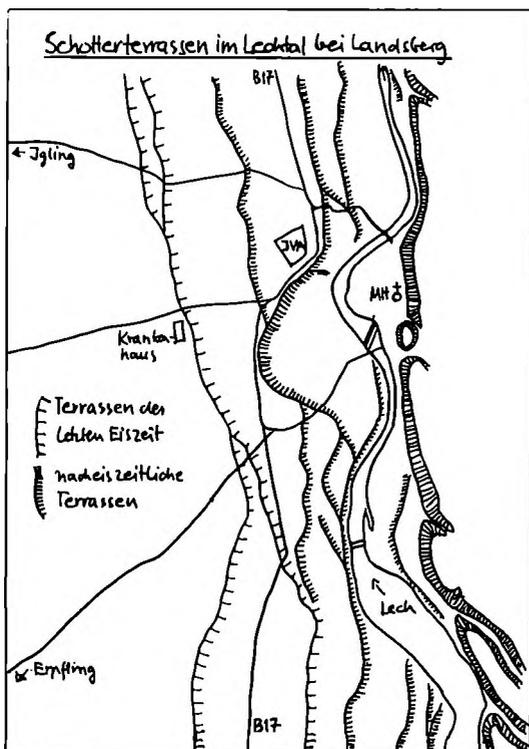
Am Ende der letzten Eiszeit, der Würmeiszeit, als es wärmer wurde und die Gletscher abschmolzen, entstand die Römerauterrasse, die durch ihre Höhe den westlichen Stadtzugang bestimmt.

Es würde zu weit führen, die 6 nacheiszeitlichen Terrassen zwischen der Römerauterrasse und dem Lech im einzel-

nen zu erläutern. Nicht alle Phasen sind überall vorhanden, weil der Fluss teilweise ältere Terrassen beim Ausgreifen nach Westen wieder abtrug, so zum Beispiel unterhalb des Krankenhauses oder beim Sportzentrum unterhalb der Engelkirche, wo eine nacheiszeitliche, weit nach Westen ausgreifende Lechschleife die Topographie der Stadt besonders eindrucksvoll bestimmt. Die älteren Terrassen, die im Bereich der alten Katharinenvorstadt durch die große Lechschleife abgetragen wurden, sind südlich der Katharinenstraße, zum Beispiel unterhalb der Museumstraße und unterhalb der Kaserne, und nördlich der Pflugfabrik, zum Beispiel im Alten Friedhof oder unterhalb der Augsburgersstraße, deutlich zu erkennen.



Eichenstamm aus dem Schotter einer Terrasse



Die Terrassen unterhalb der Römerauterrasse sind nach dem Ende der Eiszeit, also seit etwa 15 000 Jahren entstanden. Das heißt, dass es schon Menschen in unserer Gegend gab, als der Lech noch unterhalb der Engelkirche floss. Die einzelnen Stufen sind nicht genau zu datieren mit Ausnahme der jüngeren Auenstufe, der 5. von 6 Stufen. Ein genaues Datum für das Alter dieser Terrasse erhalten wir durch einen Eichenstamm, der 1975 beim Ausheben einer Baugrube an der Kohlstattstraße unterhalb des Kasernengeländes entdeckt wurde. Sein Alter wurde mit Hilfe der Dendrochronologie, also durch die Jahresringe, auf das Jahr 630 vor Christus bestimmt. Aus dieser Zeit stammen auch die Hügelgräber der Hallstattzeit, zum Beispiel das Hügelgräberfeld bei Pürgen.

Allerdings wurde die sogenannte ältere Auenstufe, das ist die 4. der 6 Stufen, durch die Römerfunde in Epfach auf das 1. bis 3. nachchristliche Jahrhundert datiert, was dazu nicht passt. Im Stadtgebiet ist dies die Fläche, auf der der Altöttinger Weiher liegt und im Lechpark das Wildschweingehege.

Zur jüngeren Auenstufe gehören zum Beispiel die Schwaighofsiedlung und die Weiher in Sandau, zur jüngsten Auenstufe der Auwald unmittelbar am heutigen Lech, zum Beispiel im Wildpark westlich des Kneippbades oder in San-



Nagelfluhfelsen am Krachenberg

dau. Die relativ jungen Flächen der Auenstufen sind durch die Ablagerungen des Lechs besonders fruchtbar, deshalb waren dort früher die Hopfengärten – die Hopfengartenstraße in der Schwaighofsiedlung erinnert daran – und bis heute finden wir hier die Gärtnereien.

Reste nacheiszeitlicher Terrassen gibt es auch an manchen Stellen östlich des Lechs, allerdings nur in einem schmalen Streifen, zum Beispiel in der Pössinger Au, heute Lechpark genannt, und in Pitzling, wo Schloss Pöring, der Pfarrhof und das alte Gasthaus auf einer älteren Terrasse, die Kirche auf einer jüngeren Terrasse stehen. Südlich des alten Dorfes, im Neubaugebiet, sind die Terrassen besonders gut zu erkennen.

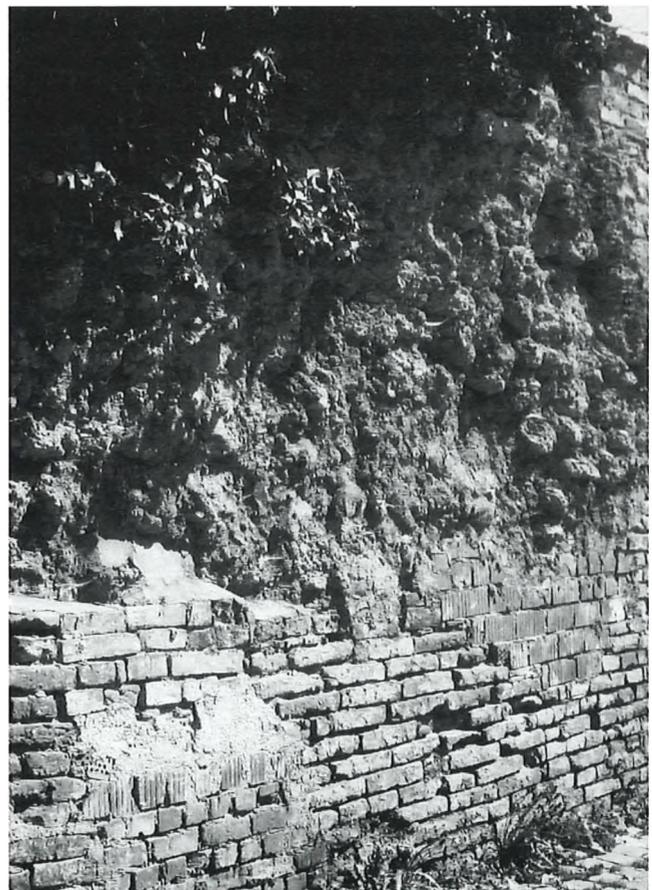
Nagelfluh

Am Lechsteilufer im Stadtgebiet und am Steilhang nördlich und südlich der Stadt liegt im oberen Bereich eine harte, felsige Schicht über dem tertiären Sockel. Es handelt sich um sogenannten Nagelfluh, ein Gestein, das aus Geröll besteht, das durch Kalksinter verbunden ist. Wenn man den gerundeten Schotter betrachtet, erkennt man, dass es sich um Kiesel aus einem ehemaligen Flussbett handeln muss. Wieso liegt dieses alte Flussbett so hoch, nämlich etwa 40 Meter, über dem heutigen Lechbett? Der Wasserspiegel unterhalb des Wehres befindet sich bei ca. 578 m ü. N. N., die Nagelfluhschicht im Stadtgebiet ca. 620 m ü. N. N. Wieso liegt die Nagelfluhschicht auch deutlich höher als die Römerauterrasse (Krankenhaus 608 m ü.N.N.), das Flussbett der letzten Eiszeit, und erst recht hoch über den nacheiszeitlichen Terrassen? Die Erklärung kann nur sein, dass es sich um ein Bett des Lechs handelt, das älter ist als das Flussbett zur Zeit der letzten Eiszeit. Die Wissenschaft ist sich ziemlich sicher, dass der Nagelfluh am Lechsteilhang zum Flussbett des Lechs der vorletzten Eiszeit, der sogenannten Risseiszeit, gehört, die vor etwa 290 000 Jahren begann und vor etwa 125 000 Jahren endete. Eine noch ältere Schotterablagerung, ebenfalls zu Nagelfluh geworden, bildet die 690 m hohe Kuppe des Stoffersberges. Zu welcher der frühen Eiszeiten sie gehört, ist in der Wissenschaft umstritten.

Die harte Nagelfluhschicht ist ein Grund dafür, dass der Hang am Krachenberg südlich der Stadt und am Leitenberg

nördlich der Stadt besonders steil ist; die harte Schicht hat dem Prozess der Abflachung entgegengewirkt.

Der Nagelfluh wurde im Mittelalter als Baustein gebrochen. Die älteste Stadtmauer aus der Zeit um 1300 – die Stadt erhielt das Stadtrecht um 1270/80 – ist im unteren Bereich daraus errichtet, wie die Abschnitte an der Vorderen Mühlgasse und besonders schön an der Hinteren Salzgasse zeigen. Auch bei Umbauten an alten Häusern findet man oftmals Nagelfluh, besonders im Fundament.



Stadtmauer an der Hinteren Salzgasse

Jungmoränen und Schmelzwassertäler

Der Lechgletscher reichte bis nördlich von Hohenfurch, der Loisach-Ammerseegletscher, dessen breites Tal sich in der Ammerseemulde und weiter nach Süden zu – Weilheim und Polling liegen darin – deutlich in der Landschaft abzeichnet, endete weiter im Norden. Den Endmoränenwall findet man nördlich von Stegen bei Grafrath. Wenn man von Landsberg aus zum Ammersee fährt, überquert man mehrmals deutlich ausgebildete Hügelketten, die bis auf die westlichste mit Wald bedeckt sind: bei Pürgen, zwischen Pürgen und Hofstetten (Frauenwald), zwischen Hofstetten und Finning und schließlich bei Entraching. Diese Moränenwälle markieren Rückzugsphasen des Ammerseegletschers am Ende der letzten Eiszeit. Der Gletscher häufte wie ein Förderband an seinem Ende und an der Seite den mitgeführten Schutt auf und bildete die Moränenwälle aus. Wenn es wärmer wurde, zog sich der Gletscher zurück und die Grundmoränen zwischen den Moränenwällen wurden freigelegt. Außerdem bildeten sich Abflussrinnen für das Schmelzwasser und darin Schotterablagerungen, wie wir sie im Lechtal bei Landsberg kennengelernt haben.

Das bedeutet, dass das Eis des Ammerseegletschers in der letzten Eiszeit fast bis nach Landsberg reichte. Die Hügel, auf denen Stoffen, Pürgen und Schwifting liegen, markieren den weitesten Vorstoß dieses Gletschers.

Die Schmelzwässer der riesigen Eismassen, die fast den gesamten südöstlichen Landkreis bedeckten, bildeten Abflusstäler in Richtung Lechtal aus: Das Haupttal setzt bei Pflugdorf an und führt über Lengenfeld und östlich an Pürgen, Schwifting und Penzing vorbei zum Tal des verlorenen Baches, der nördlich von Prittriching in den Lech mündet. Die mächtigen Schotterablagerungen kann man zum Beispiel in den Kiesgruben bei Penzing sehen.

Die eiszeitlichen Täler waren breit und flach, weil sich die Schmelzwasserflüsse im Dauerfrostboden nicht eintiefen konnten. Ein weiterer Grund für diese typische Form des sogenannten Kastentales ist die große Menge des mitgeführten Gerölls.

Auch im Stadtgebiet finden wir, wie überall östlich vom Lechhochufer, diese Talform, zum Beispiel am Landsberger Schlittenberg, der Pflerschbräuweise, im Wald südlich von Pössing und oberhalb der Teufelsküche nach Stoffen zu.

Das Tal an der Pflerschbräuweise, durch das der Wolfmüllerweg zur Neuen Bergstraße führt, setzt sich im oberen Teil des Hofgrabens fort und mündete in den damaligen Lech wohl im Bereich des heutigen Hauptplatzes, aber auf einem wesentlich höheren Niveau. Wenn eiszeitliche Jäger mit ihren Speeren mit Feuersteinspitzen am Lech standen, befanden sie sich wohl etwa in der Höhe der heutigen Schmalzturmhuhr.

Altmoränen und Ziegeleien

Das östliche Stadtgebiet von Landsberg wurde vom würmeiszeitlichen Ammerseegletscher nur am Rand erreicht. Das flachhügelige Gelände zwischen den beschriebenen Abflusstälern besteht aus Altmoränen der vorletzten Eiszeit. In der Risseiszeit hatte der Ammerseegletscher eine noch größere Ausdehnung als in der letzten Eiszeit. Die risseiszeitlichen Moränenzüge sind aber kaum mehr zu erkennen, da sie weitgehend eingeebnet und durch Windablagerungen der letzten Eiszeit – heute fruchtbarer Lössboden - überdeckt wurden. Daraus und durch die tiefgründige Verwitterung der Altmoränen entstand der fruchtbare Lösslehmboden des östlichen Stadtgebietes.

Aus diesem Lehm wurden bis in die Nachkriegszeit die Ziegel für die Bauten in Landsberg gebrannt. Bedeutende Ziegelbauten des späten Mittelalters sind zum Beispiel die Stadtmauer und die Pfarrkirche. Die Ziegelstadel standen nördlich der Münchener Straße in der Bayervorstadt. Heute erinnert nur noch die wassergefüllte ehemalige Lehmgrube bei der neuen Berufsschule an die hier Jahrhunderte lang ausgeübte Herstellung von Ziegeln. Der Lehm wurde in eine Holzform gestrichen, die Ziegel wurden dann in offenen Hütten getrocknet und anschließend gebrannt.



Die Pflerschbräuweise, ein eiszeitliches Tal

Das Lechhochufer: Kalktuff, Schluchten und Schuttfächer

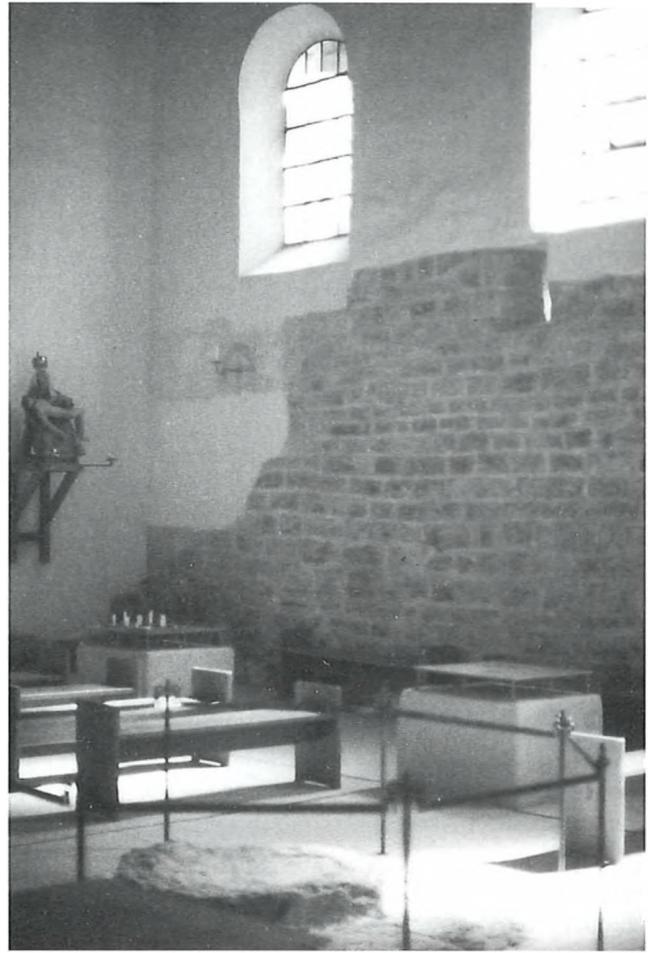
Das wichtigste Element der Landschaft im Stadtgebiet ist der Lech. Der Fluss schuf während und nach der letzten Eiszeit als mächtiger Schmelzwasserfluss die Terrassenlandschaft vom Lechsteilufer im Osten bis zum Stoffersberghöhenzug. Der Talquerschnitt ist asymmetrisch, da sich der Flusslauf ständig nach Osten verlagerte. Diese Talform findet sich an allen Flüssen im Alpenvorland, zum Beispiel auch an der Isar in München. Zur Erklärung gibt es zwei Theorien: Die eine besagt, das Alpenvorland habe sich im Westen langsam gehoben. Die andere Theorie geht davon aus, dass durch den überwiegenden Westwind am westlichen Hang, auf der windabgewandten Seite, höhere Schneewächten entstanden, die das Auftauen im Frühjahr verzögerten. Der Osthang taute also früher ab, die Durchfeuchtung förderte die Seitenerosion durch den Fluss, so dass dieser sich Jahr für Jahr langsam nach Osten verlagerte.

Möglicherweise haben beide Vorgänge bei der Entstehung der Talasymmetrie zusammengewirkt. Es würde zu weit führen, im Zusammenhang der Beschreibung der Entstehung der Landschaft im Stadtgebiet diese Theorien genauer zu diskutieren.

Die Eintiefung des Flusslaufes legte den tertiären Sockel frei, auf dem dann die Quellen entsprangen. Das Wasser der Quellen ist stark kalkhaltig, weil das Kalkgeröll der Moränen und der Schotterflächen vorwiegend aus den Kalkalpen stammt. Dieser Kalk lagert sich als Kalktuff an der Oberfläche ab, auf Pflanzen und auf herabgefallenen Ästen, und bildet im Lauf der Zeit meterdicke poröse Ablagerungen. Der Tuff ist ein hartes und trotzdem leicht zu bearbeitendes Gestein, das früher als Baustein viel verwendet wurde.



Tuffbildung



Tuffmauer in der Kirche von Sandau

Die ehemalige Klosterkirche von Sandau ist aus Tuff gebaut, sicher vom Lechhang in der Nähe, wo zum Beispiel noch 1611 3000 bis 4000 Quader gebrochen wurden (LG 1914, S.86). Die ältesten Bauteile der Kirche stammen vom ersten Bau aus der Zeit um 750. Damit ist die Sandauer Kirche nicht nur das älteste Gebäude im Stadtgebiet, sondern durch diese Mauern eines der ältesten in Bayern.

Auch die Fundamente der mittelalterlichen Burg, die Heinrich der Löwe nach 1160 wohl weitgehend neu erbauen ließ, bestehen aus Tuff. Erhalten haben sich an der Nordostecke des Schlossberges die Substruktionen des Palas, des Herrenhauses, und der Kemenate. Sie sind der letzte Rest der nach 1808 abgebrochenen Burg. Tuffquader vom Abbruch wurden beim Neubau der Karolinenbrücke nach 1807 verwendet. Aus einem Quader der bei einem späteren Neubau wieder abgetragenen Brückenpfeiler wurde bei der letzten Renovierung der neue Altar der Sandauer Kirche gestaltet – so kehrte der in Sandau vor Jahrtausenden gewachsene Tuff nach Jahrhunderten auf der Burg und nach etwa eineinhalb Jahrhunderten als Brückenpfeiler wieder nach Sandau zurück.

Tuff als einheimisches Baumaterial neben Nagelfluh und Ziegeln findet sich an vielen Stellen in der Stadt. In späterer Zeit wurde es allerdings von Vorkommen bei Polling und bei Paterzell bezogen, wie zum Beispiel für die Fassade der Heilig-Kreuz-Kirche (Polling) oder für den Mutterturm (Paterzell).

Als am Ende der Eiszeit der tiefgefrorene Boden langsam auftaute, entstanden am Lechsteilhang enge, tief eingeschnittene Schluchten mit einem V-förmigen Querschnitt, sogenannte Kerb- oder V-Täler, die im Volksmund Teufelsküchen heißen. Am bekanntesten ist wegen der unheimlichen Sagen, die der Pörringer Schlossherr Karl von Leoprechting in der Mitte des 19. Jahrhunderts aufgezeichnet



Krachenbergschlucht

hat, die Teufelsküche am Weg nach Pitzling. Ähnliche Kerbtäler sind das Tal in Pössing, das sogenannte Fuchsloch nördlich von Pössing und die Schlucht in Sandau, in der früher ein Mühlweiher aufgestaut war.

Auch im Bereich der Landsberger Altstadt gibt es zwei solche Schluchten:

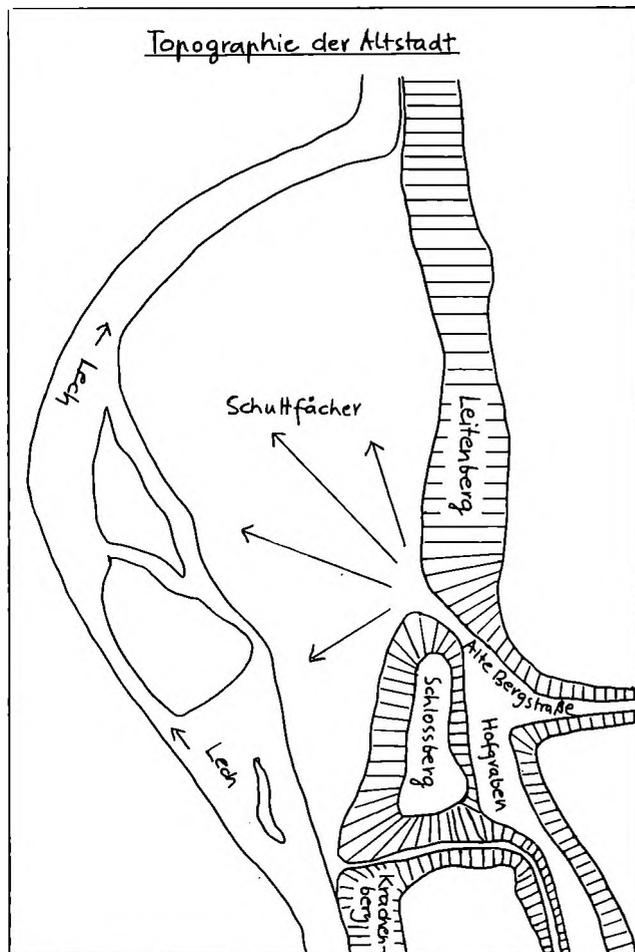
Die eine, die Krachenbergschlucht, setzt in dem eiszeitlichen Tal am Wolfmüllerweg an und führt neben der Neuen Bergstraße zum Lech, wo sie beim Nonnenturm mündet.

Die andere ist durch den unteren Teil der Alten Bergstraße und das Hexenviertel überbaut, aber deutlich ablesbar.

Im oberen Bereich, vom Bayertor bis zum Pfltschbräu, verläuft die Alte Bergstraße wohl in einem weiteren breiten eiszeitlichen Tal, das in dem Bereich vom Pfltschbräu anwesens bis zu dem kleinen Platz oberhalb des Cafes Zirnheld in das von Süden kommende und im Hofgraben verlaufende Tal mündete. Das nacheiszeitliche Kerbtal setzt also wohl etwas unterhalb der Brunnenkapelle an.

Diese Täler im Stadtgebiet, im Süden die Krachenbergschlucht (heute verläuft hier die Neue Bergstraße), im Osten der Hofgraben und im Norden die untere Alte Bergstraße, zerschneiden das Hochufer und trennen den Schlossberg ab.

Jahrtausendlang floss Schmelzwasser durch die genannten Täler zum Lech. Das Wasser transportierte gewaltige Mengen an Schutt, der an der Einmündung in das Lechtal einen Schutfächer bildete. Dieser prägt bis heute die Stadt: Er setzt am Ausgang der Alten Bergstraße, am Schmalzturm, an, und senkt sich, noch heute an der Platzoberfläche des Hauptplatzes deutlich erkennbar, gleichmäßig leicht gewölbt nach Südwesten, Westen und Nordwesten. Dieser Schutfächer hat den Lech im Gebiet der Altstadt vom Hochufer abgedrängt. Oberhalb und unterhalb der Altstadt fließt der Lech unmittelbar am Hochufer entlang.



Der Lech

Der Lech war früher ein Fluss mit der für die Alpenflüsse typischen jahreszeitlich sehr unterschiedlichen Wasserführung. Das Flussbett war breit, es bestand aus mehreren verzweigten Armen mit Kiesinseln und Altwässern, die sich bei jedem Hochwasser veränderten. Bei Hochwasser wurde viel Schotter transportiert, bei Niedrigwasser wurde er auf Kiesbänken und Inseln abgelagert.



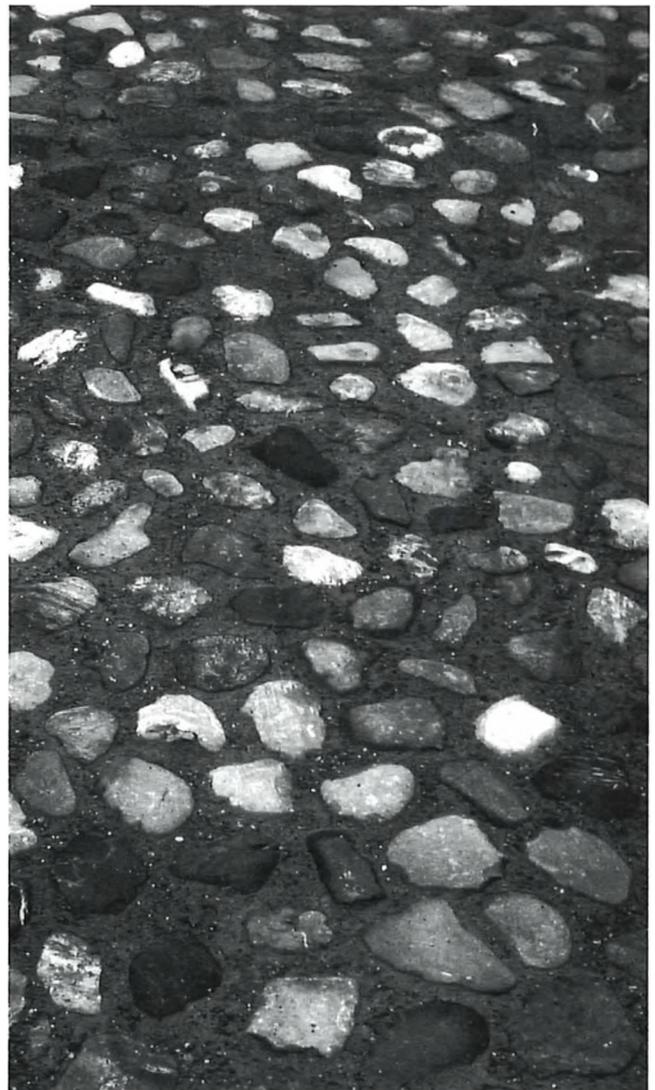
Der Lech bei der Teufelsküche vor dem Bau der Staustufen (Gemälde von Dr. Ludwig Seeberger)

Am Lech gab es noch keinen Weg, der Weg nach Pitzling führte auf einem Holzsteg über die Teufelsküche. Dass sogar heute noch Kiesbänke neu entstehen können, obwohl wegen der Staustufen kein neuer Schotter mehr aus den Alpen kommt, zeigt die Kiesbank unterhalb des Inselbades. Hier hat der Lech beim letzten Hochwasser den am Inselbad abgetragenen Kies abgelagert.

Altwässer gab es bis zum Bau der Staustufen oberhalb der Stadt in der sogenannten „Sulz“ südlich des Kneippbades. Ein Hochwasserbett verlief westlich der Karolinenbrücke durch das Gelände der Gärtnerei Schindler. Unter der Katharinenstraße befindet sich noch heute westlich des Lechhauses ein Wasserdurchlass zum Postgebäude. Das Hochwasserbett, das das Lechwehr umging, mündete am Papierfleck wieder in den Lech. Auf den Kiesbänken dieses Hochwasserbettes beim Englischen Garten legten die Bleicher ihre Tücher zum Bleichen aus.

Das Geröll aus dem Fluss war bis zum Ende des 19. Jahrhunderts die einzige Möglichkeit, die Straßen und Plätze zu pflastern. Erst seit dem Bau der Eisenbahn konnten die Pflastersteine aus Granit, die aus dem Bayerischen Wald oder aus der Oberpfalz stammen und die man heute als typischen Straßenbelag in der Altstadt betrachtet, nach Landsberg transportiert werden. Das Lechkieselpflaster, das meistens nur wegen seiner schlechten Begehrbarkeit wahrgenommen wird, gehört also als Material aus dem Lechtal zu Landsberg wie der Tuff, der Nagelfluh und die Ziegel aus dem Altmoränenlehm.

Der kantige Schutt aus den Alpen wurde durch den Transport im Fluss zerkleinert und gerundet. Die Lechkiesel des alten Pflasters zeigen dem kundigen Betrachter auch, wo sie herkommen: Etwa drei Viertel sind heller und dunkler Kalkstein und Dolomit aus den Lechtaler Alpen, etwas mehr als ein Zehntel sind Sandsteine aus der nördlich an die Kalkalpen anschließenden Flysch- und Molassezone, also Sedimente des Tertiär wie der Tertiärsockel im Stadtgebiet, außerdem findet man gelegentlich Gerölle aus Granit, Gneis oder anderen Gesteinen der Zentralalpen, die die Gletscher der Eiszeit in das Einzugsgebiet des Lechs transportiert haben.



Pflaster Hauptplatz



Das Hochwasser von 1910 am Lechstadel

Manche der Lechkiesel des Pflasters bestehen aus Gesteinen, die man früher als Bausteine und für Plastiken verwendet hat und die mit Flößen nach Landsberg gebracht wurden. Der Sandstein des Portals der Stadtpfarrkirche stammt aus den Steinbrüchen oberhalb von Lechbruck (Untere Meeresmolasse aus dem frühen Tertiär), der schöne Stein des Portals der Heilig-Kreuz-Kirche ist der früher beliebte Füssener Marmor, der in großen Blöcken zum Beispiel in der Pöllatschlucht unterhalb von Neuschwanstein liegt und den man auch im Kieselplaster des Hauptplatzes finden kann.

Die Kalkkiesel aus dem Lech wurden früher auch an vielen Stellen des Lechtales in Holzkübeln gesammelt und in Kalköfen gebrannt. Der letzte Landsberger Kalkofen an der Schwaighofstraße wurde noch nach dem 2. Weltkrieg betrieben. Der mit Wasser gelöschte Kalk wurde von Maurern und Malern verwendet.

Das Stadtgebiet war immer wieder von Hochwässern betroffen. Beim Jahrhunderthochwasser 1910 richtete der Lech große Zerstörungen an. 1970 wurde der Lechsteg so stark beschädigt, dass er neu gebaut werden musste.

Gegen die Hochwässer versuchte man die Stadt durch Uferverbauungen zu schützen. Erhalten sind Dämme östlich des Lechs im Lechpark und die Mauer am Englischen Garten. Die Flussregulierungen führten zu einer verstärkten Eintiefung. Das Lechwehr wirkte als Stützwelle, aber unterhalb tiefte und tiefte sich das Flussbett immer weiter ein, was dazu führte, dass 1883 ein dritter und 1935 ein vierter Sturzboden eingebaut werden mussten.

Völlig verändert wurde die Flusslandschaft durch die Errichtung der Staustufen zur Stromgewinnung seit 1940. Aus dem Wildfluss wurde weitgehend eine künstliche Seenkette ohne Geschiebetransport.

Im Landsberger Stadtgebiet befindet sich eine der letzten freien Fließflächen des Lechs in Bayern, ein Rest von Naturlandschaft, der unbedingt für die Zukunft bewahrt werden sollte.

Die Analyse der Entstehung der Stadtlandschaft von Landsberg hat gezeigt, dass sie vor allem durch die Eiszeiten und die Zeit danach geformt wurde. Der ältere tertiäre Untergrund wird am Hochufer des Lechs angeschnitten. Östlich davon ist das Stadtgebiet geprägt von den Alt- und Jungmoränen des Ammerseegletschers und ihren Abflusstälern, westlich des Lechs finden sich in dem breiten Tal des

eiszeitlichen Lechs die typischen Schotterterrassen.

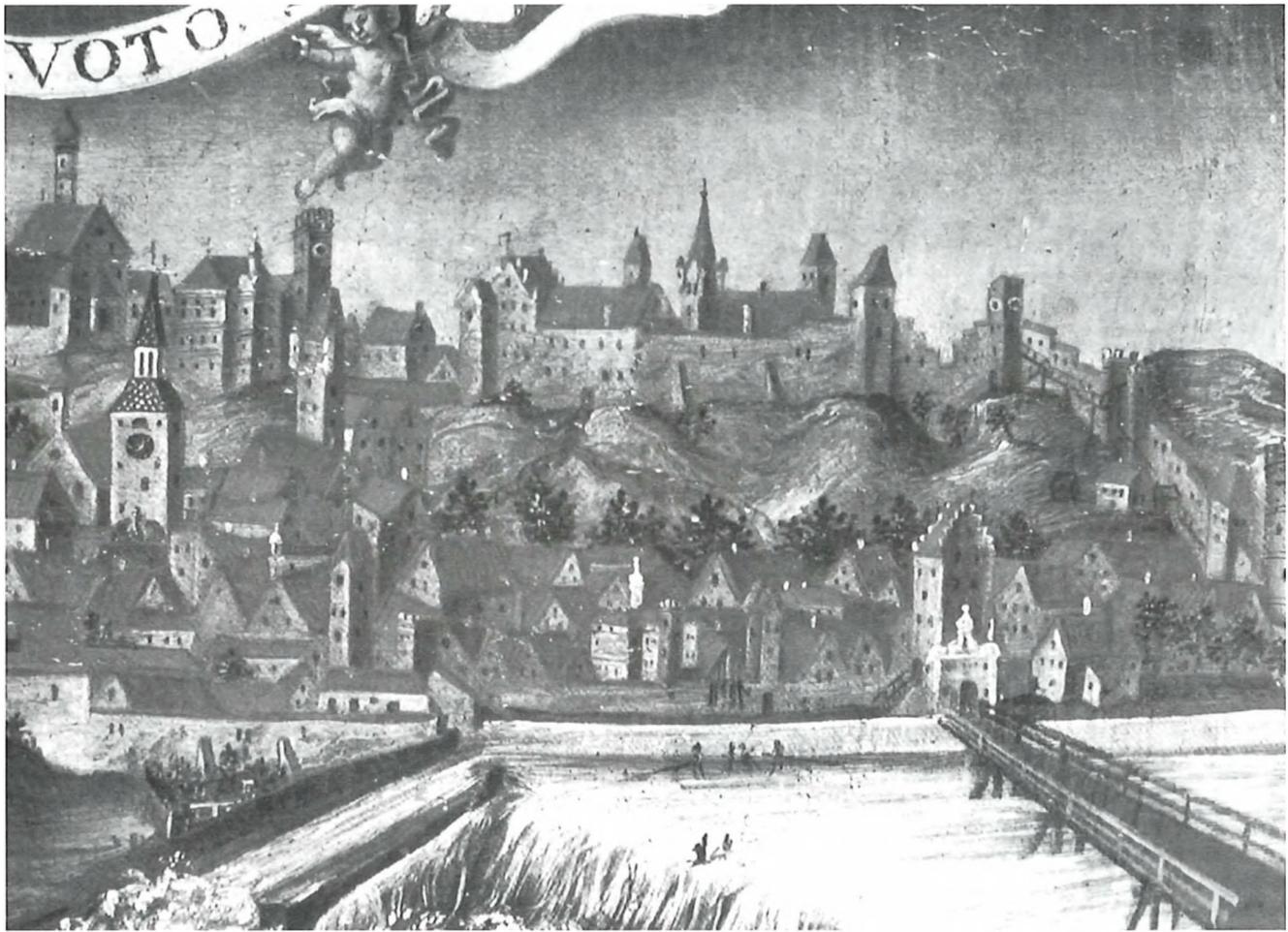
Im Folgenden soll nun gezeigt werden, dass die Struktur dieser Landschaft für die Entstehung und Entwicklung der Stadt Landsberg von ausschlaggebender Bedeutung war und ist.

Der Burgberg

Der durch die Taleinschnitte der Eiszeit und der Nacheiszeit vom Hochufer abgetrennte Teil bildet eine etwa 200 m lange und etwa 50 m breite Fläche, die auf allen vier Seiten durch steile Hänge geschützt ist und deshalb eine sichere Siedelfläche bildete. Am Osthang entspringen starke Quellen. Einen solch günstigen Platz gibt es im Lechtal sonst weit und breit nicht. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass sich auf dem Schlossberg Siedlungsspuren seit vorgeschichtlichen Zeiten finden, so von einem Dorf der Bronzezeit (1700-1600 v. Chr.), einer Siedlung der Urnenfelderzeit (1000-750 v. Chr.) und einer befestigten Siedlung der Hallstattzeit (750-450 v. Chr.). Außerdem gibt es Funde aus römischer Zeit. Die meisten Funde wurden bis auf eine kleine Grabung nördlich des Schlossbergkellers zufällig geborgen, so dass eine gesicherte Aussage über eine durchgehende Besiedlung dieses exponierten Platzes seit der Bronzezeit nicht gemacht werden kann, obwohl sie aufgrund der Situation und der Funde sehr wahrscheinlich ist.

Über eine Burg des frühen Mittelalters auf dem Landsberger Schlossberg ist nichts bekannt. Im 11. Jahrhundert sind die Herren von Pfetten, Ministerialen der am Lech begüterten Welfen, die Burgherren. 1162 ließ hier der Welfe Heinrich der Löwe im Zusammenhang mit der Salzstraße als Herzog von Bayern daneben oder als Erweiterung eine neue, größere Burganlage errichten, die in den Urkunden dieses Jahres nach den Pfetten „Phetene“, aber auch schon „Landespurch“ genannt wird. Dieser Name bezeugt die überregionale Bedeutung der Burg. Etwa 10 Jahre später heißt sie „Landsperc“ oder „Landesperch“. Dieser Name der Burg, der sich seither durchsetzt, wurde später auch zum Namen der unter ihr am Lech liegenden Stadt.

Welche Ziele Heinrich der Löwe neben der Sicherung der neuen Salzstraße und der neuen Brücke verfolgte, ist in der Wissenschaft umstritten. Es wird ihm wohl auch um die Sicherung des welfischen Hausbesitzes gegangen sein.



Die Landsberger Burg. Votivbild von 1745 (Ausschnitt)

In der Zeit des wittelsbachischen Herzogtums – Bayern fiel 1180 nach der Absetzung Heinrichs des Löwen an die Wittelsbacher, Landsberg bis zum Tod Konradins 1268 an die Stauer, dann an die Wittelsbacher - war die Burg jahrhundertlang, bis zur Verlegung in die Stadt, Sitz des herzoglichen Landrichters für die Stadt und das Landgericht Landsberg, den Vorläufer des heutigen Landkreises. Die Polizeigewalt im Landgericht übte der Burgpfleger aus, für die Abgaben war der Kastner zuständig. Zur Versorgung der Burg entstand östlich des Burgberges, am sogenannten Notbühel und am Hofgraben, eine bäuerliche Siedlung, die älter ist als die Stadt und die nach dem älteren Namen der Burg „Phetine“ oder „Landsberg im Dorf“ genannt wurde. Dieser Bereich hat eine noch heute erkennbare unregelmäßige dorfartige Bebauung. Die Bewohner waren zum Teil noch bis zum Jahr 1848, dem Jahr der Aufhebung der Grundherrschaft, den Herren von Pffetten lehenspflichtig.

Die Verkehrslage

Die geschützte Lage über dem Lech war für Heinrich den Löwen der Grund, die Burg neu und größer zu bauen. Ein weiterer wesentlicher Gesichtspunkt dabei war sicher die Möglichkeit, in dem Schmelzwassertal unmittelbar beim Burgberg eine Straße relativ bequem den steilen Lechhang herunter zu führen. Noch heute ist dieser Steilhang ein für Ost-West-Verkehrswege schwer zu überwindendes Landschaftselement, wie die wenigen und steilen Straßen zum und über den Lech nördlich und südlich von Landsberg zeigen. Die Alte Bergstraße konnte erst in den 30er Jahren mit großem Bauaufwand durch die Neue Bergstraße ersetzt werden. Auch beim Bau der Eisenbahntrasse und beim Bau der

Autobahn war die Überwindung des über 50 Meter hohen Steilhanges ein erhebliches Problem. Dass die Landsberger Altstadt bis heute durch den Verkehr stärker als andere Altstädte belastet ist und dass sich dies auch nicht ändern wird, ist ebenfalls eine Folge dieser naturräumlichen Situation.

Die Straße an der Burg vorbei zum Lech ist Teil der Straße von Reichenhall nach Oberschwaben zum dortigen Welfenbesitz, die Heinrich der Löwe für den Salztransport anlegen ließ. Die Salzstraße steht im Zusammenhang mit der Neuordnung des Handels in dieser Zeit, der an feste Straßen und Flussübergänge gebunden wurde, einerseits um ihn zu erleichtern, andererseits wegen der Einnahmen aus Straßenzöllen, hier dem Salzzoll.

Der Straßenverlauf der Salzstraße, die älter ist als die Stadt, zeichnet sich im Stadtgrundriss bis heute deutlich ab: Sie führt als Alte Bergstraße zum Hauptplatz und dort an der Ostseite der Häuserfront entlang zur Lechbrücke, die sich wohl auch damals schon etwa an der gleichen Stelle befand.

Ob das Schmelzwassertal, in dem die Straße am Hang verläuft, im oberen Bereich für die Straße vertieft werden musste oder ob sich auch hier wie an der Pffetschbräuweise in der eiszeitlichen Mulde eine nacheiszeitliche Rinne befand, ist nicht sicher. Im unteren Bereich ist das schluchtartige Tälchen deutlich auszumachen: Die Häuser an der Nordseite sind alle in den steilen Hang hineingebaut, hinter denen der Südseite befindet sich heute die tiefste Stelle, das Hexenviertel.

Am Lechtor musste der Brückenzoll bezahlt werden. Für die Lagerung des Salzes entstanden am westlichen Rand der Stadt später die drei großen Salzstadel, von denen sich zwei bis heute erhalten haben. Sie erinnern an die große Bedeutung des Salzhandels für Landsberg, auf die hier nur hingewiesen werden kann.



Spötting

Ein weiterer Verkehrsweg durch Landsberg war durch die Natur vorgegeben: Der Lech als Wasserstraße für die Flößerei. Der Fluss war vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert ein wichtiger Transportweg für Waren und auch für Reisende. Das Holz der Flöße wurde in den Städten am Lech und an der Donau als Baumaterial verkauft. Ein Teil der Waren aus Tirol und Italien wurde in Füssen oder in Schongau auf Flöße umgeladen und auf dem Lech und der Donau weiter transportiert. Im 16. und 17. Jahrhundert trieben in manchen Jahren bis zu 3000 Flöße den Lech hinunter, im langjährigen Durchschnitt jährlich mehr als 2000.

Die wichtigsten Handelsgüter aus Italien waren Baumwolle aus Sizilien, Wein, Weinbeeren und Öl, aber auch Luxusgüter wie Seide und Goldschmiedearbeiten. Aus Tirol kamen neben Wein vor allem Erze, Bausteine, Gips und das Färbemittel Rausch.

Die Lechflöße waren etwa 12 Meter lang und etwa 6 Meter breit. Meist zwei oder drei Flößer lenkten sie mit den langen Rudern, einer oder zwei vorne, einer hinten. Für die Reisenden gab es auf den Flößen kleine Holzhäuschen.

In Landsberg legten die Flöße an der Floßlände an, dort, wo sich heute das Inselbad, die Turnhalle und das Ignaz-Kögler-Gymnasium befinden. Dort musste auch der Floßzoll bezahlt werden.

Die Flößerei war ein gefährliches Gewerbe. Das Lenken der schweren Flöße im reißenden Fluss erforderte viel Kraft und eine genaue Kenntnis des Flussbettes, das sich bei jedem Hochwasser veränderte. Eine der gefürchtetsten Stellen war das Landsberger Lechwehr, wo die Flöße durch die schmale Floßgasse fahren mussten. Immer wieder kam es zu Unglücksfällen, wenn die Flößer die Einfahrt nicht erreichten und über die Stufen des Wehres hinunterstürzten.

Die Ost-West-Straße, die Salzstraße, traf westlich von Landsberg auf die alte Nord-Süd-Straße im Lechtal von Augsburg nach Italien, die die Römer als Via Claudia nach der Eroberung des Voralpenlandes angelegt hatten und die, wie Funde aus noch älteren Zeiten zeigen, wohl weit in die Vorgeschichte zurückreicht. Die alte Siedlung in Spötting, älter als die Stadt und die Burg Landsberg, hat wohl mit dieser Straße zu tun. Das Ballenhaus erinnert noch heute an die Warentransporte auf der Straße von und nach Italien.

Landsberg lag also wie noch heute im Schnittpunkt wichtiger Verkehrswege und lebte deshalb von Anfang an in erheblichem Umfang vom Handel und von den Händlern, von den Fuhrleuten und von den sonstigen Reisenden, die durch die Stadt kamen.

Stadtentstehung und Topographie

Um 1280 taucht in den Urkunden zum ersten Mal für Landsberg die Bezeichnung „civitas“ – „Stadt“ auf. Irgendwann zwischen 1260 und 1280 muss die Stadt durch die Verleihung des Stadtrechts gegründet worden sein, entweder durch den letzten Staufer Konradin, also vor seinem Tod auf dem Blutgerüst in Neapel 1268, oder durch seinen Erben, den Wittelsbacher Ludwig den Strengen. Das 13. Jahrhundert war in ganz Europa das Jahrhundert der Stadtgründungen. In Bayern gab es zwei Wellen von Gründungen, eine im frühen 13. Jahrhundert, eine zweite in der 2. Hälfte, zu der wie Landsberg die Mehrzahl der altbayerischen Städte gehört. Die Stadtgründungen waren ein Mittel der Herzöge beim Ausbau Bayerns zu einem modernen Territorialstaat. Den neuen Städten wurde das Marktrecht und eine gewisse Selbstverwaltung verliehen, das Stadtgebiet wurde durch eine Mauer gesichert.

Für den Herzog hatten die Städte also mehrere Funktionen zu übernehmen: Sie brachten ihm Steuern und Zölle, sie waren der Sitz der herzoglichen Ämter, sie sicherten als befestigte Plätze das Land, in Landsberg auch die Grenze des Staates.

Die Anlage der Städte erfolgte nach einem Plan. Platz für die Stadt bot die Schotterfläche unterhalb der Burg, wo sich allerdings schon ältere Bebauungen am Seelberg und Klösterl und im Bereich der heutigen Pfarrkirche befanden. Die natürliche Oberfläche musste allerdings wohl teilweise verändert werden, zum Beispiel durch vermutete Aufschüttungen im Westen und durch Abgrabungen im Bereich der Schlossergasse. Das etwa rechteckige Stadtgebiet der ältesten Stadt mit den etwa 100 den Bürgern zugewiesenen, etwa 7 bis 10 Meter breiten, langgestreckten Parzellen und der Pfarrkirche im Bereich nördlich des Platzes zeichnet sich bis heute deutlich im Stadtgrundriss ab.

Die einzige Straße innerhalb der Mauern, die heutige Ludwigstraße, hieß bis zum Ende des 19. Jahrhundert Judengasse. Der Name erinnerte daran, dass dort in der Gründungszeit die Juden wohnten. Bis zu dem Pogrom 1298 waren sie ein wichtiger Teil der Stadtbevölkerung; sie zahlten zum Beispiel 1293 mehr als die Hälfte der gesamten Stadtsteuer.

Ein rechteckiger Platz, der der Stadtanlage in den anderen Neugründungen der Zeit entsprochen hätte, war wegen des Verlaufs der Salzstraße nicht möglich. Die einzigartige Dreiecksform des Hauptplatzes, auf dem wie in anderen Städten das Rathaus stand, hat also topographische und historische Ursachen, die älter sind als die Stadt. Ein Teil der Häuser zeigt noch die Breite der Parzellen der Gründungszeit.

Ein Teil der ersten Mauer hat sich erhalten, so an der „Engen Reihe“ nördlich des Schmalzturms, an der Vorderen Mühlgasse und an der Hinteren Salzgasse. Nicht ganz geklärt ist der Verlauf im südlichen Bereich. Die Stadt war durch Mauern auch mit der Burg verbunden. Der Schmalz-



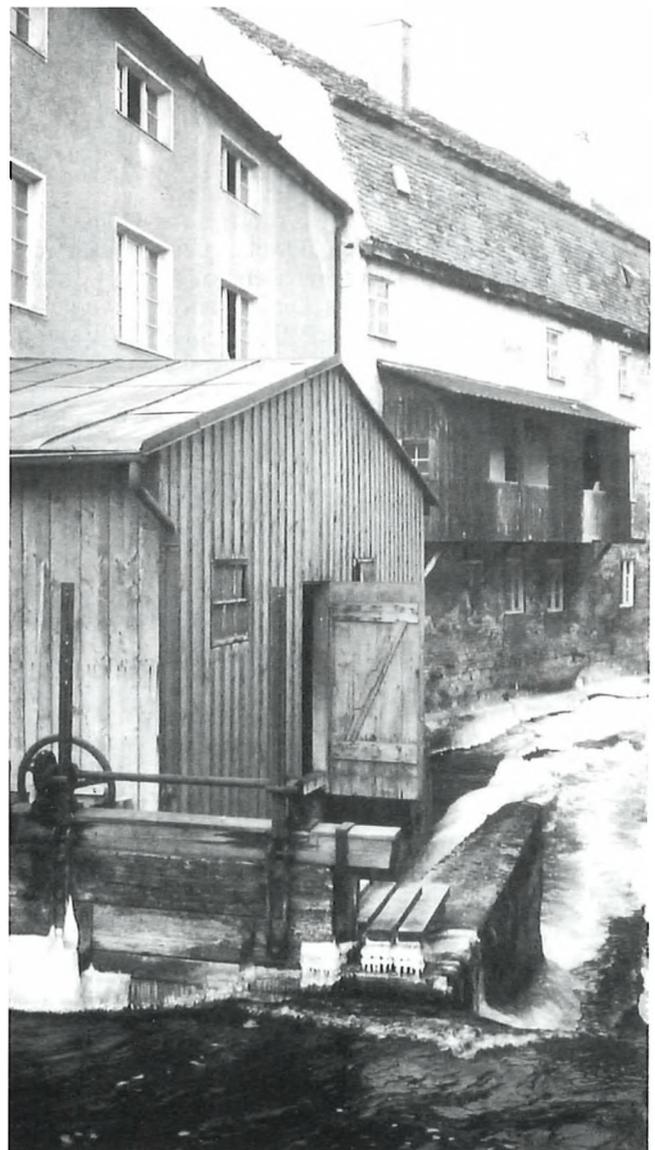
Luftbild von Landsberg

turm war der Eingang von Osten her, er ist also das ältere Bayertor. Von den Ecktürmen steht nur noch, allerdings wie auch der Schmalzturm später verändert, der Hexenturm an der alten Nordwestecke der Stadt.

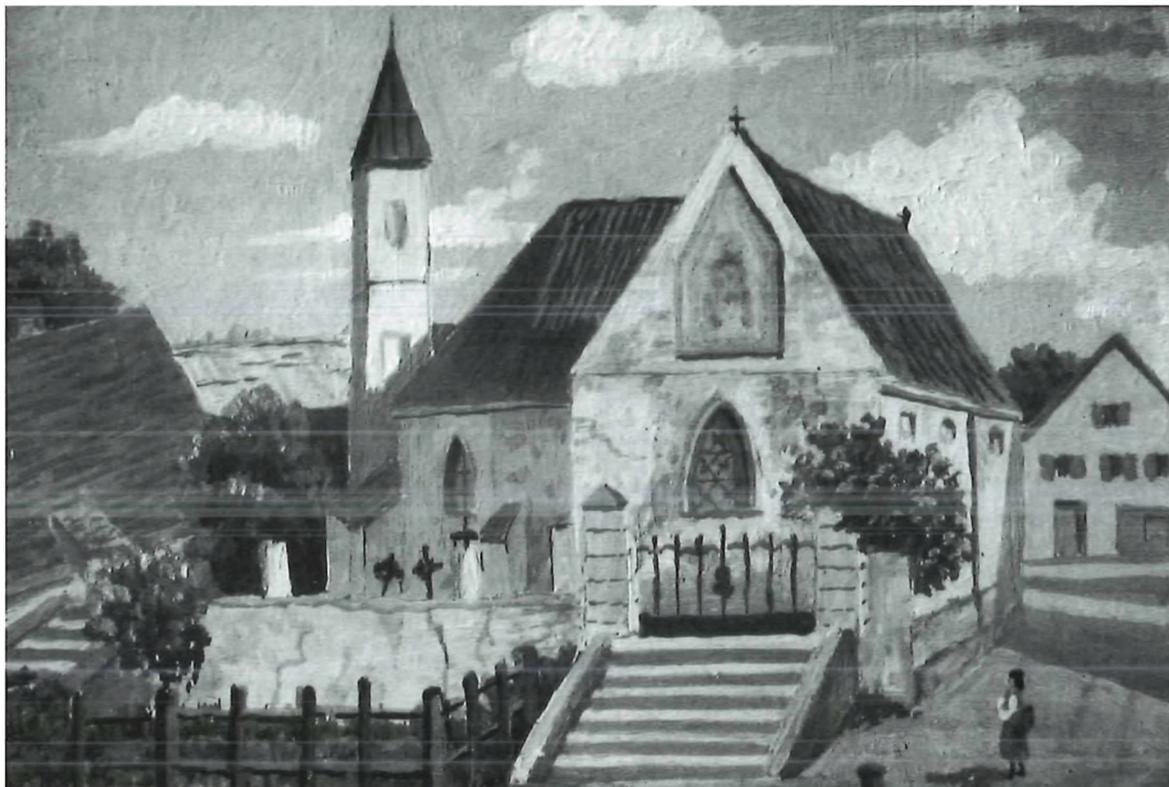
Für die Versorgung der Handwerker mit Energie und mit Brauchwasser wurde nach 1364 der Mühlbach vom Lech abgeleitet, was einen erheblichen Bauaufwand erforderte: Das Lechwehr mit einer Floßbrutsche auf der Ostseite musste in den Fluss gebaut werden, der etwa 700 Meter lange Mühlkanal mit zwei Gefällestufen wurde ausgehoben und das Gelände in erheblichem Umfang abgegraben und aufgefüllt. An der ersten Stufe waren bis in die Gegenwart hinein die beiden Getreidemühlen, an der unteren Stufe, dort wo sich heute das Elektrizitätswerk befindet, wurden später Säge-, Schleif- und Quetschmühlen errichtet, dazwischen befanden sich die beiden Färbereien.

Stadterweiterungen

Außerhalb der Stadtmauern lagen zunächst das Klösterl und der Seelberg und die bäuerliche Siedlung östlich der Burg. Schon im 14. Jahrhundert wurden Seelberg und Klösterl und auch der untere Teil der Alten Bergstraße mit dem Spitalkomplex in den Mauerring einbezogen. Bei der heutigen Einmündung der Maltesertreppe stand das Pftner Tor, das bis zum Bau des großen Mauerrings mit dem Bayertor den östlichen Stadteingang bildete. Als ein Bündnis von schwäbischen Reichsstädten unter der Führung Augsburgs im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts Dörfer in der Umgebung Landsbergs und den Markt Sandau zerstörten, flüchteten viele Bewohner in den Schutz der Stadt. Diese Bevölkerungszunahme war die Ursache für eine planmäßige Stadterweiterung auf den Ängern im Norden der Stadt. Die Parzellen am heutigen Vorder- und Hinteranger waren etwas schmaler – 5 bis 6 Meter – als die in der älteren Kernstadt. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts entschloss sich die Stadt mit der Unterstützung des Herzogs, eine neue Stadtmauer um das ganze Stadtgebiet zu errichten, in die nun auch Landsberg im Dorf einbezogen wurde. Im Westen wurde die Mauer bis an den Mühlbach vorgeschoben, der eine zusätzliche Funktion als Wassergraben vor der Mauer erhielt. An der Lechbrücke wurde das Lechtor errichtet. Im späteren 15.



Die Mühlen (um 1970)



Die alte Katharinenkirche. (Gemälde von Dr. Ludwig Seeberger)

und im frühen 16. Jahrhundert kam westlich des Mühlbachs der Bereich vom Lechwehr bis zum Rossmarkt dazu. Der nördliche Stadtausgang wurde das neue Sandauer Tor, von dem aus die Mauer den steilen Leitenberg bis auf die Hochebene oberhalb der Stadt hochgeführt wurde.

Die östliche Mauer musste aus strategischen Gründen auf der Hochebene erbaut werden, obwohl damit ein noch weitgehend unbebauter Bereich ummauert wurde. Dort, wo der Abstieg der alten Straße ins Lechtal beginnt, wurde als Höhepunkt der neuen Stadtbefestigung 1425 das Bayertor errichtet. An der Südseite folgt die Mauer der Krachenbergschlucht.

Der Bereich auf der Hochfläche und an der oberen Bergstraße blieb bis ins 16. Jahrhundert bis auf einige Zehentstädel von Klöstern, die in der Umgebung begütert waren, weitgehend unbebaut, weil es hier keine Wasserversorgung gab. Auf einem Teil dieses Areals wurde ab 1576, als der Pfleger Graf Schwickart von Helfenstein den Jesuitenorden nach Landsberg holte, das Noviziat für die Oberdeutsche Provinz errichtet. Noch heute bilden die ehemaligen Jesuitenbauten um die beiden Höfe mit der in der Mitte des 18. Jahrhunderts neu gebauten Heilig-Kreuz-Kirche und dem ehemaligen Gymnasium so etwas wie ein eigenes Stadtviertel.

Für das Jesuitenkolleg wurde auch eine Wasserleitung mit einem Pumpwerk gebaut, was bald zu einer weiteren Besiedlung des Berges, vor allem mit landwirtschaftlichen Anwesen führte. Bis in die Gegenwart hinein befinden sich hier große Höfe, die den fruchtbaren Altmoränenboden östlich der Stadt bewirtschaften.

Jenseits des Lechs gab es Jahrhunderte lang außer der an der Fernstraßenkreuzung liegenden Siedlung Spötting mit ihrer uralten Kirche und der Tafernwirtschaft nur das Haus und die Kirche für die Leprakranken, die man wegen der Ansteckungsgefahr abseits der Stadt unterbrachte. Die alte Katharinenkirche mit dem kleinen Friedhof erinnert daran. Auf ihm wurden auch die am Galgen und auf der Kipfstatt Hingerichteten bestattet.

Die Hinrichtungsstätten lagen ebenfalls westlich des Lechs, der Galgen zum Beispiel beim heutigen Galgenweg.

Ein weiteres Gebäude zur Isolierung von Kranken war das sogenannte Brechhaus – von Gebrechen, Krankheit – bei der Sandauer Brücke, wo zum Beispiel im Dreißigjährigen Krieg die Pestkranken untergebracht wurden.

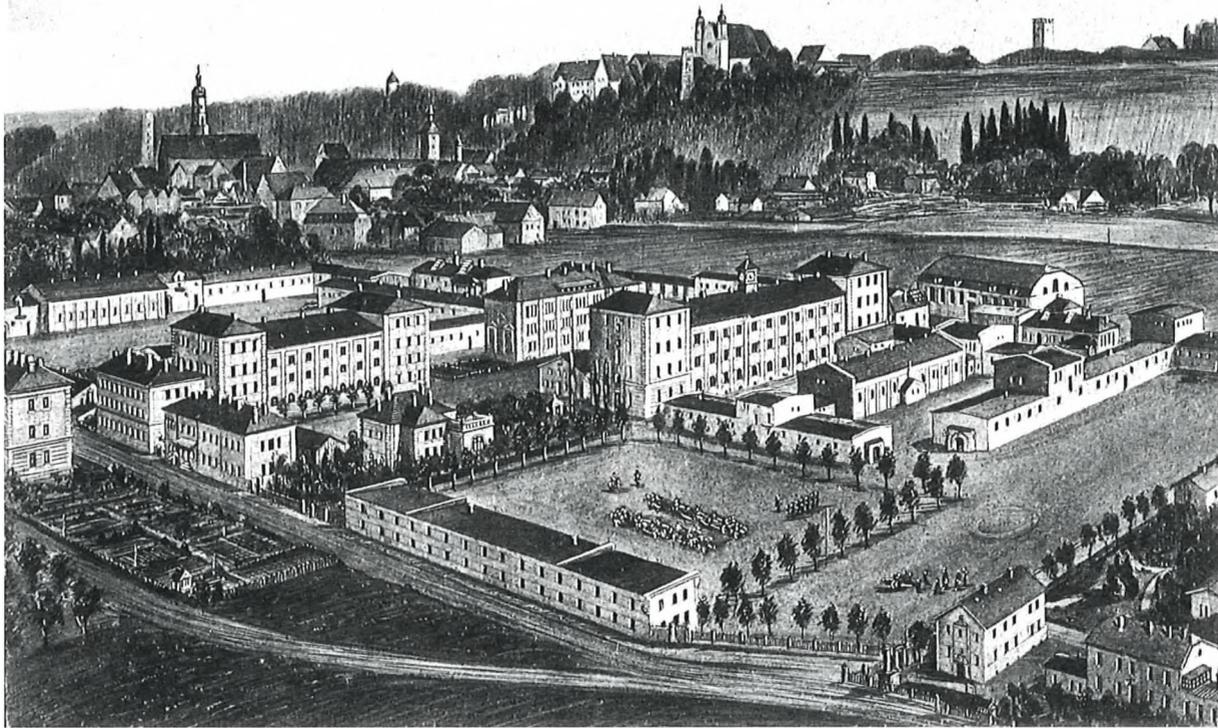
Im späten 16. Jahrhundert legte die Stadt einen neuen Friedhof mit einer Kirche jenseits des Lechs an, weil der Friedhof um die Pfarrkirche zu klein geworden war.

An den Bächen im Westen der Stadt wurden Mühlen betrieben, zum Beispiel die Papiermühle in der Nähe des heutigen Mutterturms, wo im von Hubert von Herkomer angelegten Park noch die Gefällestufe zu sehen ist.

Ab dem 18. Jahrhundert legten sich reiche Bürger in der Katharinenvorstadt Gärten mit Gartenhäusern an.

Im 19. Jahrhundert nutzten die Brauereien die Terrassen, um hier - wie auch in der Bayervorstadt – Sommerkeller zu bauen. Noch heute zeigt die Katharinenstraße die in der Mitte des 19. Jahrhunderts beginnende Besiedlung durch Kleinbauern und Handwerker und, damit kontrastierend, die Villen von Bürgern und Offizieren im Stil der Gründerzeit und des Jugendstils. Seit dem Bau der Eisenbahn und der Artilleriekaserne wurde die Vorstadt zum bevorzugten Wohngebiet und auch zum Ort des ersten Landsberger Industriebetriebs, der Pflugfabrik am Platz der alten Papiermühle. Durch die Errichtung der neugotischen Katharinenkirche 1892 erhielt die Vorstadt schließlich den Charakter eines eigenen Stadtviertels.

Das Straßennetz und die Bebauung westlich des Lechs werden von den Terrassen und Terrassenkanten des eiszeitlichen und nacheiszeitlichen Lechtals deutlich mitbestimmt: Unterhalb der hohen Terrasse, an deren Rand das Sportzentrum liegt, befindet sich die alte Katharinenvorstadt von der Pflugfabrik im Norden bis zum ehemaligen Sägewerk Kink im Süden, heute das Wohngebiet am Englischen Garten. Drei alte Straßen führen auf die nächste Terrasse hinauf: Die Katharinenstraße am Kasernenberg, die Spöttinger Straße und die Augsburger Straße an der ehemaligen Waitzingerbrauerei. Diese drei Straßen werden verbunden durch den weitgehend am Terrassenrand entlang gebauten Hindenburggring – die „Große Reibe“, wie man früher in Landsberg gesagt hat.



Die Kaserne

Auf der oberen Terrasse wurden zu Beginn unseres Jahrhunderts die Saarbürgkaserne, das Gefängnis und die Brauerei gebaut, in den 60er Jahren als stadtbildbeherrschender Bau die Kirche zu den Heiligen Engeln für die im wesentlichen nach dem Krieg entstandenen Wohngebiete westlich des Hindenburgrings.

Die Bebauung auf der Römerauterrasse hat, mit Ausnahme der Siedlung an der Schmalholzstraße aus den 30er Jahren und an der Erpfinger Straße, erst in den letzten Jahrzehnten begonnen; der markanteste Bau ist das Krankenhaus.

Stadtplanung

Von vielen der Terrassenkanten im Westen aus hat man einen schönen Blick auf die Altstadt östlich des Lechs. Für die heutige Stadtplanung ist es ein wichtiges Anliegen, die Stadt in einzigartiger Weise strukturierenden Terrassenkanten von der Bebauung freizuhalten und als Landschaftselemente durch Wege zu erschließen. Der neue Flächennutzungsplan und der neue Bebauungsplan für das Gebiet West 3 berücksichtigen dieses Anliegen in vorbildlicher Weise.

Die Reise durch lange Zeiträume hat gezeigt, wie unsere schöne Stadt geprägt ist durch die vielgestaltige Naturlandschaft, an der lange Abschnitte der Erdgeschichte ablesbar sind, und durch die Menschen vieler Jahrhunderte, die in diese Landschaft hinein die Stadt gebaut haben. Die Verbindung von Naturlandschaft und historischem Stadtbild ist ein wichtiger Teil der Identität Landsbergs.

Literatur in Auswahl:

Dietrich, Dagmar, Landsberg am Lech, Band 1, München Berlin 1995

Diez, Theodor, Erläuterungen zur Bodenkarte von Bayern 1:25000 Blatt Nr. 7931 Landsberg a. Lech, München 1967

Diez, Theodor, Geologische Karte von Bayern 1:25000, Erläuterungen zu Blatt Nr. 7931 Landsberg a. Lech, München 1973

Fried, Pankraz, Historischer Atlas von Bayern, Landgericht Landsberg und Pfliegericht Rauhenlechsberg, München 1971

Heyn, Hans, Bayerns Vorzeit, Rosenheim 1984

Kreuzer, G., Die Terrassenlandschaft bei Landsberg am Lech, in: Topographischer Atlas Bayern, Karte 108, München 1968

Küster, Hansjörg, Geschichte der Landschaft in Mitteleuropa von der Eiszeit bis zur Gegenwart, München 1999

Münzer, Klaus, Die Bedeutung des Salzhandels für die Stadt Landsberg a. Lech, in: Landsberg a. Lech und das Salz, Landsberg 1995

Landsberg am Lech – Geschichte und Gestalt

Vortrag bei der internationalen Tagung der Arbeitsgemeinschaft „Die alte Stadt“ am 10. 5. 2001
im Festsaal des Landsberger Rathauses

Anton Lichtenstern

Stadtbild

Vor über vier Jahrhunderten, im Jahr 1583, wanderte ein Gelehrter aus dem fernen Rostock von Augsburg kommend auf Landsberg zu. Er war auf der Reise nach Italien. In seinem Tagebuch notierte er in lateinischen Hexametern: *Jenseits des Lechs, der das Schwabenland von Bayern trennt, zeigt Bayern die Mauern und Türme der Stadt Landsberg, und dahinter ragen in der Ferne die Alpen auf, von ewigem Schnee und Eis schwanenweiß schimmernd.*

An Föhntagen kann man dieses Bild noch immer erleben. Obwohl Landsberg längst über den Mauerring hinausgewachsen ist, zeigt die Altstadt noch heute die Ansicht, die den Reisenden damals beeindruckt hat: Sie liegt, umgeben von der fast völlig erhaltenen Stadtmauer, auf der Ostseite, der bayerischen Seite des Lechs und zieht sich den hohen und steilen Ostabhang hinauf.

Fast alle historischen Stadtansichten zeigen im Vordergrund den Lech, dahinter im Tal und gestaffelt am Steilhang die Stadt mit ihren Türmen und Mauern.

Besonders genau ist der Kupferstich von Michael Wening aus der Churbairischen Landbeschreibung von 1701. Viele der dort abgebildeten Gebäude bestimmen noch heute das Stadtbild: Im Zentrum zwischen den Giebeln der Bürgerhäuser die spätgotische Stadtpfarrkirche mit ihrem barocken Turm, das Rathaus, der Stadtturm am Hauptplatz mit dem originellen Namen Schmalzturm, das auf das 14. Jahrhundert zurückgehende Spital am Fuß des Berges, die Salzstädel und die Getreideschranne auf der Lechseite, am nördlichen Stadtausgang Richtung Augsburg die große Färberei aus dem 16. Jahrhundert, auf der Anhöhe die Gebäude des Jesuitenkollegs mit dem Gymnasium und der Heilig-Kreuz-Kirche, heute allerdings der 50 Jahre nach der Entstehung des Sticks erbauten zweitürmigen Nachfolgerin, dort oben auch das Bayertor als östlicher Stadtausgang, und schließlich das Wehr im Lech zur Ableitung des Mühlbaches und die obere der beiden Brücken.

Der einzige gravierende Unterschied zur heutigen Stadtansicht ist die große Burganlage, die vor etwa 200 Jahren abgebrochen wurde.

Topographie und Stadtanlage

Die Geschlossenheit der Altstadt hat ihre Ursache in der Topographie, die die Entstehung der Stadt erklärt und die das Stadtbild bestimmt.

Der steile Ostabhang wird von einem eiszeitlichen Tal und nacheiszeitlichen Schluchten zerschnitten, die einerseits einen sicheren Burgberg über dem Lechtal abgetrennt haben, der schon in vorgeschichtlicher Zeit besiedelt war, und die andererseits einen Abstieg ins Tal ermöglichen, der von Heinrich dem Löwen für die Anlage der Salzstraße verwendet wurde. Er baute die Burg aus und ließ eine Brücke über den Lech schlagen. Auf dem Schuttfächer der Täler, der den Fluss vom Steilhang abdrängt, entstand gut ein Jahrhundert später, um 1270, die Stadt als Gründung des bayerischen Herzogs. Die Lage der Stadt auf der durch den Fluss und den Steilhang begrenzten Fläche ist der Hauptgrund dafür, dass die Altstadt bis heute ein deutlich umgrenzter eigener Bereich geblieben ist, eingebettet in die bis in die Altstadt hinein reichende Naturlandschaft des Lechtals.

Das Zusammenspiel von Fluss, bewaldetem Steilhang und Altstadt macht den besonderen Reiz des Landsberger Stadtbildes aus.

Die Entstehungsgeschichte der Stadt und die Naturlandschaft ist bis heute auf dem Hauptplatz mit seiner für die Gründungsstädte der Zeit einmaligen Dreiecksform erlebbar. In ihr zeichnet sich die präurbane Straßenführung zur Lechbrücke ab. Die nach allen Seiten sanft abfallende Oberfläche unter dem Lechkieselpflaster, das bei den Landsbergern als schlecht begehbar unbeliebt ist und deshalb wohl bald der Bequemlichkeit weichen wird, ist ein Teil des Schuttfächers der Schmelzwässer der ausgehenden Eiszeit. Von der älteren Stadt im Tal hat sich ein Teil des Mauerrings erhalten. Der Schmalzturm am Hauptplatz ist der ursprüngliche Eingang in die Stadt von Osten her.

Der große Mauerring wurde zu Beginn des 15. Jahrhunderts gebaut, als man die Stadt im Tal auf die Änger im Norden erweitert hatte. Er bezieht den Steilhang und damit auch die Burg und die alte Straße ins Tal ein.

Drei Haupttore führten in die Stadt: Von Osten her das Bayertor, eine der eindrucksvollsten Toranlagen in Bayern mit der rekonstruierten Bemalung aus der Erbauungszeit. Die beiden anderen Tore standen an den beiden Brücken. Eines, das Sandauer Tor, schließt noch heute die Altstadt nach Norden zu ab.

Stadtfunktionen

Die Altstadt zeigt bis heute die Funktionen und die Lebensgrundlagen der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadt. Der große Marktplatz, auf dem bis um 1700 das Rathaus stand, die Salzstädel und die Schranne erinnern an die Bedeutung des Handels, der Burgberg und die starke Befestigung an die Aufgabe der Sicherung der Westgrenze des bayerischen Herzogtums und damit verbunden die Verwaltung des Umlandes, des Landgerichts.

Landsberg war auch eine Stadt der Handwerker. Die Altäre der Zünfte stehen noch heute in den Seitenkapellen der Pfarrkirche. Die Gewölbe der Schlosser findet man in der Gasse, die nach ihnen benannt ist, angebaut an die älteste Stadtmauer, die Balkone der Gerber und Färber zum Trocknen der Häute und Tuche im Hexenviertel am Fuß des Schlossberges.

Verkehrslage

Schon bald nach der Gründung erhielt die Stadt vom Herzog das Privileg, ein Wehr im Fluss zur Ableitung eines Mühlbaches zu errichten, der vielerlei Mühlen mit Energie versorgte. Am Lechwehr befand sich eine Floßbrücke, später eine Floßgasse.

Auf der Kiesbank unterhalb des Wehrs landeten die Flöße an. Sie transportierten außer Bauholz und Baumaterialien wie Kalk oder Gips vielerlei Waren, zum Beispiel die von den Landsberger Webern benötigte Baumwolle aus Italien oder das Färbemittel Rausch aus Tirol. Das Textilhandwerk, zu dem auch die Bleicher und Färber gehörten, war in Landsberg wie in vielen Städten im Mittelalter der wichtigste Erwerbszweig.

Das zeigt noch heute das große städtische Färbereigebäude aus dem späten 16. Jahrhundert, das wichtigste Denkmal des

Landsberger Handwerks. Das Färben wurde dort erst am Ende des 19. Jahrhunderts eingestellt. Wenige Jahrzehnte später war die Funktion des Gebäudes vergessen. In Stadtführern wurde es bis in die Gegenwart hinein stolz als Turnierhof und Bayerns älteste Kaserne bezeichnet, bis die Ritter- und Landsknechtsromantik durch die Ergebnisse der Inventarisierung als Märchen aufgedeckt wurde. Zur Zeit wird die Anlage mit großem Aufwand saniert und für neue Nutzungen umgebaut.

Der Lech war einer von drei wichtigen Transportwegen, die sich in Landsberg kreuzten. Die anderen beiden sind die Straßen. Auf der Ost-West-Straße, der schon erwähnten alten Salzstraße von Reichenhall ins Bodenseegebiet, rumpelten jährlich Tausende von Salzfuhrwerken durch die Stadt, deren Reichtum im späten Mittelalter nicht zuletzt auf dem Stapelrecht und dem Anteil am Salzzoll beruhte.

Die Nord-Süd-Straße im Lechtal, angelegt schon von den Römern als Via Claudia, machte Landsberg zu einer Station auf dem Weg von Nürnberg und Augsburg nach Italien.

Durch die Lage im Grenzbereich zwischen fruchtbarem Ackerland auf den Altmoränen und Grünland im Jungmoränengebiet des Alpenvorlandes war die Landsberger Schranne bis in die Neuzeit hinein einer der wichtigsten Getreidehandelsplätze Bayerns.

Zum Reichtum Landsbergs überliefert Michael Wening in seiner Churbayerischen Landbeschreibung von 1701 das Sprichwort: *Wer in Landten zu Bayrn sich nider zulassen gesinnet, soll wünschen, daß er eintweders auf Landtsperg, oder auf Rosenheim falle; fallet er auf Landtsperg, so fallet er in die Silbergrueb; fallet er auf Rosenheim, so fallet er in die Schmalzgrueb.*

Der zu Beginn zitierte Rostocker war nur einer von vielen Reisenden, von Gesandtschaften und Pilgern, von Händlern und Gelehrten, von jungen Adeligen auf Kavaliertour und Handwerkern, die in Landsberg Station machten und von denen wir aus ihren Reisetagebüchern wissen. Die großen alten Gasthöfe und ehemaligen Brauereien mit ihren schönen geschmiedeten Wirtshausschildern erinnern daran.

Politische und kulturelle Einflüsse

Die Verkehrswege zeigen nicht nur das Netz der wirtschaftlichen Beziehungen der Stadt, sondern auch das der politischen und kulturellen Einflüsse und Prägungen.

Landsberg war von Anfang an eine für die bayerischen Herzöge wichtige Stadt, wichtig als Handelsplatz, als Zollstation, als Grenzfestung und vor allem für die Territorialherrschaft als Sitz des Landgerichts, des Pflegers und des Kastenamtes. Deshalb wurde die Stadt auch mit vielen Privilegien und dem Münchener Recht ausgestattet. Außerdem gab es für wichtige Baumaßnahmen wie den Bau des großen Mauerrings am Anfang des 15. Jahrhunderts auch zusätzliche Zuwendungen. Die Wappen der Herzöge Ernst und Wilhelm und das der Gemahlin Herzog Ernsts aus dem Haus der Visconti in Mailand am Bayertor erinnern daran.

Herzog Ernst ist in Landsberg bis heute jedem Kind bekannt, weil er gern mit den Landsbergern feierte, wie auf dem Fresko aus dem späten 19. Jahrhundert im Rathausfestsaal dargestellt ist, und weil er ein jährliches Festmahl für den Magistrat stiftete und außerdem jährlich für zwei Mädchen aus armen Familien das Jungferngeld, das Heiratsgut. Dass er der Herzog war, der die schöne Agnes Bernauer, die Gemahlin seines Sohnes Albrecht, ertränken ließ, spielt für die freundliche Erinnerung in Landsberg keine Rolle.

Der Lech ist nicht nur die alte Westgrenze des Herzogtums Bayern, sondern auch eine der am stärksten ausgebildeten Sprachgrenzen Deutschlands. Der Dialekt des Lechrains ist stark schwäbisch geprägt, erst im Bereich des Ammersees, etwa 20 km östlich von Landsberg, beginnt das Gebiet des Bairischen. So schreibt zum Beispiel Anton Wilhelm Ertl in

seinem Chur-Bayerischen Atlas von 1687 über die Landsberger: *Das Volk allhier ist meistens nach schwäbischen Sitten und Gewohnheiten geartet*, eine Feststellung, die jeder Besucher unserer Stadt noch heute machen kann und die die bayrisch gesinnten Landsberger noch immer ärgert.

Trotzdem gab es vielfältige Beziehungen in den schwäbischen Raum, insbesondere zum nahen Augsburg, aber auch zu Memmingen und Ulm. Von dem Ulmer Bildhauer Hans Multscher stammt ein Kunstwerk von europäischem Rang, die Madonna mit Kind in der Pfarrkirche von etwa 1430.

Aus Ulm holten die Landsberger in der Mitte der 15. Jahrhunderts auch den Baumeister Matthäus Ensinger, der dort die Dombauhütte leitete, für den Bau der neuen großen Pfarrkirche. Der Plan der dreischiffigen Basilika aus den östlich der Stadt gebrannten Ziegeln entspricht weitgehend dem des Münsters in Bern, einem weiteren Hauptwerk Ensingers. Der für die damalige Stadt gewaltige Bau wird als Ausdruck des Selbstbewusstseins der reichen Stadt gedeutet, die sich durch den Neubau von der Kirchenherrschaft des Klosters Wessobrunn lösen wollte und vielleicht sogar die Reichsfreiheit anstrebte. Der Herzog verhinderte das Erreichen dieser Ziele; die Kirche blieb unfertig. Nach dem 30jährigen Krieg wurde sie barock um- und ausgestaltet.

Im Chor birgt sie kostbare Glasbilder aus der Zeit um 1500, teilweise entworfen von Hans Holbein dem Älteren aus Augsburg, teilweise von Künstlern aus München.

Die enge Beziehung zu München beweist auch das Altarbild des Barockaltars von dem Hofmaler Antonio Triva, auf dem der Herzog zwischen den Allegorien der Erdteile die Muttergottes verehrt. Neben ihm sitzt der bayerische Löwe.

Bei der barocken Umgestaltung der Pfarrkirche waren vor allem Künstler aus der Stadt selbst, wie zum Beispiel Lorenz und Johann Luidl – Lorenz Luidl schuf die großen Plastiken des Hochaltares – und aus der Umgebung tätig, zum Beispiel Stukkatoren aus dem nahegelegenen Wessobrunn. Dessen Abt hatte bis zur Säkularisation das Patronat für die Kirche.

Eine weit über das bayrisch-schwäbische Umland hinausreichende Welt öffnete sich den Landsbergern, als im Zuge der Gegenreformation mit Unterstützung des Herzogs der Jesuitenorden in Landsberg eine Niederlassung gründete. Im Landsberger Kolleg wurden die Novizen der Oberdeutschen Provinz ausgebildet, die aus ganz Süddeutschland, aus der Schweiz und aus Tirol kamen. Der Orden wirkte auch durch das Gymnasium und durch die Übernahme des Stadtpredigeramtes in die Bürgerschaft hinein. Der Philosoph Michel de Montaigne, der 1580 Landsberg und auch die Patres im Kolleg besuchte, notierte in seinem Tagebuch dazu: *Wer [in Landsberg] einen anderen Glauben als den römischen im Herzen hat, muss es verschweigen.*

Das religiöse Leben der Stadt war und ist teilweise bis heute vom Einfluss der Jesuiten geprägt. Zum Beispiel zieht alljährlich die Prozession zur Verehrung des Stadtpatrons Sebastian mit barockem Prunk durch die Stadt, dessen Verehrung auf eine von den Jesuiten begründete Bruderschaft zurückgeht.

Ein anderes Beispiel für das Wirken der Gesellschaft Jesu ist der Epitaph des letzten Stadtpredigers aus dem Orden, P. Melchior Zech, in der Stadtpfarrkirche mit seiner originellen Inschrift, die auf den unermüdligen Einsatz des Ordens „Ad majorem Dei gloriam“ hinweist: *Heu jacet et tacet, qui non taceret, si non jaceret* [Hier liegt und schweigt, der nicht schweigen würde, wenn er nicht liegen würde].

Der weltweit tätige Orden öffnete manchem Landsberger weite Horizonte von Wissen und Bildung. Ein Handwerkersohn, Ignaz Kögler, der in den Orden eingetreten war, kam als Astronom und Missionar bis an den Kaiserhof in Peking, wo er als Mandarin jahrzehntelang bis zu seinem Tod 1746 die kaiserliche Sternwarte leitete.

Die Verbindungen des Ordens zeigt auch die Herkunft der beim Bau und bei der Ausstattung der Kirchen tätigen Künstler. Beispiele dafür: Für die erste Kirche stiftete Herzog Wilhelm V. 1593 das heute im Stadtmuseum ausgestellte Altarbild von Peter Candid „Die Aufnahme Mariens in den Himmel“.

Ein weiteres Altarbild, „Petrus und Paulus“ von Alessandro Paduano, stiftete ein Mitglied der Familie Fugger. Beide Maler waren am Hof des Herzogs tätig. Candid malte Altarbilder für St. Michael in München und das Hochaltarbild der Frauenkirche in München.

Den Freskenzyklus der neuen Kirche schuf der in Augsburg ansässige Christoph Thomas Scheffler, ein Schüler von Cosmas Damian Asam, der vor allem im schwäbisch-bayerischen Raum, zum Beispiel in Dillingen und in Regensburg, tätig war.

Wer durch die Altstadt geht, dem fällt auf, dass das Stadtbild vor allem von den beiden Zeiträumen geprägt ist, in denen es Landsberg gut ging: vom späten Mittelalter und von der Zeit nach der großen Katastrophe der Stadt im 30jährigen Krieg. Damals ging die Einwohnerzahl durch Krieg und Pest von etwa 4000 auf etwas über 1000 zurück, die Wirtschaft der Stadt war weitgehend zerstört. Neben den städtischen Bauten und den Kirchen zeigen die beiden Blütezeiten auch viele Bürgerhäuser mit spätgotischen und barocken Fassaden, auch wenn nicht wenige von ihnen im 19. und 20. Jahrhundert verändert wurden.

Die Inventarisierung der Altstadt hat ergeben, dass ein erheblicher Teil der Bürgerhäuser aus dem späten Mittelalter stammt.

Selbstdarstellung, Geschichtsbewusstsein, Zeitgeschichte

Wie sahen und sehen die Landsberger sich selbst und ihre Stadt? Vom Reichtum und vom Bürgerstolz im 15. Jahrhundert, erkennbar am aufwändig geschmückten Bayertor und an der Pfarrkirche, war schon die Rede. Um 1700 wurde das alte Rathaus auf dem Marktplatz abgebrochen und dadurch der weite Platz geschaffen, dessen Mitte mit der barocken Brunnenanlage geschmückt wurde. Die Stuckfassade für das neue Rathaus schuf um 1720 der Neubürger und spätere Bürgermeister Dominikus Zimmermann aus Wessobrunn. Ihr Bildprogramm erlaubt einen Einblick in das Denken der damaligen Stadtregierung.

Das Kreuz im Stadtwappen im Giebel wird als Symbol für den Glauben interpretiert, was die Symbole, die von den beiden Frauengestalten daneben gehalten werden, verdeutlichen: das Herz für die Liebe und der Anker für die Hoffnung. Zu den drei göttlichen Tugenden, zu denen sich die Stadtväter bekennen, kommen die Kardinaltugenden der Weisheit, der Klugheit, der Tapferkeit und der Gerechtigkeit, für die die Reliefs mit Szenen und Porträts aus dem Alten Testament und der Antike stehen. Die aufwändige Gestaltung des Rathauses, auch im Innern, und das Bildprogramm zeigen deutlich das nach dem Dreißigjährigen Krieg wiedergewonnene Selbstbewusstsein der Bürgerschaft.

Im ausgehenden 18. und im 19. Jahrhundert aber kam es Schlag auf Schlag für die Stadt: Der Jesuitenorden wurde aufgehoben, in den napoleonischen Kriegen wurde die Stadt ausgeplündert, Bayern wurde größer und Landsberg verlor dadurch die Bedeutung als Grenzfestung und Zollstation, das zentralistische neue Königreich beschränkte die Selbstverwaltung. Dazu kam der Niedergang des Handwerks. Die Summe dieser Ereignisse brachte einen solchen Verlust an Bedeutung und Wirtschaftskraft mit sich, dass sogar die Bevölkerungszahl abnahm. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts brach der überregionale Handel auf den Straßen durch den Bau der Eisenbahn zusammen. Die Stadt

wurde zu einer ärmlichen Kleinstadt ohne Entwicklungsmöglichkeiten.

Diese Situation führte dazu, dass die Stadt nicht über die Mauern hinauswuchs und sich bis auf den Abbruch des Schlosses und einiger Tore und Türme baulich kaum veränderte.

Das Zeitalter der Industrialisierung ging an der Stadt weitgehend vorbei, erst in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts und im beginnenden 20. Jahrhundert siedelten sich Betriebe und staatliche Einrichtungen an, als bedeutendste die große Kaserne im Westen der Stadt und damit verbunden auch eine Wohnbebauung außerhalb des Mauerrings.

Ebenfalls westlich des Lechs wurde eine große Gefangenenanstalt errichtet. In diesem Gefängnis verbüßte Adolf Hitler 1924 die Festungshaft nach dem Putsch 1923 und diktierte sein Buch „Mein Kampf“. Nach 1933 wurde die Hitlerzelle zu einer Art Wallfahrtsort und man war in Landsberg stolz, dadurch überregional beachtet zu werden. Die Hitlerjugend deklarierte Landsberg zur „Stadt der Jugend“ und veranstaltete 1937 und 1938 sogenannte „Bekennnismärsche“ vom Reichsparteitag in Nürnberg nach Landsberg, wo Großkundgebungen stattfanden.

Als 1944 in Berlin die Errichtung einer großen unterirdischen Flugzeugfabrik westlich der Stadt beschlossen wurde, wurde Landsberg zu einem Ort des Holocaust. In Außenlagern des Konzentrationslagers Dachau wurden Häftlinge zum Bau dieser Bunker unter furchtbaren Bedingungen untergebracht, von denen etwa die Hälfte, insgesamt etwa 14 500, an Erschöpfung, Krankheit und Hunger starben. Einer der Bunker, Reste der Lager, mehrere Friedhöfe und das gezeigte Denkmal halten die Erinnerung daran wach, letzteres an den Marsch der letzten Häftlinge im April 1945 nach Dachau.

Nach dem Krieg befand sich in Landsberg ein großes DP-Lager für Überlebende aus den Konzentrationslagern. Im Gefängnis ließ die US-Militärregierung etwa 300 Kriegsverbrecher hinrichten.

Landsberg als Ort der Zeitgeschichte war und ist für die Stadt eine schwere Aufgabe, der sie sich durch Erinnerungsarbeit und durch die wissenschaftliche Aufarbeitung zu stellen sucht.

Zurück zum 19. Jahrhundert: Damals begann man auch in Landsberg durch den Einfluss der Regierung König Ludwigs I. das historische Stadtbild als Wert zu erkennen und die teilweise ruinösen Teile der Stadtbefestigung, zunächst noch gegen den Willen der Bürger, zu restaurieren. Künstler besuchten die malerische Stadt und Reisende beschrieben sie als romantischen Ort.

Auch das Interesse an der Stadtgeschichte erwachte im 19. Jahrhundert. Ein altes Kinderfest, das Ruethenfest, wurde zu einem Fest umgestaltet, bei dem die Kinder der Stadt die Geschichte in einem großen Umzug darstellen und in Szenen spielen. Das Fest ist bis heute ein wichtiger Teil der Identifikation der Landsberger mit ihrer Stadt und deren Geschichte.

Der Blick auf die Fresken im Festsaal des Rathauses zeigt das Landsberger Geschichtsbild des späten 19. Jahrhunderts. Das Bildprogramm entstand in Absprache zwischen der königlichen Regierung und dem Magistrat der Stadt. Dargestellt sind die Übergabe von Privilegien durch Kaiser Ludwig den Bayern, die Bestätigung der Stiftung des Heilig-Geist-Spitals durch Ludwig den Brandenburger und der schon erwähnte Tanz des Herzogs Ernst mit den Landsbergerinnen, – das Lob der wittelsbachischen Landesherrn also. Das vierte Bild hat das schlimmste Ereignis der Stadtgeschichte zum Thema, die Erstürmung durch die Schweden 1633.

Diese Fresken waren der Anlass zur Neugestaltung des Ruethenfestes als historischem Fest. Viele Festwägen und

Gruppen des Umzuges lehnen sich eng an die Fresken an, sogar die Kostüme entsprechen den hier dargestellten.

Viele Bürger Landsbergs haben eine emotionale Bindung an die Stadt und ihre Geschichte. Dies zeigte sich auch, als in den 80er Jahren durch eine Bürgerinitiative der Einbau eines Kraftwerks in das Lechwehr verhindert wurde.

Andererseits gab und gibt es natürlich auch in Landsberg, vor allem im Hinblick auf Bürgerhäuser, die unvermeidlichen Konflikte zwischen dem Anspruch nach optimaler, zeitgemäßer Nutzung des Kapitals „Haus in zentraler Lage“ und dem Bemühen, die Substanz und die Struktur der Gebäude soweit als möglich zu erhalten.

Funktionswandel der Altstadt

Seit den 60er Jahren erlebte die Altstadt einen Funktionswandel, der bis heute anhält. Die Bauern und dann auch die Handwerker, die bis in die Vorkriegszeit einen bedeutenden

Anteil an der Bevölkerung der Altstadt ausmachten, verschwanden weitgehend. Auch die kleinen Lebensmittelgeschäfte und viele der für Landsberg charakteristischen Gasthäuser, in denen die Bauern des Umlandes und die vielen Soldaten der Garnison eingekehrt hatten, wurden aufgegeben, die alten Gasthöfe teilweise abgebrochen. Die Wohnbevölkerung nahm ab, manche Bereiche der Altstadt wurden zu Problemvierteln. Auf der anderen Seite übernahm die Altstadt immer stärker zentrale Funktionen für die stark wachsende Stadt und für das Umland: Banken, Filialen von Einzelhandelsketten, Boutiquen, Praxen und Kanzleien ersetzen die früheren Nutzungen. Der Verkehr in und durch die Stadt belastete die Stadt immer stärker, Lösungen sind wegen der beengten Lage der Altstadt zwischen Steilhang und Lech sehr schwierig. Die Stadt bemüht sich, sich diesen Problemen durch die Durchführung von Sanierungsmaßnahmen zu stellen.

Ein Ulrichskreuz aus der Stadtpfarrkirche

von Anton Lichtenstern



Als 1978/79 anlässlich des Einbaus einer Heizung in der Landsberger Stadtpfarrkirche der Bodenbelag ausgebaut wurde, kam dabei unter anderem auch ein Ulrichskreuz zum Vorschein. Angeregt durch den Artikel in den LG 1998/99¹ über ein Ulrichskreuz aus Landsberg wurde dieses nun dem Autor vom damaligen Finder vorgelegt.

Dieses schön geprägte Kreuz aus dünnem Messingblech, 5cm hoch, 4,4cm breit, zeigt auf der Vorderseite die Ungarnschlacht und darunter den Benediktussegens². Die Darstellung der Reiter und die des Engels, der Bischof Ulrich das Kreuz und Kaiser Otto I. den Siegeskranz reicht, ist der auf dem anderen in Landsberg gefundenen Ulrichskreuz sehr ähnlich, aber nicht identisch.

Auf der Rückseite ist in der Mitte liegend die heilige Digna dargestellt, nach der Legende eine Magd der heiligen Afra, die mit ihren Gefährtinnen Eunomia und Eutropia am Grab Afras im Jahr 304 den Feuertod erlitt³. Die vier Balken des Kreuzes zeigen vier Augsburger Bischöfe, die alle als Heilige bezeichnet werden, nämlich oben: S. WITERPUS

(Wikterp, Bischof von 736–768), unten: S. THOSSO (Bischof 768–778), links: S. NIGARIUS (Nidgar, Bischof 815–832?), rechts: S. ADALBERO (Bischof 887–909)⁴.

Die Gebeine der heiligen Digna und der Bischöfe Wikterp, Nidgar und Adalbero wurden 1064 beim Abbruch der vierten St. Ulrichskirche aufgefunden, die des Bischofs Thosso 1454. Die Reliquien wurden bis zur Übertragung in die neue Sakristei im Jahr 1619 in der alten Sakristei verwahrt. 1698 ließ der Abt Willibald Popp für die Reliquien in der an die Sakristei neu angebauten Allerheiligenkapelle einen Altar anfertigen, die Reliquien mit kostbaren Ornaten bekleiden und in Glasschreinen ausstellen. Dort befinden sie sich noch heute.

Zur Erinnerung an die feierliche Translation in den neuen Altar 1698 wurden Ulrichskreuze mit den fünf Heiligen geprägt. Das Laiengestühl der Landsberger Stadtpfarrkirche, unter dem das beschriebene Ulrichskreuz gefunden wurde, stammt aus dem Jahr 1707⁵, was die Entstehung des Kreuzes 1698 oder kurz danach bestätigt.

¹ Lichtenstern, Anton, Ein Ulrichskreuz aus Landsberg, Landsberger Geschichtsblätter 1988/99, S. 34.

Die Signatur „IN“ auf diesem Ulrichskreuz wird im Versteigerungskatalog „Sammlung Dr. Busso Peus, Frankfurt. Wallfahrtsmedaillen des deutschen Sprachgebietes.“ Frankfurt 1982, S. 19 den Augsburger Medailleuren Jakob Neuß dem Älteren, 1664 – 1727, oder Jakob Neuß dem Jüngeren, 1720 – 1775 zugeschrieben. Für diesen Hinweis danke ich Herrn Dr. Thomas Raff, Dießen.

² Zum Benediktussegens siehe Anm. 1

³ Zum Folgenden: Friesenegger, Josef, Die Ulrichskreuze, Augsburg 1895, S.54; Augustyn, Wolfgang, Das Ulrichskreuz und die Ulrichskreuze. In: Jahrbuch des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte e. V. 26./27. Jg., S.312, Augsburg 1993

⁴ Das Landsberger Ulrichskreuz ist identisch mit dem bei Friesenegger, s. Anm.3, auf Tafel VII abgebildeten und S.56 beschriebenen Kreuz IV.5, das in Messing und Silber geprägt wurde.

⁵ Dietrich, Dagmar, Stadt Landsberg am Lech, Band 2, Die Sakralbauten der Altstadt, S.40, München Berlin 1977

Die Antoniter und Landsberg

von Klaus Münzer

Was ist über sie wissenswert?

In der 2.Hälfte des 11.Jahrhunderts gelangten die Gebeine des „Vaters des Mönchtums“, des hl.Antonius Abbas, auch Eremita genannt, aus Konstantinopel in ein Dorf in der Dauphiné zwischen Valence und Grenoble, welches bald den Namen St.Antoine annahm. Da viele Jakobspilger durch den Ort zogen, bildete sich dort eine Laienbruderschaft, die sich besonders der kranken Pilger annahm.

Damals wurden weite Landstriche von einer unbekanntem Krankheit heimgesucht, die zu brennenden Schmerzen und Abfaulen der Gliedmaßen führte. Man nannte sie das „heilige Feuer“ (ignis sacer) und wußte damals nicht, dass sie vom Mutterkornpilz im Brotgetreide verursacht wurde. Da sich die therapeutischen Erfolge im Spital der Brüder von St.Antoine durch die zahlreichen vorbeiziehenden Jakobspilger rasch weit herumsprachen, wuchs ihr Ansehen so schnell, dass ihnen bald auch auswärtige Spitäler anvertraut wurden, und 100 Jahre nach ihrer Gründung war die Bruderschaft, die sich nun „Antoniter“ nannte, über ganz Frankreich, Italien, Spanien und Deutschland, ja bis ins Heilige Land verbreitet. Sie bildeten nun einen Konvent, der nach der Augustinerregel lebte.

Für die wachsenden Ausgaben für die Krankenpflege und den Bau von Hospitälern wurde eine organisierte Geldbeschaffung notwendig. Die Länder wurden in Präzeptoreien eingeteilt, in denen ihre Boten (nuntii) die Spenden einsammelten. Das Einsammeln nannte man „Terminieren“, der Umritt wurde „Quest“ genannt. Da die Bauern und ärmeren Leute kaum über Bargeld verfügten, schenkte man dem hl.Antonius gerne Ferkel, die mit einem T (einer stilisierten Krücke) auf dem Rücken und einem Glöckchen um den Hals frei herumliefen und auf Kosten der Allgemeinheit, vor allem aber von den vielen Abfällen, fett und gross gezogen wurden. Die Antoniter kamen auf dem Quest auch in den Genuss zahlreicher kirchlicher Privilegien, wie der Predigt in den aufgesuchten Kirchen, des Beichtehörens u.a.

In Deutschland war die größte Niederlassung der Antoniter die Präzeptorei beim Hospital in Memmingen, dem sogenannten „Antonierhaus“. Bereits 1214 hatte der Staufer Friedrich II. den Memminger Antonitern das Patronat über die Martinskirche übertragen. Der Terminierbereich der Generalpräzeptorei in Memmingen umfasste weite Teile Süddeutschlands und reichte bis Böhmen, Südtirol und in die Schweiz. Im 15.Jahrhundert waren es zehn Balleien (Augsburg, Nördlingen, Freising, Regensburg, Eichstätt, Chur, Brixen und Prag) deren Gebiet meistens mit den Bistumsgrenzen übereinstimmte. Da in der Memminger Generalpräzeptorei nur wenige Antoniterchorherren saßen, wurden die Balleien meistens an Weltpriester oder Laien übertragen, mit denen z.T. Pachtverträge geschlossen wurden.¹

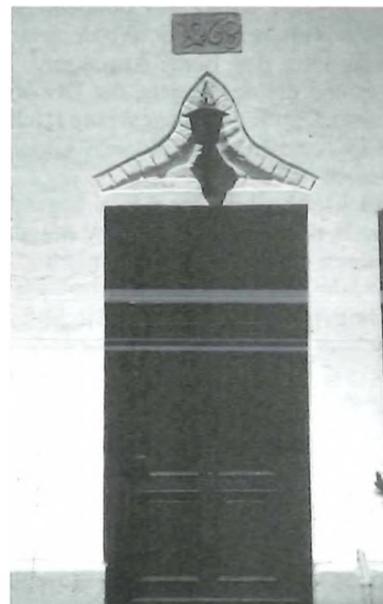
Die Tafernwirtschaft in Spötting: Terminierhaus der Antoniterballei für Schwaben?



St. Ulrich in Spötting mit Tafernwirtschaft

Adalbert Mischlewski schreibt in seiner Abhandlung „Die Antoniter: Eine unbekannte Beziehung München-Memmingen“²: „In dem bisher behandelten Zeitraum wird der Balleier in München wie seine Kollegen in Regensburg, in Nördlingen und wohl auch in Landsberg (Anm.39) in einem Miethaus gewohnt haben.“ Unter der Anm.39 ist zu lesen: „Die Indizien, daß sich wahrscheinlich auch in Landsberg am Lech ein Antoniterstützpunkt befand, sind zusammengetragen bei Mischlewski, Grundzüge, Kap. XA. 114. Möglicherweise befand sich dort trotz der Lage rechts des Lechs das bisher noch nicht ermittelte Terminierhaus für die Ballei Schwaben.“

Zur von Mischlewski vermuteten Lage des Antoniterstützpunktes ist anzumerken, dass die Pfarrei Spötting mit dem Kirchlein St.Ulrich und der Leprosenkapelle St.Katharina wohl zur Stadt Landsberg gehört, aber links des Lechs liegt, also „schwabseits“, wie man in Landsberg sagt. Obwohl von der Stadt Landsberg 1412 für das Hl.Geist-Spital gekauft, wurde Spötting übrigens erst 1559 in den Gerichtsban der Stadt einbezogen. Pfarrer dieser kleinen Pfarrei war aber von 1468 bis 1483 Herr Caspar Wanner.



Spötting: Tür; darüber Bauinschrift „1468“

¹ Hallauer, Hermann J.: Die Memminger Antoniter und das Bistum Brixen im 15.Jahrhundert; in: Auf den Spuren des heiligen Antonius. Festschrift für Adalbert Mischlewski zum 75.Geburtstag, hg.v.Peer Frieß; Verlag Memminger Zeitung 1994

² Oberbayer.Archiv 97.Bd., München 1973, S.483

³ Mischlewski, Adalbert: Grundzüge der Geschichte des Antoniterordens bis zum Ausgang des 15.Jahrhunderts, Köln-Wien 1976, S.254, Anm.21.

Wer war Caspar Wanner?

Wanner stand in Diensten des Memminger Antoniterhauses und war zunächst Benefiziat am Stephansaltar bei Unser Lieben Frauen in Memmingen, aber seit 1453 wegen der geringen Einkünfte des Benefiziums von 4 Silbermark von der Residenzpflicht befreit. 1454 wird er mit den Einkünften der Pfarrei Pfersee bei Augsburg - ebenfalls 4 Silbermark - versehen, darf aber das Memminger Benefizium bis 1465 beibehalten. Am 13. August 1458 wird er als Pächter der Antoniter-Ballei Freising erwähnt³ und ist ab 1468 in Landsberg, ab 1473 als Pfarrer bei St. Ulrich zu Spötting bzw. St. Katharina urkundlich nachweisbar⁴. Da die Pfarrei Spötting nur wenige Seelen zählte - neben der Tafernwirtschaft, direkt neben dem Ulrichskirchlein gelegen, gehörten zur Pfarrei nur noch die Papiermühle am Lech und die Leproserie, unweit vom Lech an der Salzstraße nach Memmingen gelegen, die weiter westlich an Spötting vorbeiführte, wo sie die Rottstraße Venedig - Schongau - Augsburg schnitt. St. Katharina „bei den Sundersiechen“ war die Kapelle der Leprosen und wurde, wie bereits angedeutet, vom Spöttinger Pfarrer mit betreut.

Ab 1468 also ist Caspar Wanner in Landsberg bzw. Spötting nachweisbar und leiht im folgenden Jahrzehnt mehrfach größere Geldbeträge gegen Jahreszins an angesehene Landsberger Bürger und den Stadtpfarrer aus (s. Anm. 3!). Im gleichen Jahre 1468 aber wird die unmittelbar neben seinem Pfarrkirchlein St. Ulrich gelegene Tafernwirtschaft - die übrigens dem Hl. Geist-Spital zu Landsberg gehörte - zu einem stattlichen Gebäude ausgebaut, mehrstöckig mit mehreren Böden und Kellern. Noch heute bezeugt ein Ziegelstein mit der Datierung „1468“ über der Eingangstüre den Umbau der bereits 1412 erwähnten Tafernwirtschaft, die später als Niederlage der Schongauer Rott an der Fernhandelsstraße Venedig - Augsburg diente und als Ballenhaus bezeichnet wurde. Es liegt nahe, dass ein solches Gebäude sich zum Einmietern als Terminierhaus der Ballei Schwaben ab 1468 besonders gut eignete, da es, wie bereits erwähnt, genau am Kreuzungspunkt zweier Fernhandelsstraßen lag, von denen die eine, die Salzstraße, von hier direkt nach Memmingen, dem Sitz der Antoniterpräzeptorei, führte.

Die Ausleihe von größeren Geldbeträgen durch Pfarrer Wanner lässt andererseits auf ein Vermögen schließen, das sicher nicht nur aus den geringen Benefiziats- und Pfarreinkünften stammen konnte, sondern die Vermutung nahelegt, dass Caspar Wanner neben der kleinen Pfarrei auch auf die Einkünfte als Balleipächter - nun nicht mehr des Bistums Freising, sondern der Ballei Schwaben - verfügen konnte.

1483 muss Caspar Wanner als Pfarrer von Spötting abgetreten sein, denn am 29.8.1483 gelobt Herr Antonius Kreler, Pfarrgesell bei Unserer Lieben Frauen zu Landsberg, vor dem Rat der Stadt, „St. Ulrichs Pfarrkirche zu Spöttingen mitsamt Sant Katharina Kapell, die jetzt ledig geworden sind“, mit Gottesdienst und allen Dingen zu versehen⁵.



Epitaph von Nicolaus Cusanus in der Kirche „S. Pietro in vincoli“ in Rom

Sonstige Beziehungen der Antoniter zu Landsberg

Caspar Wanner ist nicht der erste und auch nicht der letzte Vertreter der Antoniter, der sich in Landsberg aufhielt. Die über den Lech nach Schwaben ausgreifende bayerische Grenzstadt bot sich durch ihre Verkehrslage - wie bereits dargestellt - für Aufenthalte und Begegnungen geradezu an. *Nicolaus Cusanus in Landsberg*. So kam es am 12. September 1453 hier im Hause des Caspar Ledrer⁶ zur Begegnung der Antoniter mit dem berühmten Kardinal Nikolaus von Kues, der 1452 die Verwaltung seines Bistums Brixen angetreten hatte. Cusanus griff in seinem Reformeifer sogleich in die alten Privilegien des Antoniterordens ein. Um Missbräuchen zu steuern, entzog er den drei in seinem Bistum sammelnden Antoniusboten z.B. das Recht, die Beichte abzunehmen. (Zwei dieser Nuntii waren übrigens aus der unmittelbaren Nachbarschaft Landsbergs: die Pfarrer Petrus Sartorius aus Kleinkitzighofen und Johannes Zottmair von Oberigling.) Der Präzeptor des Memminger Antoniterhauses, Petrus Mitte de Caprariis, reiste daraufhin nach Tirol und verhandelte ohne Erfolg mit dem Kardinal. Daher ließ er durch den päpstlichen Subkonservator Johannes Gossolt, Dekan von St. Moritz in Augsburg, den Kardinal und sein Brixener Kapitel nach Landsberg zitieren. Nicolaus Cusanus gab auch hier in Landsberg nicht nach und verhärtete sogar seine Haltung, so dass jahrelang in seinem Bistum die Memminger Sammler nicht zugelassen waren⁷.

⁴ Am 9.2.1468 geht 1 rheinischer Gulden aus einem Haus zu Landsberg im Dorf an Herrn Caspar den Wanner (StadtA LL, Urk.333). Am 8.12.1473 verleiht Herr Caspar der Wanner, Pfarrer zu Spötting, 10 Pfd. Münchner Pfennige gegen 1/2 Pfd. Pfennig ewigen Zins an den Goldschmied Michel Häring (Urk.382). 1478 gehen aus dem Haus des Landsberger Stadtpfarrers Lic. Sigmund Zwin in der Salzgasse u.a. 1 rh. Gulden ewigen Zins an Herrn Caspar Wanner (Urk.414). Am 9.9.1479 verleiht Herr Caspar Wanner, Preister und derzeit Pfarrer zu St. Katharina vor der Stadt, 100 Gulden an Magdalena Rienshoferin, Wittib und Bürgerin zu Landsberg, gegen 5 Gulden ewigen Zins aus ihrem Haus am Platz in der Stadt (Urk.418).

⁵ StadtA LL, Urk.434

⁶ Ein Caspar Ledrer siegelt 1457 zweimal als Altbürgermeister Landsberger Urkunden (StadtA LL, Urk.262, 271). Da in Landsberg jeweils der dienstälteste Bürgermeister als Altbürgermeister bezeichnet wurde, ist anzunehmen, dass Caspar Ledrer auch bereits 1453 dieses Amt versah.

⁷ Alle Angaben über Nicolaus Cusanus nach Mischlewski, Grundzüge..., S.280.

Aufenthalte des Memminger Präzeptors Petrus Mitte in Landsberg sind auch für den 14. September 1459 bezeugt; 1460 macht er auf einer Reise zu den Terminierhäusern in München und Regensburg mit 3 Pferden in Landsberg Halt. Hier wird am 1. Februar 1460 ein Pachtvertrag mit dem Hurlacher Pfarrer Ulrich Müller geschlossen. Aus Landsberg stammt auch der 1461 genannte Balleipächter Jacob Frantz wie Caspar Ledrer, der am 23. Januar 1481 als Balleipächter für Regensburg auftritt⁸.

Während der Konflikte bei der Einführung der Reformation in der Freien Reichsstadt Memmingen ist Landsberg wiederholt Zufluchtsort von Memminger Antonitern. So suchte 1525 und 1527 der Präzeptor Kaspar von Leuzenbronn in Landsberg Schutz bei den Herzögen Wilhelm und Ludwig von Bayern⁹. Auch Leuzenbronn's Kaplan, Magister Lorenz Stöffel, der Verwalter des Memminger Antoniterspiitals, hielt sich mehrmals in Landsberg auf. Hier wurde er schließlich Kaplan an der Stadtpfarrkirche und löste 1540 Magnus Haldenberger als Stadtpfarrer ab¹⁰.

Einer der letzten Präzeptoren des Antoniterordens in Memmingen, Ulrich Prunner (1550-1562), stammte übrigens aus Weil bei Landsberg¹¹.



St. Antonius auf dem Metzgeraltar der Landsberger Stadtpfarrkirche

Nachtrag:

Die Landsberger Metzger und ihr „Sau-Toni“

Auf dem Metzgeraltar in der Landsberger Stadtpfarrkirche Mariä Himmelfahrt, dem 5. und hintersten Altar des rechten Seitenschiffes (jetzt Herz-Jesu-Altar), steht rechts neben dem Altarblatt die Figur des hl. Antonius, geschaffen um 1690 von dem Landsberger Bildschnitzer Lorenz Luidl¹². Der Heilige stützt sich auf das T-förmige Antoniuskreuz mit Glöckchen und wird begleitet von einem Schweinchen¹³. Zur Zeit der Antoniter in Landsberg stand auf dem spätgotischen Vorläufer des Metzgeraltars ebenfalls eine Antoniusfigur, die 1996 aus dem Kunsthandel für das Neue Stadtmuseum Landsberg erworben wurde¹⁴. Auch zu Füßen dieser Figur lugt ein Schweinchen aus dem Umhang des Heiligen hervor. In einer Beschreibung der Altäre in der 1466 konsekrierten spätgotischen Stadtpfarrkirche ist über den Altar zu lesen: „Sancti Siluestri et Anthoni. Item der altar in der fimfften cappelln bei der kirchthür der ist geweiht in den Eren Sant Silvestri und Sant Anthoni und die mezerger haben in (=ihnen, d.h.sich!) nach der weich für genommen ainen hailigen der haist sant anthonien den venerieren si“¹⁵. Aus dem Text geht hervor, dass die Figur erst nach der Weihe von 1466 auf den Altar kam und vor der Abfassung des Buches des Landsberger Kaplans Sebastian Rangk-Greiff, das zwischen 1508 und 1514 zu datieren ist. Also zu einer Zeit, als die Antoniter in Landsberg wohlbekannt waren und sicher auch hier ihre „Antoniuschweine“ frei herumliefen.

⁸ Alle weiteren Angaben, die Landsberg betreffen, nach Mischlewski, Grundzüge..., S.278, Anm.114. - Ob es sich bei diesem Caspar Ledrer aus Landsberg um den 1457 bezeugten Landsberger Altbürgermeister handelt, ist fraglich. Es könnte auch ein Sohn des Genannten sein.

⁹ Eirich, Raimund: Kaspar von Leuzenbronn und das Ende der Memminger Antoniterpräzeptorei, in: Die Linde, Beilage zum „Fränkischen Anzeiger“ für Geschichte und Heimatkunde von Rothenburg o.T., Nr.7 (Juli 1996) und 8 (August 1996)

¹⁰ Landsberger Geschichtsblätter 17.Jgg. 1918, S.53ff.

¹¹ Eirich, wie Anm.8, Die Linde Nr.8, S.61

¹² Dietrich, Dagmar: Landsberg am Lech, Band 2: Sakralbauten der Altstadt in: Die Kunstdenkmäler von Bayern, Neue Folge 3, Deutscher Kunstverlag München Berlin 1997, S.153, Abb.164

¹³ Das vergoldete Schweinchen wurde im Dezember 1996 gestohlen und wurde inzwischen durch ein nachgeschnitztes ersetzt.

¹⁴ Münzer, Klaus: Zur Schnitzfigur des hl. Antonius Eremita, in: Landsberger Geschichtsblätter 95./96.Jgg. 1996/97, S.104, Abb. auf der Rückseite des Umschlags.

¹⁵ BHStA, KL Wess. 22 (Liber Rangk-Greiff)

Landsberg im Streit der Konfessionen zwischen 1522 und 1618

von Klaus Münzer*

Begründung der Themenwahl:

Landsberg war Grenzstadt des Herzogtums Bayern gegenüber dem Fürstbistum Augsburg und anderen schwäbischen Territorien und Reichsstädten. Es hatte *Handelskontakte* mit den Reichsstädten Augsburg, Memmingen und Kempten wegen seiner *Verkehrslage an der Salzstraße* Reichenhall-München-Memmingen mit privilegierter Salznie-derlage für alle *Salztransporte über Memmingen, Kempten, Lindau und in die Schweiz*; (d.h. die dortigen Salzsender mussten in Landsberg ihr Salz abholen und brachten zuvor ihre Fracht auf den Landsberger Markt (u.a. „Neckerwein“ und „Seewein“), aber auch Landsberger Kaufleute fuhren ihre Güter nach Schwaben und weiter. Dann an der *Rottstraße Augsburg-Venedig* mit Warenumschatz von und zu der Salzstraße in beiden Richtungen (die Rottstraße verlief westlich des Lechs, „schwabseits“, wo der Landsberger Burgfrieden und das Territorium des Herzogtums über den Lech ausgriffen. Die Personen- und Warenkontrolle aber fand hauptsächlich beim herzoglichen Zollner an der Landsberger Lechbrücke statt. Landsberg war auch Sitz eines herzoglichen Kastners - neben dem Pfleger sowie Stadt- u. Landrichter.

Diese Fakten schon machen deutlich, dass eine so exponierte Grenzstadt wie Landsberg gegen Einflüsse und neue Ideen von außerhalb Bayerns nicht abgeschottet werden konnte.

Zeitliche Eingrenzung des Themas:

1522 wurde das *1. bayerische Religionsmandat* erlassen, womit der Kampf gegen die reformatorischen Ideen und der staatliche Glaubenszwang im Herzogtum einsetzten. Mit 1618 aber beginnt ein neuer Zeitabschnitt, von dem ab die macht- und religionspolitischen Karten in Mitteleuropa neu gemischt wurden.

Die Quellen für diesen Zeitabschnitt, soweit sie Landsberg betreffen:

Hier ist leider festzustellen, dass die wichtigen fortlaufenden Archivalien der Stadt, wie Ratsprotokolle und Stadtkammerrechnungen, aus der Zeit vor dem 30jährigen Krieg nicht vorhanden sind. Gerettet wurden vor den Schweden 1632 und 1646 nur die Privilegienbriefe und wichtigsten Besitzurkunden von Stadt und Kirche, soweit sie in einer Truhe Platz fanden, die nach Innsbruck bzw. Traunstein in Sicherheit gebracht wurde. Aus dem *Stadtarchiv* lassen sich für das beginnende 17. Jahrhundert für unser Thema nur die Aufzeichnungen der Mariä-Himmelfahrts-Bruderschaft in deren 1. Hauptbuch und der Bericht einer herzoglichen Inquisition vom Jahre 1613 heranziehen, schließlich eine Abkündigung an die Landsberger Bürgerschaft anlässlich der Ratswahl von 1615.

Im *Augsburger Ordinariatsarchiv* gingen die Archivalien über das Ruralkapitel Landsberg im 2. Weltkrieg in Flammen auf, nur einige Exzerpte, die der Landsberger Stadtarchivar Schober zu Beginn des Jahrhunderts handschriftlich anlegte, blieben erhalten.

So bietet das *Bayerische Hauptstaatsarchiv in München*, vor allem mit den Jesuitica, eine wichtige Ergänzung der spärlichen örtlichen Quellen, soweit es den Zeitraum ab 1576 betrifft. Die Jahrzehnte davor sind hier allerdings nur

mit zwei Quellen belegt, und zwar durch einen Bericht des Landsberger Stadtpfarrers Haldenberger von 1536 über die Vernachlässigung der Gottesdienste und einen Briefwechsel des Landsberger Pflegers mit Herzog Wilhelm IV. über die Verhältnisse der Stadt Landsberg und des Lechrains im Schmalkaldischen Kriege 1546/47.

Ergebnis: Die Quellen fließen für die ersten drei Viertel des 16. Jahrhunderts nur sporadisch, nicht kontinuierlich.

Die Auswirkungen des 1. herzoglichen Religionsmandates vom 5. März 1522

Dieses berief sich auf die Verwerfung von Luthers Lehre durch Kaiser und Papst. Es verpflichtete die herzoglichen Beamten zum Eingreifen gegen die Verbreitung lutherischer Glaubensinhalte durch Wort und Schrift und gegen Geistliche, die der neuen Lehre nahestanden.

In Landsberg betraf dies 1524 zwei Priester, und zwar keinen geringeren als Georg Lorenz, der in der Stadtpfarrkirche das Predigeramt versah und daher am unmittelbarsten auf die Gläubigen einwirken konnte, und den Benefiziaten Pankraz Gundolt. Als der Herzog erfuhr, dass beide wegen ihrer Haltung vor den Bischof nach Augsburg zitiert worden waren, forderte er genauen Bericht an und beordnete sie am 21. Dezember 1524 vor den Landeshofmeister nach München. Dort mussten sie widerrufen und wurden anschließend des Landes verwiesen. Stefan Miedaner¹ schreibt dazu: „Diese sicherlich spektakuläre Maßnahme dürfte in der Stadt dazu geführt haben, dass sich die Anhänger Luthers nicht mehr offen zu zeigen wagten. Symptomatisch für die damalige Zeit war ein deutlich spürbarer Rückgang des Gottesdienstbesuchs und des Sakramentenempfangs.“

Auch für die Verbreitung lutherischer Schriften findet sich ein Zeugnis vom gleichen Jahre: In der Gerichtsrechnung des Landrichters für 1524 wird vermerkt: „Item von den luterischen bücher auf bevelch des rentmeister gen minchen geschickt“².

Landsberg im Bauernkrieg 1525

Die Stadt diente dem Herzog als Bollwerk gegen die aufbegehrenden schwäbischen Bauern. Die bayerischen Bauern des Lechrains wurden vom Landsberger Kastner Ludwig von Sennen seit Mitte Februar 1525 im herzoglichen Auftrag scharf überwacht. Türme und Tore der Stadt wurden besetzt. Herzog Ludwig, der Bruder Wilhelms, sammelte hier Fußvolk, darunter das Landsberger Bürgeraufgebot, zur Bewachung der Grenze gegen Schwaben. Von Landsberg aus stieß er am 20. April 1525 nach Buchloe vor und brannte die bischöflich augsburgische Stadt als einen Hauptsitz der aufrührerischen Bauern nieder. Gegen den 700 Mann starken Haufen der Bauern aus den Dörfern „an der Straß“ (Hurlach bis Wehringen) zog am 10. Mai der Landsberger

* Ausarbeitung eines Referats, gehalten am 4. Februar 1999 im Landesgeschichtlichen Kolloquium bei Prof. Dr. Rolf Kießling, Lehrstuhl für Bayerische und Schwäbische Landesgeschichte an der Universität Augsburg, sowie eines Vortrags vor dem Historischen Verein am 9. März 1999 im Pfarrsaal Mariä Himmelfahrt zu Landsberg

1 Miedaner, Stefan: Petrus Canisius und Landsberg zur Zeit der Reformation, in: Petrus Canisius, Reformator der Kirche, Augsburg 1996, S. 135
2 StA München, Rep. 18, Fasc. 363, Gerichtsrechnung LG Landsberg 1524



Der Teppich von Michelfeld. Allegorie sozialer Ungerechtigkeit, erschienen 1526

Pfleger Gregor von Egloffstein mit 200 Reitern und richtete unter den schlecht bewaffneten Bauern südöstlich von Kleinkitzighofen ein Blutbad an, dem mindestens 150 Bauern zum Opfer fielen³. Bis 1908 erinnerte ein Fresko an der Wand eines Hauses neben der Lechbrücke, damals Haus Nr. 107, an den Ausmarsch der Bewaffneten aus Landsberg.

Die Wiedertäufer im Landgericht Landsberg 1527/28

Dieses Thema ist von Barbara Kink in ihrer Dissertation erschöpfend behandelt worden⁴. Die 80 Täufer, die sie für 1527 und 1528 im Landgericht Landsberg ermittelte, kamen aber alle aus den Dörfern v.a. im Norden des Landgerichts. (Der Augsburger Patrizier Georg Regel, der damals die Herrschaft Lichtenberg - ca 15 km nördlich von Landsberg - besaß, galt als Förderer der Täufer.) Aus der Stadt selbst wurde kein Bürger als Täufer aktenkundig, obwohl J.J. Schöber 1918 schreibt: „Auch in Landsberg zählte diese neue Lehre, besonders unter den zahlreichen Webern am Hinteren Anger, viele heimliche Jünger“⁵. Barbara Kink sieht zwar in den wandernden Handwerksgesellen aus dem Schwäbischen potentielle Verbreiter der Lehre; die in Landsberg hingerichteten Täufer - zehn am 23. Dezember 1527, vier am 15. Mai 1528 - waren aber Landbewohner, keine Landsberger. Wenn es in Landsberg Täufer oder deren Sympathisanten gab, dann verhielten sie sich unauffällig, wohl eingeschüchert durch das verschärfte *herzogliche Mandat vom 15. November 1527*, das die Täufer mit der Todesstrafe bedrohte.

³ Pflanz, Eduard, Landsberg im Bauernkrieg 1525 in: Lechkurier 1982, Nr.35-40

⁴ Kink, Barbara: Die Täufer im Landgericht Landsberg 1527/28, St.Ottilien 1997

⁵ Landsberger Geschichtsblätter 1918, S.47



Herzog Wilhelm IV. von Bayern (reg. 1508-1550) von Hans Wertinger

Zwischen Augsburger Reichstag und Schmal-kaldischem Krieg 1530-1545

Das Privileg der Ketzengerichtbarkeit hatte die herzogliche Regierung bereits 1526 erwirkt, d.h. nun konnte der weltliche Arm auch ohne vorherige Einschaltung der kirchlichen Obrigkeit auch gegen Geistliche vorgehen. *Das dritte bayerische Religionsmandat von 1531*, das die Bestimmungen des Augsburger Reichstages von 1530 bekanntmachte, erwies sich als nahezu überflüssig, da es wegen des obrigkeitlichen Drucks keine evangelische Volksbewegung gab. Folge dieser rigorosen herzoglichen Verwaltung war einerseits die latente Sympathie für die neue Lehre bei breiten Schichten der Bevölkerung, andererseits eine Vernachlässigung der religiösen Pflichten, oft verbunden mit einem Desinteresse an Dogmen und Sakramenten der alten Kirche.

Dies zeigt sich in Landsberg in den dreißiger Jahren unter dem Stadtpfarrer *Magnus Haldenberger*. Der um 1480 in Landsberg geborene Haldenberger war ein gelehrter Humanist, der in Tübingen und Ingolstadt studiert hatte und der von Aventin errichteten Gelehrten-Congregation angehörte. Auf Empfehlung Herzog Wilhelms IV., der ihn als „gelehrten, geschickten, frommen und seines priesterlichen Wandels halber berühmten Geistlichen“ bezeichnete, war er 1524 als Stadtpfarrer nominiert worden, nachdem er zwei Jahre als Magister an der Lateinschule unterrichtet hatte⁶.

⁶ wie Anm.5, S.46

Als Stadtpfarrer hatte er einen schweren Stand in Landsberg. Bereits im Jahre seines Amtsantritts 1524 wurden der Prediger an seiner Kirche und ein Benefiziat, wie bereits gesagt, wegen lutherischer Ansichten gemäßregelt.

1532 fielen zwei Geistliche, darunter der Frühmesser der Pfarrkirche, wegen Tumults auf der Gasse auf: in unpriesterlicher Kleidung mit Wams und Hosen hatten sie nachts bewaffnet die Stadtwache in die Flucht geschlagen und waren nach ihrer Überwältigung „ins Gewölb“ geschafft worden. Haldenberger beklagt „zu den Irrigen Zeytten, dyser schwären Läuften des Glaubens...Etlycher verruchter Gaystlicher ärgerliche(s) und leychtfertige(s) Leben“.

1536 muss sich Haldenberger auf Befehl des Herzogs gegenüber dem Magistrat der Stadt wegen Vernachlässigung der Gottesdienste in Landsberg verantworten.⁷ Ein ehemaliger Benefiziat, inzwischen Dorfpfarrer zu Untermühlhausen im Landgericht, hatte ihm in 10 Punkten Vernachlässigung der gestifteten Messen vorgeworfen. Haldenbergers Rechtfertigung, sein „aynfältiger, doch warer Berycht“ wirft ein bezeichnendes Licht auf die kirchlichen Verhältnisse in Landsberg und das Verhalten des Landsberger Magistrats gegenüber der Geistlichkeit.

Haldenbergers Bericht von 1536

Haldenberger wirft dem Magistrat vor, dieser habe Geld, Brief, Schrein und Büchse der hiesigen Frauenbruderschaft den Kerzenmeisterinnen abgenommen und aufs Rathaus geschafft. Die vom Rat eingesetzten Pfleger hätten dazu gespottet: „Ey Ihr Weyber stöckends nun alles In die Pfaffen“.

Der Rat aber spare an der Kirche, wo es nur geht: „Dyser Zeyt gedunckt uns alles ayn überflus und verlornen kost, was Gott zu Ehren In Eußerlichen Cerimonien auffgeopferdt wurd“. So werde vor allem an Kerzen gespart. „Vor dysen Euangelischen Jaren waren mehr gebrenndt“ erinnert er sich. Um die Kerzen „unser Frawen“ zu sparen, gebrauchte er „Zue wyntters Zeytten...Messe zu lösen vast [=viel] aygner Lyechter“.

Bei einer Vorsprache Haldenbergers im Hause des Bürgermeisters Leonhard Probst, solche Kerzen wieder anzufachen, sei „in meynem und anderer Beywesen“ gespottet worden, und „aynes Abfals Sey Es geachtödt, So Landsperg... neben den Zwynghyschen und Lutheryschen Stätten, auch lör on ayn kerzen stande“. „Wollens khayn Kerzen mehr Erhalten“, bemerkt Haldenberger sarkastisch, so sollten sie doch gleich anschaffen, „den Schült und Landsperger Creuz ... hynwegk zu nämen“, wobei er auf das Kreuz im Landsberger Stadtwappen anspielt.

Dann kommt Haldenberger auf die ihm angelastete Vernachlässigung der Jahrtagsstiftungen zu sprechen. Er führt zwei Jahrtage an, die - wie andere dergleichen mehr - all die 12 Jahre, so lang er nun Pfarrer sei, „ye und ye fleysig gehalten, ordenlich In das Wochenbüchlyn und Zettell geschryben, Aber nye bezalt worden“. Hier ist zu wissen, dass die Kapitalien und Einkünfte der Stiftungen von den vom Stadtrat bestellten Kirchenpflegern verwaltet wurden. Deren Antwort aber auf Haldenbergers Begehren um Vergütung lautete: „was nicks trag, bezallen Sye auch nicksen, der Lech hab die Zyns hyn“, womit angedeutet wird, dass die Stiftungsgelder zur Reparatur der Wasserschäden verbraucht worden seien. Haldenberger bemerkt dazu in seinem sarkastischen Humor: „Also muß der gutt Lech, schyer wye der Nyemandt, alles was unrechts geschüchedt oder zerbrochen wurd, sich zeuchen [=beachtigen] lassen“.

Danach beklagt Haldenberger den Priestermangel in Landsberg, den er auf die geringe Dotierung der Benefizien und die Knauserigkeit der Kirchenpfleger zurückführt, da diese z.B. Messspründen von Theologiestudenten nicht auszahlen. Als erstes von zwei Beispielen diene die Schuhmachermesse. Diese habe etliche Jahre vaziert; sie sei einem „zychtigen, fromen gelaerdten Stattkündt verlychen [=verliehen] gewesen“, der aus Not der Armut aber gezwungen worden sei, „nach waydt und vyll wandern, nach häfftigen Dyensten bey Etlychen Schullen, Ingolstatt, Leypzig, Wyen etc. sein guten Anffang zu verlassen“ [=nach vielem weiten Umherziehen, nach eifrigem Studium an etlichen Universitäten, wie Ingolstadt, Leipzig und Wien, seinen erfolgreichen Beginn aufzugeben].

Ähnliches gelte von der Sankt-Barbara-Messstiftung, die schon lange durch Abwesenheit vaciere. Sie war auch einem frommen, geschickten Bürgersohn verliehen, der sein angefangenes Studium bei Dr.Eck in Ingolstadt „von Armut wegen“ ohne seinen Willen habe aufgeben müssen. Haldenberger fügt anklagend hinzu: „Daß Ime ayn Radte doch nur etwan ayn Buechlyn zu kauffen aynichen Haller von seiner Gozgabe hätte vergunnen wöllent!“ [=Hätte ihm der Stadtrat doch wenigstens einmal zum Kauf eines Büchleins einen einzigen Heller aus den ihm zustehenden Messstiftungserträgen zukommen lassen!]

Bei anderen Messstiftungen habe der Stadtrat die Kapläne ohne Not ziehen lassen. So vaziere [=bleibe unbesetzt] die Messe der Bäckerbruderschaft durch Abwesenheit des Kaplans, dem der Stadtrat erst jüngst gestattet habe, auf eine Pfarrei im Bistum Chur in die Schweiz zu ziehen. (Notabene: Der Kaplan namens Ulrich von Sennen war ein naher Verwandter des herzoglichen Kastners und Pflegverwalters zu Landsberg, Ludwig von Sennen!) Es sei aber kein Kaplan „aus mutwyllen oder truz, on [=ohne] des Radtes guttwyllige Erlaubnus und frölichen Vergunst aus der Statt gelauffen.“ Es seien die Kapläne aber auch „gezwycködt und gezwängelt worden, Ist Innen yzundt da, yzundt dort ayn Förder von der Pfründten Aynkhomen entzochen, bys daß Sye auch vor Armutt nymer beleyben kundten...Der Lech hadts auch hyn, ...schreyen yzundt meyne Herren... Wenn der gutt arme Leche muß es hye zu Landsperg als [=alles] thun!“.

An anderer Stelle klagt Haldenberger, dass außer ihm und seinen zwei Pfarrhelfern nur noch sechs oder sieben übel besoldete kranke Priester in der ganzen Stadt Landsberg übriggeblieben seien, und er verdächtigt seine „hochen und lyben Herren“ vom Stadtrat: „Sechndt Ihr nitt auch gerne, wye zu Schwaben bey Etlychen unseren Nachbawren, daß die Gozdyenst und Messen zu grundt gyengen?“ [=Sähet ihr etwa nicht gern, dass die Gottesdienste und Messstiftungen, wie bei etlichen unserer Nachbarstädte in Schwaben, auch bei uns zu Grunde gingen?]

Aber er warnt sie sogleich: „Nayn, nayn, unsere aller Christlychösten Landtsfürsten seyen dem Barmherzigen guettgrößten Gott bass befolchen, werden In Iren christlichen Landen dysen Unkraudt nitt lassen erwachsen. Also Lyeben Herren, gyeng [=gehet] es gemachsam ane, da die laydig Sachen durch der Bawren Unsynnigkaydt, durch der abtrynnigen, Maynaydigen Gottlosen Münche und Pfaffen falsche Läre, falsch genandtes Euangelion, den rechten, waren, von Christo hyer geübten Gozdyenst, sambten der ganzen Theutschen Nazion, sich understunde, zu erkören, zu erschlayppffen, und gar zu verdülgen“.

Haldenberger schließt mit der Beteuerung: „Dyse Herren hädten mich und die anderen Bleyblinge (=Hiergebliebenen) aus Landsperg zu entlauffen auch langöst verursachödt, Mir were etwan genug Ursach gegeben offtermals, Aber die Ehre Gottes, meyn befolchne Schäßflen [=die mir anvertrauten Schäßflen] und Vatterlande, was [=war] mir all zeyt lyeber und nächer, da beleyb es“.

⁷ BayHStA, GL 2020a: Fol.818-829

Die religiöse Situation der 1530er Jahre

Fasst man die Erkenntnisse aus der Rechtfertigung Haldenbergers zusammen, dann ergibt sich für die religiöse Situation im Landsberg der 30er Jahre folgendes:

1. Der Landsberger Stadtrat zeigt wenig Interesse an der Beibehaltung von Jahrtagen und Messstiftungen. Diese waren aber abgeschlossen worden zum Seelenheil der Stifter oder derer verstorbenen Angehörigen: eine Auffassung, die der protestantischen *Rechtfertigung des Menschen vor Gott allein durch den Glauben* widerspricht. Aus der Haltung des Stadtrates kann man natürlich kein offenes Bekenntnis zur protestantischen Rechtfertigungslehre ablesen, aber die geringe Wertschätzung solcher Leistungen für das Jenseits kann wohl unterstellt werden.
2. Der Aufwand für die feierliche Gestaltung des Gottesdienstes, z.B. durch Illumination, trifft ebenfalls auf wenig Verständnis bei den Stadtoberen. Die Schlichtheit der protestantischen, mehr noch der zwinglianischen Abendmahlsfeier passt auffallend zu dieser Einstellung. Der Vorwand der Kosteneinsparung wäre im 15. Jahrhundert noch auf Unverständnis gestoßen.
3. Der Stadtrat zeigt Desinteresse an der Förderung des theologischen Nachwuchses für Landsberg.
4. Die Berufung des Stadtpfarrers auf die Glaubensstrenge der Landesfürsten und deren Willen zur Ausrottung des „Unkrauts“ der neuen Lehren zielt offensichtlich auf Einschüchterung der Pfarrkinder einschließlich der Stadtoberen.

Das folgende Jahrzehnt wird in Landsberg kirchlich bestimmt durch die Anwesenheit des Kapitels von St. Moritz, das 1537 vom protestantisch gesinnten Rat der Reichsstadt Augsburg ausgewiesen wurde und in Landsberg bis 1548, also bis nach dem Sieg der katholischen Partei im Schmalkaldischen Krieg, Zuflucht suchte und fand. Die Sorge wegen des Mangels an Geistlichen war für Haldenberger nun wohl behoben. Übrigens wurde er 1540 selbst Kanonikus des Kapitels von St. Moritz⁸. Im gleichen Jahre resignierte er auf die Stadtpfarrei zugunsten seines Kaplans Lorenz Stöffl, der aus Memmingen nach Landsberg gekommen war. Schober schreibt dazu⁹: „In diesem Jahre müssen seine [Haldenbergers] gesundheitlichen Zustände und die gegen ihn gerichteten Angriffe doch ihre Wirkung derart geltend gemacht haben, daß er an seinen Kaplan Lorenz Steffl resignierte“. Ob Stöffl bereits 1540 in dieses Amt auch installiert wurde, lässt sich nicht nachweisen, doch am 31. März 1542 kam es bereits zu einem Vergleich wegen der Einkünfte Stöffls als Stadtpfarrer. Die Annahme von Miedaner, dass bis 1544 die Kanoniker von St. Moritz die Stadtpfarrei übernommen hätten, lässt sich dagegen nicht belegen.

Haldenberger starb bereits 1541. Er ist nicht in Landsberg, sondern in der im Landsberger Burgfrieden gelegenen St. Ulrichskirche zu Spötting begraben. Dass er nicht in oder an seiner Stadtpfarrkirche beerdigt wurde, wie seine Vorgänger und Nachfolger, hat zu verschiedenen Vermutungen Anlass gegeben. Dagmar Dietrich¹⁰ meint: „Dies mag als Hinweis darauf zu werten sein, dass gegen Mitte des 16. Jhs. ein Begräbnis nach katholischem Ritus in der Stadtpfarrkirche nicht möglich war und man daher auf den wenig privilegierten Kirchhof in Spötting ausweichen mußte“. Miedaner dagegen vermutet, dass Haldenberger wohl aus der Spöttlinger Pfarrei stamme. Dies erscheint aber wenig wahrscheinlich, da zur Spöttlinger Pfarrei außer der Leproserie nur die dortige Tafernwirtschaft und die Papiermühle gehörten, während die alteingesessene Familie der Haldenberger über Häuser in der Landsberger Altstadt verfügte. Nach Schober wurde Haldenberger „wahrscheinlich in der Salzgasse“ geboren¹¹.

Landsberg im Schmalkaldischen Krieg 1546/47

Die politisch-militärische Situation 1546

1530 hatten sich in der zu Hessen gehörigen thüringischen Stadt Schmalkalden evangelische Fürsten unter Führung des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und des Landgrafen Philipp von Hessen mit den Städten Bremen und Magdeburg zu einem Bund zum Schutze der Reformation zusammengeschlossen. 1531 traten die meisten süddeutschen Reichsstädte diesem „Schmalkaldischen Bund“ bei. Nürnberg blieb ihm fern, Augsburg zögerte mit dem Beitritt bis 1546.

Der bayerische Herzog Wilhelm IV. (Herzog 1508-1550) verfolgte zwar streng alle reformatorischen Strömungen in seinem Lande, politisch lavierte er aber zwischen dem Kaiser Karl V. und den protestantischen schwäbischen Reichsstädten. Bis 1546 versuchte der Kaiser vergeblich, diese Reichsstädte von seinen Hauptgegnern Hessen und Sachsen zu trennen. Da gelang es Karl V. durch Heiratspolitik, den Bayern auf seine Seite zu ziehen: Wilhelms Sohn Erbprinz Albrecht wurde mit Anna, der Tochter König Ferdinands, verheiratet. (Ferdinand, der jüngere Bruder Karls V., regierte in den österreichischen Erblanden und in Tirol.) In dem Geheimvertrag vom 7. Juni 1546 sicherte der bayerische Herzog, während er offiziell neutral blieb, dem Kaiser das Durchmarschrecht und die Verpflegung seiner Truppen auf bayerischem Boden zu, auf Anforderung sogar die Stellung von Truppen und Geschützen.

Landsberg am Rande des Kriegsgeschehens

Die herzogliche Grenzstadt Landsberg stellte in dieser Situation einen wichtigen Vorposten gegenüber den protestantischen Städten des Bundes dar. War doch das fürstbischöfliche Hochstift Augsburg der unmittelbare Nachbar schwabseits über dem Lech, und der Bischof, Otto Kardinal Truchsess von Waldburg (1544-1573), den die Augsburger aus seiner Bischofsstadt nach Dillingen vertrieben hatten, der eifrigste Vorkämpfer und Kriegstreiber auf Seiten des Kaisers¹². Das Hochstift als künftiger Kriegsschauplatz und die in seinem Rücken liegenden protestantischen Reichsstädte Schwabens waren von Landsberg aus am besten auszukundschaften, und beim herzoglichen Pfleger auf der Landsberger Burg, Wernher Volker von Freiberg zu Eisenberg, liefen die Fäden der „Feindaufklärung“ zusammen. Eine Archivalie aus dem Hauptstaatsarchiv in München¹³ ist wohl die einzige Quelle über Landsberg und seine Bürger während des Schmalkaldischen Krieges. Sie enthält 17 Briefe und Zettel, zumeist Berichte des Landsberger Pflegers an Herzog Wilhelm IV. und Erwidierungen hierauf.

Die Landsberger betreffend, sind aus dem Briefwechsel folgende Komplexe von Interesse:

1. Wie wird den herzoglichen Befehlen gehorcht?

Als Ende Juni 1546 italienische und spanische Truppen (20 000 zu Fuß und 1500 Reiter) über die Alpen nach Tirol

⁸ BayHStA, Lit. St. Moritz, Nr. 10

⁹ wie Anm. 5, S. 51

¹⁰ Dietrich, Dagmar, Die Kunstdenkmäler von Bayern, Neue Folge 2/1, Landsberg am Lech Bd. I. München Berlin 1995, S. 81

¹¹ wie Anm. 5, S. 45

¹² Siebert, Ferdinand: Zwischen Kaiser und Papst. Kardinal Truchsess von Waldburg und die Anfänge der Gegenreformation in Deutschland, Berlin 1943

¹³ BayHStA, GL Landsberg 114; veröffentlicht und ausführlich kommentiert von Klaus Münzer in: Landsberger Geschichtsblätter 97./98. Jahrgang 1998/1999, S. 36-47



Epitaph des Pflegers Wernher Volker von Freiberg
in der Landsberger Stadtpfarrkirche

ziehen und der Kaiser im Raume Füssen-Nesselwang Landsknechte anwerben lässt, soll der Landsberger Pfleger Proviant bevorraten. Der Pfleger meldet dem Herzog von seinen Schwierigkeiten, Getreide, Futter, Wein und Vieh zusammenzubringen. Am 28. Juni 1546 meldet er, dass das aus Bayern nach Schwaben geführte Getreide nicht mehr zurückzubekommen sei: „...die clainen Steett, Memingen, Khempten, Khaufpeurn und annder spern Ire Traidtmerckht. Was Inen zugeth von E.F.G. [=Euer Fürstlichen Gnaden] Fürstenthumb das lassen sy nit weitter herauß“.

Am 5. Dezember 1546 meldet der Pfleger: „Es ist ain fl [=fürstlicher] bevelch an mich unnd Burgermaister auch Rat zu Landsperg den wein betreffent außganngen. Hetten Ir solichen weg lengest fürgenomen, wolt ich wol weg gefunden haben, das merer wein alhie auf dem Marckht plibenn [=geblieben] wäre. Dann wann Es die fuerleut gelust [=wenn es den Fuhrleuten passt], haben sy [den Wein] hingeben, wo nit[,] wider hinauß unnd geen Augspurg gefarn“. Und er bringt gleich ein Beispiel für solche Haltung: „In der stund ist mir begegnet, das zwen fuerman mit wein wider hinauß geen Schwaben farn wollen, denselben ich beschaid geben auf München zefarn, darauf ainer geantwurt Es lust in nit. Darüber ich Ine yber nacht in die schergenstuben gelegt hab, derselb dannocht von Erpfftingen auß dem Landtgericht ist.“ „Ir habent auch ain bevelch an den Castner alhie des Vichs unnd der Säu ausser Lands halben durchzetreiben ausgeen lassen, aber ich vermain Es werd wenig demselben nachhomen, annder leit, dann meinem gnedigen Herrn zeguettem.“

Der herzogliche Pfleger scheint also in Landsberg einen schweren Stand zu haben. Die herzoglichen Befehle waren ja nicht nur an ihn, sondern zugleich auch an Bürgermeister und Stadtrat ergangen. Gegen die Bürger und ihren Stadtrat äußert er nämlich einen schwerwiegenden Verdacht: „Aber die von Landsperg, des ich zusehen mueß, wollen selbs Herrn sein und Regiern, dann sy zickhen auf Reichstettisch unnd mechten leidenn, sy hetten khain Oberkhait.“ [=Aber die Landsberger, das muss ich feststellen, möchten ihre eigenen Herren sein und sich selbst regieren, denn sie trachten reichsstädtisch zu werden und hätten gern keine Obrigkeit über sich.]

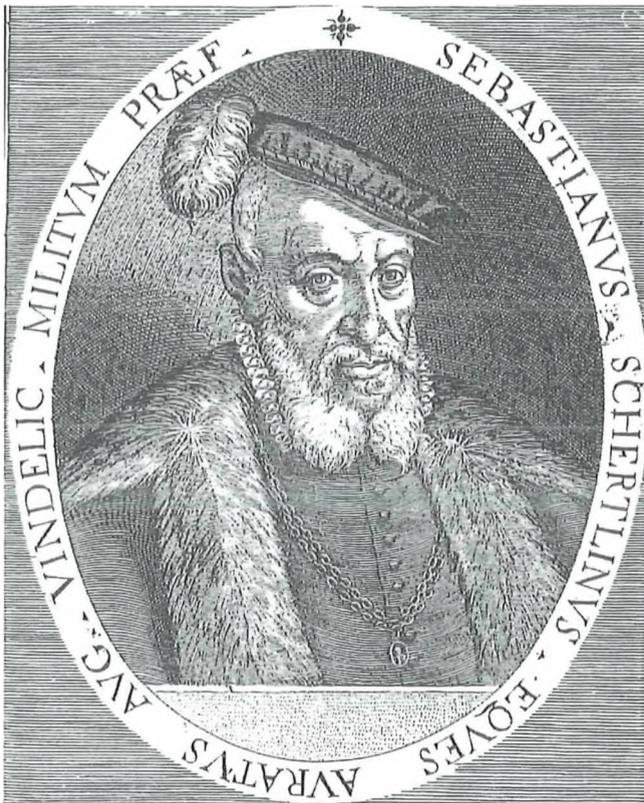
2. Inwieweit unterstützen Landsberger Bürger direkt die gegnerische Partei?

Während der Kaiser auf hochstiftischem Gebiet in Füssen und Nesselwang Rekruten anwerben ließ, tat im Landgericht Landsberg ein Bürger das gleiche, aber nicht für den Kaiser, sondern für Sebastian Schertlin, den Obersten der reichsstädtischen Truppen. In acht Tagen brachte Schertlin so 16 Fähnlein, das sind etwa 8000 Mann, zusammen, mit denen er nach Füssen zog, um die dort angemusterten kaiserlichen Kriegsknechte abzufangen und in eigene Dienste zu nehmen. (Was allerdings nicht gelang, da diese über den Lech auf neutrales bayerisches Gebiet übergeführt und die Lechbrücken bei Füssen und Schongau abgebrochen wurden)

Der Landsberger Pfleger berichtet dem Herzog, der *Landsberger Bürger Stoffl Lang* habe sich während seiner, des Pflegers, Abwesenheit unterstanden, die besten Landsknechte aus dem Landgericht, um den Ammersee und aus Weilheim gen Augsburg dem Schertlin zuzuführen. Als nach der Wendung des Kriegsglücks die von den Reichsstädten entlassenen Kriegsknechte in die bayerische Heimat zurückkehrten, berichteten sie dem Landsberger Pfleger im Verhör, Stoffl Lang habe sie mit Wissen und Willen des Rates in des Prenswegl's Haus angeworben. Lang habe auch behauptet, ihre Anwerbung geschehe mit Einverständnis des Herzogs. Wie weit es sich hier um Schutzbehauptungen handelt, lässt sich allerdings nicht feststellen. Der Pfleger teilt dann mit, er habe bereits einen Zettel mit dem Namen von Aufwiegler dem Herzog geschickt, mehr wisse er nicht zu erfahren. Es befremde ihn aber, dass man gegen diese nichts unternehme, da man von ihnen erfahren könne, wer sie aufgewiegelt habe. Der Herzog antwortet am 6. Dezember 1546, der Pfleger solle dem Stoffl Lang insgeheim nachfragen und ihn auskundschaften und, wenn er ihn aufspüre, gefangennehmen und gut bewacht nach München überführen.

Die Fahndung nach Stoffl Lang war wohl erfolgreich, denn am 14. März 1547 wird Lang nach München gebracht. Zugleich überschiebt Volker von Freiberg einen Fragenkatalog für das Verhör des Landsberger Bürgers, in dem Lang über seine Beziehungen zu weiteren Landsbergern ausgefragt werden soll. Die vorletzte, 16. Anlage enthält das Verhörprotokoll. Auf die Frage, was Lang mit dem Landsberger *Lienhart Funckh* gegen den Kaiser konspiriert habe, räumt Lang lediglich ein, mit Funckh in Gesellschaft anderer Bürger gezecht zu haben. Ebenso leugnet er, mit dem Landsberger *Simon Federlin*, der inzwischen in kaiserlichem Sold stehe, und anderen gegen den Kaiser aufgewiegelt zu haben.

Dann wird Lang nach seinem Briefwechsel mit Landsberger Bürgern gefragt, wie etwa dem Soiter. Da dieser Soiter nicht näher bezeichnet wird, handelt es sich wohl um den damaligen Bürgermeister *Joachim Soiter*; da der Pfleger dem Magistrat ja unterstellt hatte, reichsstädtische Ambitionen zu haben und von Bayern wegzustreben. Die Familie Soiter zählte im 16. Jahrhundert zu den angesehensten der Stadt und stellte drei Bürgermeister. Der Gefangene leugnete allerdings auch hier solche Verbindungen.



Sebastian Schertlin, Kupferstich Ende 17. Jh.

Bezeichnend für die Landsberger Verhältnisse, zugleich auch menschlich anrührend ist Stoffl Langs Antwort auf die Frage, warum er sich als Leutnant(!) unter Schertlin nicht für einen Landsberger Bürger namens Khuechler eingesetzt habe, obwohl ihn Khuechler um Hilfe angefleht habe. Lang berichtet, dass Khuechler, der zuvor im Markte Leeder im Wirtshaus spioniert hatte, unterm Stadttor von Füßen gefangen genommen und von Schertlin gehängt worden sei. Lang verteidigt sich, dass ihn Khuechler als sein ehemaliger Mitschüler erbarmt habe, gegen ein Urteil Schertlins sei aber kein Aufschub möglich gewesen. Er habe der Hinrichtung auch nicht beigewohnt. Von seinen Leuten habe er aber erfahren, dass der Verurteilte unterm Galgen nach Bürgern aus Landsberg geschrien habe, es habe sich aber nur einer gemeldet. Diesen habe er gebeten, seinen Tod Weib und Kindern in Landsberg zu berichten und auszurichten, man solle seinen Tod an Pfleger von Leeder nicht ungerächt sein lassen. (Das ehemalige Schloss des Marktes Leeder, das früher dem Augsburger Domkapitel gehört hatte, war mit der Vogtei, dem Gericht und dem Patronatsrecht im Tausch an den Augsburger Bürgermeister Ulrich Rehlinger und 1545 an dessen Sohn Hans Jakob gekommen. Ulrich Rehlinger hatte 1527 in Leeder einen zwinglianischen Prediger eingesetzt und den Ort reformiert. Bis 1588, als Leeder von Jacob Fugger gekauft wurde, hatte Leeder calvinistische Pfarrer und Schulmeister. Interessant ist, dass die Malefizgerichtsbarkeit des Marktes Leeder beim bayerischen Herzog lag und vom Schongauer Landrichter ausgeübt wurde.)¹⁴

Schertlin hatte auf seinem Zug nach Füßen am 6. und 7. Juli 1546 in Leeder bei Jakob Rehlinger gelagert, der zu ihm hielt. Wie Rehlingers Pfleger hieß, den der verurteilte Landsberger Khuechler für seinen Tod verantwortlich machte, konnte ich nicht ermitteln. Schertlin berichtet übrigens

über den Vorfall in einem Brief vom 12. Juli 1546 an den Kriegsrat des Schmalkaldischen Bundes in Ulm, er habe „heut eynen ergriffen und hencken lassen, welcher von Landsberg über mich und mein kriegsvolck ussgeschickt zu erfahren, wan ich uff sein und wo ich den kopff hinaus wende wölle“¹⁵. Stoffl Lang wurde wohl in München hingerichtet.

Als Ergebnis des Verhörs des Stoffl Lang lässt sich zusammenfassen:

Die vom Landsberger Pfleger formulierten Fragen lassen durchblicken, dass er den Landsbergern einschließlich des Magistrats nicht über den Weg traute und es vielfache Verbindungen von Landsbergern zum Heere der Protestanten gab. Schließlich hatte er sie ja auch beim Herzog angeschwärzt, von Bayern los und nach Reichsfreiheit zu streben.

Nach dem Sieg des Kaisers bei Mühlberg in Sachsen mussten die Landsberger aber diese Hoffnungen begraben und sich wieder wie treue Untertanen des Herzogs benehmen. Gemeinsam mit dem Landrichter und dem herzoglichen Kastner wandte sich nun der Magistrat an den Landesherrn aus Furcht vor den zurückflutenden siegreichen spanischen und italienischen Truppen des Kaisers, die von Nürnberg her im Anmarsch auf Augsburg waren. [Brief Nr. 17 vom 10. Juli 1547]. Gewarnt wurden die Landsberger übrigens von dem im Verhör genannten Landsberger Lienhard Funckh. Dieser, nun im Dienste des siegreichen Herzogs Moritz von Sachsen, welcher, obwohl Protestant, zum Kaiser übergegangen war, besuchte seine Heimatstadt Landsberg und berichtete „aus mitleiden und zur warnung“, er sei mit dem welschen Kriegsvolk gezogen und habe mit ansehen müssen, wie diese auf dem Lande, in Städten und Märkten mit Plündern, Raub, Brandlegen, Totschlag und Schänden von Frauen und Kindern sich wie im Feindesland aufführten.

Landsberg nach dem Augsburger Religionsfrieden von 1555

Die Kirchenpolitik Albrechts V.

Während des Fürstenaufstandes gegen den Kaiser im Frühjahr 1552 hatte sich Bayern neutral verhalten. Nach dem Scheitern der kaiserlichen Religionspolitik verstärkte sich in Bayern - wie auch in Österreich - unter den Landständen die pro-evangelische Einstellung und fand mit der reichsrechtlichen Anerkennung der evangelischen Lehre im Augsburger Religionsfrieden 1555 weitere Ermunterung. Herzog Albrecht V. (bayerischer Herzog 1550-1579), der auf die Landstände zur Steuerbewilligung angewiesen war, entsandte im September 1555 sogar seinen Sekretär nach Rom zu Papst Paul IV., um die Bewilligung des Laienkelches, die Zulassung verheirateter Geistlicher und eine Milderung der Fastengebote für die bayerische Bevölkerung zu erbitten, und zwar mit der Begründung: dies sei der einzige Weg, um seine Untertanen bei der katholischen Religion zu halten. Der Papst lehnte allerdings schroff ab.

Die Reichspolitik Albrechts V.

Hier war der Herzog um Ausgleich der Gegensätze bemüht. So war der 1556 in Landsberg begründete *Landsberger Bund* gemischt-konfessionell. Neben Bayern, Österreich und mehreren Bischöfen gehörten ihm nämlich auch die paritätische Reichsstadt Augsburg, später auch Nürnberg, Weißenburg und Windsheim an.

Innenpolitisch versuchte Albrecht V. die herzogliche Zentralgewalt zu stärken. Von 1558 an wurde schärfer gegen kirchlich verdächtige Laien und Geistliche vorgegangen.

¹⁴ Chronik von Leeder, ungedruckt, S.125-127: Die Einführung der Reformation durch die Rehlinger

¹⁵ Herberger, Theo: Sebastian Schertlin von Burtenbach und seine an die Stadt Augsburg geschriebenen Briefe, Augsburg 1852, S.99f

Als religiöse Zentralbehörde wurde der Geistliche Rat gebildet, und von 1558 bis 1560 fand eine große Landesvisitation statt. (Ihr Bericht über die kirchlichen Verhältnisse in Landsberg ist leider nicht erhalten!). Der Herzog bemühte sich nun auch stärker um eine Reform der Kirche in Bayern. So wandte er sich 1562 diesmal an das - seit 1545- in Trient tagende Konzil mit der Forderung nach Reform des Klerus, nach Zulassung verheirateter Priester und des Laienkelches. Der Abschluss des Konzils im Jahre darauf, 1563, verweigerte allerdings die beiden letzten Forderungen, leitete aber die Gegenreformation ein.

Zur Situation in Landsberg nach dem Augsburger Religionsfrieden von 1555

Seit dem Religionsfrieden stand den Bürgern das „jus emigrandi“ [das Recht auszuwandern] zu, wenn sie sich der vom Landesfürsten bestimmten Konfession nicht anschließen wollten. Nach älteren Berichten, auf die sich Lipowski in seiner „Geschichte der Jesuiten in Bayern“ von 1816 beruft¹⁶, verließen damals viele Bürger, besonders Weber, die Stadt und zogen nach Augsburg. (Siehe dazu unten den Bericht des in Landsberg geborenen Augsburger Webers Conrad Seybold!) Noch 1555/56 standen in Landsberg die Leinen- und Barchentweber mit 268 Meistern an der Spitze der Städte Bayerns, gefolgt von Weilheim mit 211, Aibling 173, Dachau 144 und Friedberg 100 Webermeistern¹⁷. Der Landsberger Rat beziffert - allerdings erst 1635 - in einer Eingabe an den Landesherrn die frühere Anzahl der Landsberger Barchentweber gar mit ehemals 340¹⁸.

Im Jahre 1562 - das soll hier kurz erwähnt werden - weilte übrigens ein Teil des herzoglichen Hofes mit der Herzoginmutter wegen einer in München grassierenden Pestepidemie in Landsberg. Der herzogliche Hof bemühte sich damals vergeblich, den bedeutenden Jesuiten Petrus Canisius, damals Domprediger in Augsburg, als Prediger nach Landsberg zu holen. Im gleichen Jahre stiftete Herzog Albrecht V. ein großes Glasfenster mit der Darstellung der herzoglichen Familie in die Landsberger Stadtpfarrkirche.

Landsberg nach Abschluss des Konzils von Trient i. J. 1563

Ein wichtiges Anliegen der Kirche war zunächst die Hebung des Ansehens der Geistlichkeit bei der Bevölkerung. So berief der Augsburger Bischof Otto Kardinal Truchseß von Waldburg Ende Juli 1567 einen *Prälatentag nach Landsberg* ein. Die Prälaten und Äbtissinnen des Bistums wurden ermahnt, die katholische Religion bei Mönchen, Nonnen, Pfarrern und Untertanen ernsthaft zu fördern und den „etwa eingesickerten häretischen Sauerteig“ rücksichtslos auszutilgen. Auch die „reformatio in moribus“ der Geistlichkeit sei wichtig: „concupinatus“ und „ebrietas“ (Trunksucht) seien als öffentliche „scandala“ zu bekämpfen¹⁹.

Wie notwendig solche Ermahnung war und wie lange man dagegen anzukämpfen hatte, geht aus den Visitations-



Herzog Albrecht V. (reg. 1550-1579).
Stadtpfarrkirche Landsberg. Herzog-Albrecht-Fenster
(Ausschnitt) von Wolfgang Prielmair 1562

akten und anderen Archivalien hervor. So schreibt der Geistliche Rat zu München am 22. März 1589 an den Landsberger Pfleger: „Nachdem wider alles Verhoffen der Pfarrer in Landsberg [es war Dr.theol. Johann Georg Sachs] ein liederlichs und leichtfertigs Leben fiehrt, dem ybrigen Trunckh ergeben, auch mit den Weibspersonen ybel beschrait sey, ist unser Befelch, das du selben fir dich erforderst und in beisein unsers Rats und Castners Johann Khöppl seine Leichtfertigkeit von unsertwegen mit Ernst verweist mit vermelden, da er davon nit abstee, das wir mit Zutun der geistlichen Obrigkeit andere Mittel gegen ime fürnemen werden.“²⁰ Im gleichen Jahre wurde Sachs zur Resignation gezwungen²¹.

In den Dörfern schaute es nicht besser aus. So wird 1594 aus Egling gemeldet: „Johann Petrus, plebanus, accusatus fuit a Decano suo de concubinato. Quod tamen in examine negavit.“ Und 1596 aus Hurlach: „Pfarrer Georg Stiglmaier concubinarius“²².

¹⁶ Lipowski, Geschichte der Jesuiten in Bayern, 1816 I, S.176

¹⁷ Schremmer, E.: Die Wirtschaft Bayerns. Vom Hohen Mittelalter bis zum Beginn der Industrialisierung. Bergbau-Gewerbe-Handel, München 1970

¹⁸ StadtA LL, Fach 245, Kriegsakten 30jähriger Krieg, Nr.75, Schreiben vom 1.8.1635

¹⁹ Bistumsarchiv Augsburg, BO 344

²⁰ BayHStA, Geistl. Ratsprotokolle XI,15, Heft XXXIII - 4

²¹ Landsberger Geschichtsblätter 1919, S.4

²² Visitationsakten aus dem Augsburger Ordinariatsarchiv, Anfang 20.Jhdt. exzerpiert von J.J.Schober. Jetzt StadtA LL, Fach 173

Das Wirken der Jesuiten bei der Landsberger Bevölkerung

In Landsberg wurde die Gegenreformation entscheidend gefördert durch Schwickhart Graf von Helfenstein, der 1574 von Herzog Albrecht V. zu seinem Pfleger im Landgericht Landsberg ernannt worden war. Helfenstein und seine Gemahlin, eine Gräfin von Hohenzollern, waren unter jesuitischem Einfluss in Innsbruck eifrige Katholiken geworden. Gleich nach seiner Berufung nach Landsberg war es Helfensteins wichtigstes Anliegen, die Jesuiten nach Landsberg zu holen. So berief er 1577 einen Jesuiten als Prediger an die Landsberger Stadtpfarrkirche. Für die Wirkung der Jesuiten unter der Bevölkerung war anfangs das Stadtpredigeramt wohl wichtiger als das 1578 eingeweihte Probationshaus für die Novizen der oberdeutschen Provinz des Ordens. So ist Miedaner zuzustimmen, wenn er schreibt: „Die Berufung der Jesuiten nach Landsberg ist sicherlich nicht als gegenreformatorische Maßnahme zu werten... Vielmehr kann man davon ausgehen, daß in dem Jahrzehnt nach 1570 die reformatorischen Unruhen in Landsberg weitgehend der Vergangenheit angehörten...“²³.

Dass die Reformation aber noch heimliche Anhänger hatte, dass die religiöse Praxis im Argen lag und die Kenntnisse über die alte Religion nur noch sehr dürftig waren, geht aus mehreren Zeitzeugnissen hervor. So ist in den Berichten der Landsberger Jesuiten über das Jahr 1576 zu lesen [eigene Übersetzung]: „Vor allem war der häufigere Empfang der Sakramente der Buße und der Kommunion sehr aus der Übung, so dass die lauen Christen kaum einmal im Jahre daran teilnahmen, die wenigsten an den Feierlichkeiten der höchsten Festtage übers ganze Jahr, abgesehen vielleicht von der Osterzeit. Kaum irgendeiner kam, und selbst diese nur verschämt. Vielmehr schien es angebracht, die beichten wollenden Bürger innerhalb unseres Hauses heimlich anzuhören und die Kommunion in unserer Hauskapelle im kleinen Kreise auszuteilen.“²⁴

Zu 1578 wird berichtet: „Wie es nach unserer Ankunft um die Bevölkerung hier bestellt war, kann man aus dem folgenden ersehen: Denn es passierte, dass einer unserer Priester zu jener Zeit einen Schwerkranken besuchte. Als er dem Sterbenden nach der Absolution die letzte Wegzehrung reichen wollte und zugleich sagte, er wolle jenen mit dem heiligen Öle salben, vertraute der Kranke seine Seele seinem Beichtiger an und versicherte gehorsam, er sei bereit zu allem, was dieser vorschreibe. Da wussten die Anwesenden nicht, - alles ehrenwerte und gebildete Männer - , was unter der letzten Ölung zu verstehen sei; sie meinten, es sei vielleicht ein Pharmacum oder ein Heiltrank. Sie trauten sich offenbar nicht zu, etwas derartiges anzuwenden.“²⁵

Als 1580 der französische Philosoph *Michel de Montaigne* Landsberg besuchte, vermerkt er nach einer Unterhaltung mit den Jesuiten: „Wer einen anderen Glauben als den römischen im Herzen hat, muss es verschweigen.“²⁶

Besonders die Stadtprediger aus dem Jesuitenorden waren es also in den ersten Jahrzehnten jesuitischen Wirkens in Landsberg, die sich um die Festigung der alten Religion in der Bevölkerung bemühten, während sich die übrigen Patres nahezu ausschließlich um die Novizen kümmerten. So sperrt sie sich auch lange Jahre dagegen, die vom Magistrat eröffnete Lateinschule zu betreuen, obwohl gerade hier die Jugend hätte gewonnen werden können.

Die schwierigen Anfänge der Mariä-Himmelfahrts-Bruderschaft.

Die ersten Stadtprediger scheiterten in ihrem Bemühen, Bürger und Familienoberhäupter für eine Bruderschaft zu gewinnen. Erst 1603 gelang dies dem aus Schongau stammenden P.Molitor SJ. Denn dieser hatte es „sein erste und maiste sorg sein lassen, ein Erliche Burgerschaft nit allein mit offnen Ermahnen und Predigen, sonder auch mit Kranckhen besuechen, Arme und betrüebte trösten, und aller handt auferbeulicher Conversation Ihme genaigt und guetwillig zumachen.“²⁷ So fand er gerade bei den einfacheren Bürgern Zuspruch. Die ersten sieben, die er zu einer Wallfahrt auf den Hohenpeißenberg bewegen konnte, waren allesamt Handwerker: drei Weber, ein Schleifer, ein Schächler, ein Metzger und ein Zinngießer.

Als weitere neun dazukamen, wurde am 15. August 1604 die Mariä-Himmelfahrts-Bruderschaft aufgerichtet. „Müeßen beineben vil hon und spotwort offtmalen anheren“ schrieben sie aber im Gründungsjahr in ihr 1. Hauptbuch, und im Rückblick aus dem Jahre 1614 heißt es deutlicher: „Andere haben geargwohnet, es würde ein widertaufferische Meydterey werden, und also der Lanndspergerischen Burgerschaft ein großer Schandtfleckhen angehenget... Wievil haben auch getroet [=gedroht], Sye die Betbrüeder, Begehuyen [=Begarden], heüchler und ausstöcher nach Irem verdienst herzunehmen und zu spot machen“.

1608 wird die „Sentenz“ mit den Verhaltensnormen der Sodalen fixiert. Zwei Gebote daraus sind für den Zeitgeist kennzeichnend: „Zum Ersten...sol verstanden werden, vonn Kezerischen, Sectischen, besen verbottnen Püechern, das solche kheiner lese oder fayl habe“ und unter Drittens wird ermahnt: „Derohalben ernstlich meiden alle Zauberbische, Aberglaubische, und vom bösen feindt erdachte mittel,...Solten auch den Schwarzkünstlern und Teuffelsbeschwernern nit zugeen, noch bey Ihnen Rath und hilfß suechen.“

Herzogliche Inquisition in Landsberg 1609

In den folgenden Jahren, und zwar 1609 und 1613, erfahren wir von zwei Inquisitionsbesuchen „in causa fidei“, um die Rechtgläubigkeit der Einwohner Landsbergs zu untersuchen. Der Herzog (seit 1597 Maximilian I.) hatte dazu zwei Kommissare abgeordnet, nämlich den Doctor Johann Vietor, Dechant bei St. Peter zu München und fürstlicher Geistlicher Rat, sowie den Herrn Johann Nicolaus Boneto, beider Rechte Doctor und Fürstlicher Rat. Im Hauptbuch der Bruderschaft ist über die *Inquisition von 1609* zu erfahren: „das sie nemblich als Für:Commissarii etliche verdachte und in glaubenssachen suspectos berueffen, examinieren und wo es die sach erfordert mit betroender straff die warheit zubekennen starckh triben“, so dass „alhier ein große forcht und schröckhen under die Burger khommen, das also Ir sehr vil zue und bey der Bruederschaft (Ihr vorigen Irthumb zu beschenen) fliechen wellen“. Den Sodalen wird aber eingeschärft, „das sie khainem aus denen Jenigen, so vor den herrn Commissarien (es sey gleich umb schuldte oder unschuldte) miesen Jeziger zeit erscheinen, rathen, das er sich zu der Bruederschaft begeb.“ Die Mitgliedschaft in der Bruderschaft erscheint den Bürgern nun also in einem anderen Lichte, und zwar als Schutz vor der Inquisition. Nun sperrt sich die Bruderschaft aber gegen alle, die von den Kommissaren verhört worden waren.

²³ wie Anm. 1, S. 176

²⁴ BayHStA Jesuitica 2018, II. Bd.: Excerpta ex Historia Collegii Landsbergensis, Fol. 25

²⁵ wie Anm. 24: Excerpta ex Historia Domus Landsbergensis Societatis Jesu, Fol. 7

²⁶ Michel de Montaigne, Gesammelte Schriften, München-Leipzig 1909: 15. Oktober 1580

²⁷ StadtA LL, Hauptbuch I der Mariä-Himmelfahrt-Bruderschaft

Die Inquisition von 1613

Wie 1609 schickte der Herzog 1613 wieder dieselben Commissare nach Landsberg, die nach „alhie gehaltener Inquisition“ dem Herzog Bericht erstatteten. Darauf ließ der Herzog am 15. Juli 1613 den gesamten Inneren und Äußeren Rat der Stadt aufs Rathaus zitieren und ihnen dort den „Fürstlichen Bescheid“ über ihre Vergehen und Versäumnisse vorhalten. Die Inquisition habe ergeben, - so heißt es in dem im Stadtarchiv vorgefundenen Bescheid, dass sowohl beim Magistrat wie auch bei der Bürgerschaft „ungeachtetlicher hievor beschehener Visitationen in dem Religion- und politischen Wesen gar übel gehaust werde“, so dass den Bürgermeister und Räten Strafen und die herzogliche Ungnade angedroht werden²⁸.

Die Vorwürfe, soweit sie die Religion betrafen, waren folgende:

1. Erstlichen circa religionem, das auf die Sectische Bücher, und das Fleischessen zue verbotner Zeit, hierwider alda so vilfältig, und märcklich verbrochen worden, die von Landsberg khain obacht gegeben, auch gegen dergleichen delinquenten gar zue geringe Straffen fürgenommen haben,...

2. Fürs ander, die ungehorsame Communicanten zue össterlicher Zeit, denen sie nie kheinen gestrafft betr[effend]: Weil diser puncten die religion concerniert, als solle denen von Landtsperg auferladen sein, das sie die Jhenige, so disfahrts ungehorsamb befunden worden, fürderlich nambhafft machen.

3. Dritens, in deme sie verstatet, das Ire Burger mit dem Lutherischen Praedicanten zue Emmenhausen conversirt, und zu ihm hinaus geloffen, ja ungestrafft gelassen, das Melchior Prumer Khürschner gar in fenckhnus mit im gezech. Daher hete der obrigkheit gebürt, auf den Praedicanten, als einen schedlichen Menschen, ihr mehrer obacht zugeben, darmit niemandt von Ime verfiert werde, So Inen auch neben voriger farlessigkheit in allem Ernst verweisen sein solle. [Der hier genannte Prediger hieß Balthasar Gailhofer und war seit 1586 protestantischer Pfarrer in Emmenhausen. 1596 hatte er geheiratet. Für Emmenhausen, das zum Hochstift Augsburg gehörte, beanspruchte Bayern die Gerichtshoheit. 1608 wurde Pfarrer Gailhofer auf Befehl von Herzog Maximilian vom Landrichter festgenommen und nach Landsberg überführt. Später ging er ins Württembergische. Durch den Wechsel der Herrschaft - zuvor die Honoldt, zuletzt die Bonrieder - hatten die Emmenhausener seit 1525 schon dreimal den Glauben wechseln müssen, nun 1609 zum 4. Male.²⁹].

4. Viertens, das bey Lorenzen Paulle Gasstgeben zu Landtsperg, die Salzhandel von Memmingen und anderer orton, so daselbs zur herberg ligen, vor disem Luterische Psalmen gesungen haben.

7. Item Sibenten, ist Paulus Egelin, seiner gotlosen vermaßen red ...wegen (das er eher wolte des Teufels, als durch die Patres Soc: seelig werden) gar schlechtlich abgestrafft worden.

11. Zum Ailfften sein drey Schwestern, welche die Luterische Khürchen besuecht, einem Rath nambhafft gemacht worden, ob sie aber darumb zue redt gestelt und gestrafft, ist nit beygebracht.

Lestlich (13.) Sein mergedachte von Landtsperg S:Frl:Dhr: [=Seiner Fürstlichen Durchlaucht] ernstlichen Mandaten, wegen der Khinder ausser Landts wenig oder schier gar nit nachkhomen, wie sie dann den 10. Junii verschinen 1608. Jars deshalb zu Sr:Dhr: gehaimen Canzley citiert worden, damaln sie sich aber gar schlechtlich verantwortt, und hat sich befunden, das sie bis auf dieselbe zeit khein ordenliches khünderbuech aufgerichtet, noch die beichtzellen zur handt gebracht, und noch yeziger Zeit am tag, das sie die Khünder, welche an Sectischen orton dienen, und sich aufhalten, nit abgefordert, noch gegen den eltern und vormundern, welche dieselben ohne der obrigkheit Zetlen hinaus gelassen, ainige straff fürgenommen haben. [Drei Namen werden hier genannt, darunter der Sohn des verstorbenen Bürgermeisters Erhart, welcher „zue Augspurg zu dem Lutherischen glauben verfiert worden, ...“]. Sogar nach der letzten Inquisition seien noch 7 andere Bürgerkinder aus der Stadt nach Augsburg und andere „Sectische orth“ gelassen worden, darunter auch *Conrad Seybolt*, der Sohn eines Barchentwebers. [Über ihn wird noch später zu lesen sein.]

Fasst man die *Erkenntnisse aus der Visitation von 1613* zusammen, so ist festzuhalten:

1. Was die neuen Lehren betrifft:

Verbotene Bücher sind noch im Umlauf; protestantische Gottesdienste in der Nachbarschaft werden von Landsberger Bürgern und Bürgerinnen besucht, ohne dass der Magistrat gegen sie vorgeht; auswärtige Lutheraner können ungestraft im Gasthaus ihre Psalmen singen.

2. Was die alte katholische Konfession betrifft:

Die Abstinenzgebote werden vielfach nicht beachtet, das Gebot der Osterkommunion nicht eingehalten, Beleidigungen gegen die Jesuiten ausgestoßen, ohne dass der Magistrat dies beanstandet, bzw. es zu milde ahndet und der herzoglichen Obrigkeit nicht meldet.

Der Bericht des Webers Conrad Seybold

Im Visitationsbescheid von 1613 wurde neben zwei anderen Landsberger Weberkindern auch ein Conrad Seybold erwähnt, dessen Bericht in Abschrift im Landsberger Stadtarchiv erhalten ist: „Kurze und wahrhafte Erzählung, was mir Conrad Seybold, meines Handwerks ein Weber von Landtsperg in Bayern gebürtig, der Evangelisch Lehr und Religion halben allhier in Augspurg und München inn: und außerhalb des Gefängnisses begegnet und widerfahren, Anno 1615“³⁰.

Kurz der Inhalt: Am 30. April 1615 wurde der in Landsberg geborene, nach Augsburg emigrierte Weber Conrad Seybold - weil er heiraten wollte und dazu einen Geburtsbrief aus seiner Heimatstadt brauchte - zum Augsburger Bürgermeister Imhof bestellt, der ihm eröffnete, er habe sich binnen 14 Tagen zu München in der gemeinen Canzlei einzufinden. Dort examiniert ihn ein Dr. Geboldt, warum er das herzoglich bayerische Mandat missachtet und als Landsberger Bürgerkind nicht, wie befohlen, jährlich einen Beichtzettel beigebracht habe. Als sich Seybold zur Augsburger Konfession bekennt, wird er den Münchener Jesuiten übergeben, die ihn vergeblich zu bekehren versuchen. Schließlich wird er in den Falkenturm geworfen und nach 5 Tagen dem Oberrichter vorgeführt.

Aus den Gesprächen mit den Jesuiten und dem Verhör erfährt man über die Verhältnisse in Landsberg folgendes:

Er und seine beiden Brüder hätten dem Vater zu Landsberg an dessen Sterbebett geloben müssen, sich an evangelischen Orten niederzulassen; der eine Bruder sei in Augsburg, der andere in Kaufbeuren sesshaft geworden. Er selbst sei 27 Jahre alt, sein Lebtage lang lutherisch gewesen und

³⁰ StadtA LL, Nachlass Schober

²⁸ StadtA LL Fach 111: Fürstl. Bescheid, Publiert in der Statt Landtsperg auf dem Rathaus, in gegenwärt des ganzen Innern: und aussern Raths, den 15 tag Juli 1613

²⁹ Sieber, Joseph: Die Pfarrer im Kapitel Kaufbeuren. Buchloe 1932; Fried, Pankraz/Hiereth: Historischer Atlas von Bayern, LG Landsberg, München 1971, S.45

habe sich den mehrern Teil in Augsburg aufgehalten. Auf die Frage, ob es zu Landsberg viel lutherisch gesinnte Leute gäbe, antwortet er, er könne es nicht wissen, da er gar jung von zu Hause weggekommen sei. Es mögen daselbst in Landsberg aber noch viele „Nikodemiter“ sein, die ihren Glauben nicht dürfen merken lassen, wie denn auch sein Vater selig ein solcher gewesen sei.

Nach drei Wochen Gefangenschaft im Falkenturm, wiederholten vergeblichen Bekehrungsversuchen und 11 Tagen Arbeit bei einem Münchener Webermeister darf er endlich nach Landsberg ziehen, wo er hofft, endlich seinen zur Heirat in Augsburg benötigten Geburtsbrief zu erhalten. Als er dem Stadtrat sein Anliegen vorträgt und berichtet, was sich zu München zugetragen habe, ergeht der Bescheid, ihn ins Eisenhaus zu führen, da man erst Nachricht aus München abwarten wolle.

Der Bürgermeister Sendlinger habe ihn dann zu sich kommen lassen und ihm empfohlen, er solle doch einfach tun, wie er selbst es getan habe: Er, Sendlinger, folge nur seinen Geistlichen; wenn diese ihn etwas Falsches lehrten, müssten sie vor Gott dafür einstehen. [Der Gast- und Weinhändler Balthasar Sendlinger, ab 1584 im Inneren Rat nachweisbar, war von 1613 bis zu seinem Tode 1618 Bürgermeister der Stadt.]

In Landsberg, berichtet Conrad Seybold weiter, habe ihm sonst niemand der Religion halber zugeredet. Nach drei Wochen kam dann ein Schreiben aus München, man solle ihn freilassen. Er wird - ohne seinen Geburtsbrief erhalten zu haben - aus der Stadt gewiesen und kehrt endlich unverrichteter Dinge nach Augsburg zurück. Schließlich gelingt es ihm aber, mit dem Geburtsbrief seines Kaufbeurer Bruders nachzuweisen, dass in Landsberg kein Leibeigener geduldet werde, und so kann er endlich am 6. Juni 1616 in Augsburg heiraten.

Aus dem Bericht lassen sich drei unterschiedliche Haltungen der Landsberger Bürger zu religiösen Fragen erkennen:

1. Dass Landsberger Bürger aus religiösen Gründen ihre Heimatstadt verließen, zumindest im paritätischen Augsburg aber weiter ihre Beichtzettel zur Kontrolle dem dortigen Agenten des bayerischen Herzogs abliefern sollten.
2. Dass es in Landsberg wohl viele Bürger gab, die ihre protestantische Überzeugung verbergen mussten und „Nikodemiter“ genannt wurden [nach Nikodemus, der sich insgeheim mit Jesus traf].
3. Dass andere Landsberger Bürger, wie der Bürgermeister Sendlinger, ihr Gewissen beruhigten, indem sie sich aus den religiösen Querelen heraushielten und die Verantwortung vor Gott auf ihre Seelsorger abschoben.

Öffentliche Ermahnungen der versammelten Bürgerschaft bei den Ratswahlen

Beginnend mit 1615, sind im Stadtarchiv mehrere Bekanntmachungen von Ge- und Verboten erhalten, die in späteren Jahren ergänzt oder verändert wurden³¹. Überschrieben sind sie: „Verschidentliche Puncten. Khündter ausser Landt, und gemaines Polliceyweesen betr: so gemainer Burgerschaft nach eröffneter Rathswahl in ao: 1615 abgelesen und vorgehalten worden.“

Zunächst wird auf herzogliche Spezialbefehle und Mandate hingewiesen, die das *Verschicken von Bürgerkindern außer Landes* betreffen. Gedacht ist wohl in erster Linie an Dienstboten, Handwerksgesellen und Lehrlinge. Deren Eltern oder Vormünder, wie auch die Bürgerkinder selbst haben deren Absicht dem Stadtrat anzuzeigen und sich nach dessen Zustimmung ein von der Stadtschreiberei ausgefertigtes Reisedokument zu besorgen. Wer dies unterlässt, wird mit Verlust des Bürgerrechts bestraft.

Daß auf allergnädigsten Befehl des Kayserl. Hochlöbl. Geistlichen Raths in München bey dero in Augspurg angeordneten Religions-Agenterij.

So sich dertahlen in Catholischen Orth auffhaltet / den Oesterlichen Beicht-Zettel pro Anno diß / eingeliefert / Btweid solches. Daa werden die Hn. Hn. Pfarliche Seelsorger / als auch Welliche Obrigkeiten eyfertigst gebetten / alle aus ihrer Pfar / oder Jurisdiction in Augspurg befindende ohverheuatbe Eehalten / so wohlhen die Manns als auch Weibs-Verfohaen / es mögen dieselben in Catholischen / oder Lutherischen Orthhen in Diensten stehen / all Jährlich dahin Ernstergibig Auftrag thun zu lassen / sie Dienstpothen / die Oesterliche Beicht-Zettlen zur Religions-Agenterij ohnfehlbar beybringen / umb was Ihnen dardurch zum besten abgesehen / könne notirt und beobachtet werden. Augspurg den 17

Kayserl. Bayrische Religions-Agenterij allda.

Bescheinigung der Osterbeicht, Leerformular
1. Hälfte des 18. Jh. (Stadtarchiv Landsberg)

³¹ StadtA LL, Kasten 1, Schubladen Nr. 15. Nr.3: Zerschaidentliche Gebott: und Verbott, welche in älteren Zeiten der Gemeinen Burgerschaft bey eröffnng der Raths Waalen, und in anderweeg publiciert worden, betriff: Von No: 1 bis 14 incl: Anfängend in ao: 1615p

Einen *Geburtsbrief* erhalten nur solche Bürgerkinder außer Landes, die von ihrem jetzigen Aufenthaltsort eine Bescheinigung ihres Wohlverhaltens in der katholischen Religion beibringen können, und zwar aus Augsburg vom herzoglichen Agenten Matthäus Krinner, aus Regensburg vom Herrn Mautner, aus anderen Orten von ihren Beichtvätern unterzeichnet. Erst wenn solcher Schein dem Landsberger Stadtrat vorgelegt werden kann, wird der Geburtsbrief ausgestellt. [Opfer dieser Bestimmung war, wie bereits erwähnt, der Weber Conrad Seybold.]

Andere der Bürgerschaft vorgelesene Ermahnungen, soweit sie religiöse Vorschriften betreffen, sind:

Verboten ist *während der Gottesdienste an allen Sonn- und kirchlichen Feiertagen*: das Ausschänken alkoholischer Getränke („weder Prendt: noch unprenden wein oder and-dergleichen trankh, so vol macht“), das Setzen und Speisen hiesiger Bürger und Handwerksge- sellen in den Gastwirtschaften, ebenso das Spaziergehen auf den Gassen und außerhalb der Stadt und das Stehen oder Sitzen beim Heimgarten.

Auch *Handwerksarbeit* ist an Sonn- und Feiertagen ver- boten, worauf besonders gespäht und die Betroffenen streng bestraft werden sollen.

Schließlich werden alle Eltern, reich oder arm ohne Aus- nahme, mit Haft bedroht, wenn sie ihre Kinder nicht in die *Kinderlehre, in die Predigt und zur Unterweisung im Kate- chismus* schicken oder während der Gottesdienste auf der Gasse spielen lassen.

Ausblick auf die weitere religiöse Entwicklung in Landsberg

Die vom Herzog angeordneten wiederholten *Visitationen, sowie die strengen Strafen* bei Übertretung kirchlicher Ge- und Verbote disziplinierten die Bürger einschließlich der Stadtoberen.

Die *Stadtprediger* zunächst, bald aber *auch andere Patres aus dem Jesuitenorden* gewannen durch ihr beispielhaftes Verhalten allmählich weitere Kreise der Bürgerschaft:

- 1) etwa durch Krankenbesuche, auch in Pestzeiten;
- 2) durch seelsorgerische Betreuung von Gefangenen und Begleitung der zum Tode Verurteilten zur Richtstätte, wobei ein reuiges Sündenbekenntnis unter dem Galgen die schau- lustige Menge besonders beeindruckte (die Verehrung von Dismas, dem reuigen Schächer zu Golgotha, wurde von den Jesuiten in Landsberg eifrig betrieben);
- 3) durch die Leitung und seelsorgerische Betreuung der Bruderschaften (zur Mariä-Himmelfahrts-Bruderschaft für die verheirateten Bürger kam 1613 die Sebastiansbruder- schaft für die ledigen Gesellen, 1623 die Bruderschaft der Lateinschüler, nachdem die Jesuiten seit 1616 die Leitung der städtischen Lateinschule übernommen hatten).
- 4) Schließlich führte auch *das Vorbild der herzoglichen Beamten*, etwa bei der Teilnahme an den zahlreichen Prozes- sionen, zu einer wachsenden Nachahmung bei den tonange- benden Familien der Stadt.

So kann die Mariä-Himmelfahrts-Bruderschaft 1614 in ihrem Hauptbuch vermerken, dass sie niemand mehr zu ver- spotten wage, „weillen nuhn einer Lobl[ichen]: Br[uder- schaft]: zu ehrn alle Freundt und Nachbarn, ja auch ein Lob- wirdige Oberkhait sambt der ganzen Lanndspurgerischen Gemaindt zusamen khommen, Dann ietzt ist (Gott sey lob) khain widersacher mer, alle sein guete gönner“.

Bewertung der Aussagekraft und Zuverlässigkeit der Quellen

Bis zum Auftreten der Jesuiten, das heißt für die ersten drei Viertel des 16. Jahrhunderts, ist eine Darstellung der Entwicklung der religiösen Verhältnisse aus Landsberger Sicht nicht möglich. Allerdings lassen der Bericht von Stadt- pfarrer Haldenberger für 1536 und der Briefwechsel zwi- schen Pfleger und Herzog während des Schmalkaldischen Krieges für 1546-47 eine eingehende Untersuchung zu:

Trotz subjektiver Schuldzuweisung an den Magistrat hat Haldenberger wohl Recht, wenn er den Kirchenpflegern die Hintansetzung religiöser Belange gegenüber materiellen Gesichtspunkten vorwirft. Das Klima in der Stadt war für ihn als entschiedenen Vertreter des alten Glaubens sicher nicht günstig, wie ja die spöttischen Bemerkungen im Hause des Bürgermeisters beweisen.

Der herzogliche Pfleger Volker von Freiberg zu Eisenberg ist voller Misstrauen gegenüber dem Magistrat und der Bevölkerung der Stadt. Der Verdacht, die Stadt strebe nach Reichsfreiheit, wird von ihm zwar nicht begründet, doch kann er ihn wohl auch nicht aus der Luft gegriffen haben. Zumindest ist eine Renitenz gegenüber den herzoglichen Anordnungen objektiv feststellbar. Das Verhör des Stoffl Lang zeigt, was die vorformulierten Fragen des Pflegers betrifft, sicher nicht unbegründeten Verdacht gegen mehrere namentlich genannte Bürger einschließlich eines Bürger- meisters. Die leugnenden Antworten des praktisch des Lan- desverrats beschuldigten Stoffl Lang dagegen könnten als Schutzbehauptungen gewertet werden.

Nun zu den jesuitischen Quellen! Die beiden Quellen , „Excerpta ex Historia Collegii“ und „Excerpta ex Historia Domus Landspurgensis“ sind zwar erst im 17. Jahrhundert geschrieben, doch schon die Annalenform von Jahr zu Jahr deutet darauf hin, dass es sich wirklich um Exzerpte aus einer verlorengegangenen, chronologisch geordneten Geschichte des Landsberger Probationshauses handelt. Mögen auch die dargestellten Verhältnisse in schwärzesten Farben gemalt worden sein, vielleicht als Kontrast zu den später erzielten Erfolgen der jesuitischen Tätigkeit, so kön- nen sie im Kern doch wohl nicht erfunden sein.

Das Hauptbuch der Mariä-Hilf-Bruderschaft dagegen ist chronologisch von Jahr zu Jahr fortgeschrieben und nicht in späteren Jahren verfasst worden. Allenfalls sind nur die Anfänge der Bruderschaft nachträglich festgehalten worden.

Landsberg und seine Gassen

von Klaus Münzer¹

Gassen und Straßen

Das Mittelalter und die frühe Neuzeit kannten innerhalb der ummauerten Städte nur Gassen. Die Bezeichnung Straße war den regionalen und überregionalen Verkehrsverbindungen vorbehalten, wie z.B. in unserem Gebiet die Salzstraße und die Rottstraße.

Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts finden wir eine einzige Landsberger Gasse als Straße bezeichnet, und zwar im Stadtplan von 1811 die (Alte) Bergstraße, die noch im 18. Jahrhundert aber Berggasse genannt wurde.

Die ersten offiziellen Umbenennungen erfolgten dann im Jahre 1900. Aus der Lechgasse wurde die Hubert-von-Herkomer-Straße, aus der Neuen Gasse die Herzog-Ernst-Straße und schließlich aus der Judengasse die Ludwigstraße. Und dabei blieb es innerhalb der Landsberger Altstadt bis heute - mit einer einzigen Ausnahme: die Hintere Schranngasse wurde in Adolph-Kolping-Straße umbenannt.

Stadtviertel und Hausnummern in der Landsberger Altstadt

Vier Stadtviertel unterteilten die Altstadt.

Der baulichen Entwicklung der Stadt im Mittelalter folgend, entstanden in Landsberg vier Stadtviertel.

Das *1. Viertel* umfasste die von der ältesten Stadtmauer umgrenzten Häuser einschließlich des Klösterls im Süden und der heutigen Adolph-Kolping-Straße im Westen.

Das *2. Viertel* umfasste den Vorderen Anger mit Nebengassen zum Lech, im Süden begrenzt von Vorderer Mühlgasse und Schulgasse mit Einschluss der Stadtpfarrkirche, der Vorderen und Hinteren Mühle und des Rossmarktes.

Zum *3. Viertel* gehörten der Hintere Anger mit Nebengassen zum Leitenberg, der Holzmarkt und die Häuser an der Westseite der Schlossergasse. Alles was östlich der Schlossergasse und der Neuen Bergstraße liegt, einschließlich der 1874 abgebrannten Spitalgebäude, heute Stadttheater und Spitalschule, bildete das *4. Stadtviertel*.

Die Hausnummern der Altstadt

Viele Touristen und neu zugezogene Bürger unserer Stadt wundern sich, dass die Häuser der Altstadt nicht nach Straßen, sondern von 1 bis 496 in der Reihenfolge der alten Stadtviertel durchnummeriert sind.

So beginnt das *1. Stadtviertel* mit Nr.1 am Schmalzturm, folgt der Ostseite des Hauptplatzes und der Herkomerstraße bis zur Gogglgasse, umfasst Seelberg und Klösterl bis zum Gasthof Kratzer (Nr.74) und folgt dann der Südseite der Herkomerstraße zurück bis zum Eckhaus der Gogglgasse, Nr.89. Recht kompliziert, werden auch viele alt eingesessene Landsberger denken. Verständlich aber, wenn man bedenkt, dass das Stadtgebiet südlich der Gogglgasse und der Herkomerstraße nicht zur Kernstadt Landsbergs im 14. Jahrhundert gehörte und die Häuser an der Südseite der Gogglgasse noch im 18. Jahrhundert zum „Vorderen Kloster“ gezählt wurden.

Es wird aber noch komplizierter, denn vergeblich wird man die Hausnummern 90 bis 103 suchen. Die gehörten nämlich bis 1846 v.a. zur Katharinenvorstadt. Dazu zählten das Leprosenhaus (Nr.89 1/2), etliche bewohnte Gartenhäuser westlich des Lechs, das damalige Spöttinger Wirtshaus neben dem Ulrichskirchlein (Nr.99) und die Papiermühle (Nr.100). Mit Nr.103, dem Lechtor, war man dann wieder in

der Altstadt, doch dieses und das Stadtfischerhaus (Nr.104) wurden abgebrochen. Die Numerierung läuft dann weiter an der Westseite des Hauptplatzes, die Salzgasse abwärts ins aufwärts und endet schließlich wieder am Schmalzturm.

Im *2. Stadtviertel* vermisst man die Hausnummern 241 bis 257, die zur Sandauer Vorstadt - vor dem Sandauer Tor und an der Augsburger Straße - gehörten. Die Bayervorstadt östlich des Bayertors dagegen hatte keine alten Hausnummern, da sie sich erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelte.

Eine Besonderheit, die sich - wie beim Klösterl - ebenfalls mit der historischen Ausbreitung der Altstadt in Zeittappen erklären lässt, begegnet uns im *4. Stadtviertel* mitten in der Alten Bergstraße. Hier begrenzte beim heutigen Cafe Zirnheld das Schöpplains- oder Pfttnerort bis zu seinem Abbruch im 19. Jahrhundert die eigentliche Stadt. Bis hier zählen noch heute die Hausnummern auf der Nordseite der Alten Bergstraße bergauf bis Nr.398; 399 war die Nummer des Schöpplainsstores, dann zählt man auf der Südseite der Straße ab Nr.400 bis zum Pfannenstielhaus bergab weiter.

Der obere Teil der Alten Bergstraße aber, östlich des Schöpplainsstores, hieß noch im 19. Jahrhundert gelegentlich „Landsberg im Dorf“. Folgerichtig begann die Weiterzählung hinter dem Schöpplainsstor (damals Nr. 399) links mit Nr.112, und so ist es auch heute noch. Die Zählung endet übrigens mit Nr.496 am Durchgang vom Hofgraben zum Hexenviertel, und damit schließt sich der Kreis der alten Hausnummern Landsbergs.

Wie dargestellt wurde, folgt die Zählung der Hausnummern gewissermaßen den Wachstumsphasen der Stadt. Da erhebt sich nun zwangsläufig die Frage:

Seit wann benutzt man in Landsberg Hausnummern?

Die Frage ist schnell beantwortet: In einer auf kurfürstlichen Befehl verfassten Hauptbeschreibung aller vorhandenen Häuser, Hauseigentümer und Herdstätten aus dem Jahre 1762 werden erstmalig Hausnummern genannt, bezeichnet als „beständiger Haus Numerus“. Die Zählung erfolgt nach Stadtvierteln, beginnend am Schmalzturm, verschiebt sich aber an mehreren Stellen gegenüber der heutigen Zählung, die sich um 1800 durchgesetzt haben muss und erstmalig in einem Hausbesitzerverzeichnis aus dem Jahre 1803 belegbar ist.

Die Laufrichtung der Häuserzählung muss aber erheblich älter sein, auch wenn auf älteren Listen noch keine Hausnummern erscheinen. Dafür sprechen schon die ältesten uns erhaltenen Bürger- und Hauslisten seit dem Dreißigjährigen Krieg. In der Stadtkammerrechnung von 1633 werden zum Beispiel die Wasserzinse der Hausbesitzer aufgeführt, die über eine Hauszuleitung aus dem öffentlichen Wasserleitungsnetz verfügten. (Zwar verfügten bei weitem nicht alle Bürger über eine solche Zuleitung, im 2. und 3. Stadtviertel fast nur die Bierbrauer, im 4. Stadtviertel bis zur Versorgung der Bergbauernhöfe durch das Jesuiterpumpwerk im Jahre 1639 praktisch kein Haus. Diese Bürger mussten ihren Wasserbedarf aus den zahlreichen öffentlichen Brunnen

¹ Gekürzt bereits veröffentlicht im 11. Weihnachtsmagazin, Verlagsbeilage des LT v.24.11.2000

decken.) Die genannten Wasserzinszahler folgen aber in der Reihenfolge ihrer Nennung durchaus den späteren Hausnummern. Eine fast gleichlaufende Reihenfolge, nun auch in den übrigen Stadtvierteln, zeigt ein Verzeichnis der für den Waffendienst im Stadtfähnle erfassten Bürger aus dem Jahre 1643, wo es allerdings in der Reihenfolge der im Bereich des Hofgrabens erfassten Bürger etwas durcheinander läuft. Sonst aber ist daran abzulesen, dass die mit der Erfassung beauftragten Stadtdiener und Schreiber einer sicher noch älteren, eingefahrenen Häuserzählweise folgten. Nur fehlen uns eben Bürger- und Häuserlisten aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg.

Dass die Häuser erst relativ spät durchnummeriert wurden, lässt sich dadurch erklären, dass die Leute im mündlichen Gebrauch jedes Haus mit einem Hausnamen versahen, wie das heutzutage noch auf den Dörfern bei den älteren Häusern und Höfen der Fall ist. In den Städten gerieten diese Hausnamen allmählich in Vergessenheit, nur bei den Wirtschaftshäusern haben sie sich noch erhalten.

Gassen und Gassennamen in der Landsberger Altstadt

Ähnlich wie bei den Häusern bürgerten sich auch bei den Gassen zur besseren Unterscheidung und Kennzeichnung Namen ein, die sich auf ein markantes Bauwerk, ein dort ansässiges Handwerk, ja auch auf eine dort wohnende Persönlichkeit beziehen konnten. Da solche Gassennamen gewissermaßen auf mündlicher Übereinkunft der Leute beruhten, konnten sie sich im Laufe der Jahrzehnte oder Jahrhunderte auch ändern.

Die Landsberger Gassen sind, das ergibt sich aus der Natur der Sache, so alt wie die Stadt in ihrer jeweiligen Wachstumsphase. Welche Namen ihnen die Landsberger in früheren Jahrhunderten gaben, darüber informieren im Stadtarchiv die Pergamenturkunden und weitere Archivalien, so weit sie über den Dreißigjährigen Krieg gerettet werden konnten. Die Schweden verbrannten nämlich fast alles Schriftliche, das ihnen in die Finger geriet. Nur die wichtigsten Urkunden und Archivalien, welche die Stadtväter in einer Truhe rechtzeitig in Sicherheit bringen konnten, blieben uns erhalten.

Für die alten Gassennamen wichtig sind darunter solche Urkunden, die den Verkauf oder die Zinserträge von Häusern betreffen, die als Schenkung oder ewige Messstiftung den Landsberger Kirchen, Kapellen oder einzelnen Bruderschaftsaltären, dem Heiliggeistspital oder in die Armenhäuser der Stadt gestiftet wurden. So eine Stiftung wurde damals als ewiger Jahrtag oder Seelgerät bezeichnet und sollte dazu dienen, den Seelen der Stifter oder deren Vorfahren im Fegefeuer zu helfen.

Zur näheren Kennzeichnung solcher Häuser musste aber ihre Lage in der Stadt angegeben werden, und dazu diente neben der Nennung der Hausnachbarn oft auch eine nähere Bezeichnung der Gasse, an der das Haus lag. In den ältesten Urkunden des 14. Jahrhunderts begnügte man sich meistens noch mit Angaben wie „in der Stadt“ - womit meistens der Bereich innerhalb der ersten Stadtmauer gemeint ist - „im Kloster“, „am Anger“ oder „im Dorf“. Die damals auch häufige Angabe „stößt vorn auf die Gmeingasse“ lässt aber ganz offen, um welche Gasse oder welchen Platz es sich dabei gehandelt hat.

Immer häufiger aber treten im Laufe der Zeit genauere Angaben auf, die auf eine bestimmte Gasse schließen lassen. Wenn wir etwa in einer Urkunde aus dem Jahre 1481 lesen „im Dorf am Gäßlin, so darvor den Berg hinauf geht“, so ist hiermit die heutige Helfensteingasse gemeint, die vor dem Pfortentor den Leitenberg hinaufführte. Wenn im 1429 begonnenen Salbuch der Stadtpfarrkirche ein Haus „im Gäßlin bei her Paulsen“ erwähnt wird, dann hilft nur der Zufall weiter: 1457 wird in einer Urkunde das Haus des

Kaplans „Herr Paulus Morenweißer an der Ledrergassen“ genannt. Aus dem Genannten lässt sich also folgern, dass die Landsberger Gassennamen in den frühen Jahrhunderten der Stadtgeschichte keine offiziellen Bezeichnungen, sondern Gebrauchsnamen waren, die sich allmählich allgemein durchsetzten.

Wie die Gassen im Laufe der Jahrhunderte häufig ihren Gebrauchsnamen änderten, soll aus der folgenden Zusammenstellung der jetzt amtlichen Gassennamen hervorgehen. Amtlichen Charakter als Straßennamen erhielten diese Gassen wohl erst durch die Anlage des Urkatasters um 1800, doch auch noch im Laufe des 19. Jahrhunderts treten unterschiedliche Schreibweisen auf. Nun aber zu den noch heute gültigen Gassennamen der Landsberger Altstadt und ihren früheren Bezeichnungen:

1. Stadtviertel: Die Gogglgasse

Das kleine krumme Gässle, das heute von der Herkomerstraße zur Schlossberggarage führt, leitet auch seine früheren Bezeichnungen von dem Zugang zur Burg, zur Veste, zum Hof her, wie man früher das herzogliche Schloss nannte. So bereits 1395 die „Gazzen, da man auf die Burg gat (=geht)“², 1429 als „Gäßlin, da man den steig auf die Vest get“³, 1539 „im Hofgäßlin an der Hofstieg“⁴, 1585 „im Kloster an der Hofstieg“⁵ und noch 1729 „im Hofgessele oder Vordern Closter“⁶ und 1747 „im Hofgessele“⁷.

Auf dem um 1700 entstandenen Stich der Stadt Landsberg von Michael Wening ist diese Hofstiege, ein Fußweg zu einer kleinen Pforte in der Burgmauer, dicht bei der dem hl. Petrus geweihten Schlosskapelle, deutlich erkennbar.

Diesen Steig benutzten wohl die Landsberger, um auf kürzestem Weg vom Hauptplatz oder Klösterl den Gottesdienst dort zu besuchen. Dafür spricht auch der nur einmal, und zwar erst 1819 - belegte Name „Petergäßl“⁸.

Die genannte Bezeichnung „im Kloster“ oder „im Vordern Closter“ für das Gässlein könnte als Beleg dafür dienen, dass die Gogglgasse die südliche Begrenzung der ältesten ummauerten Stadt darstellt, welche von da aus schräg herunter zur Stelle des späteren Kibltörls am Lech hätte verlaufen können. Diesen Verlauf nahm übrigens auch ein Lederbächlein, das die Abwässer der am Fuße des Schlossberges ansässigen Weißgerber, Kürschner und Metzger unter dem Kibltörl hindurch in den Lech entsorgte.

Im Stadtplan von 1811 begegnet uns erstmalig der Name „Gogl-Gäßchen“, obwohl 1819, wie oben vermerkt, auch noch der Name „Petergäßl“ geläufig war. Mit dem Rückgebäude stößt das Hotel Goggl (Haus Nr.20) an die Gasse und gab ihr den heutigen Namen. Der Name „Gogglbräu“ findet sich in einer Aufstellung der Landsberger Bierbrauer von 1795 für Sebastian Schuester, der 1775 in Haus Nr.20 einheiratete und die seit 1660 dort ansässige Brauerfamilie Perchtold ablöste. Auf welchen Bierbrauer Goggl der Hausname zurückgeht, ließ sich noch nicht ermitteln.

² Stadtarchiv Landsberg (=StadtA LL), Urkunde 84 vom 2.2.1395

³ StadtA LL, Salbuch Unserer Lieben Frauen von 1429 (noch unveröffentlicht), Nr.164

⁴ StadtA LL, Urk. 678 vom 24.6.1539

⁵ StadtA LL, Urk. 987 vom 16.8.1585

⁶ StadtA LL, Schuldbrief vom 23.7.1729

⁷ StadtA LL, Schuldbrief ULF vom 1711.1747

⁸ Friedl, Jacob Norbert: Geschichtliche Darstellung der königlich bairischen Stadt Landsberg, Landsberg 1819

Die Salzgasse

Im Jahre 1353 gewährte Herzog Ludwig V., genannt der Brandenburger, dem Rat und der Gemain der Bürger zu Landsberg das Recht, dass sie „ainen gemainen Salzstadel in der Stat ze lanndspere pawen (=bauen), machen und sezen sullen und mügen“, an welcher Stelle es ihnen am besten dünke, „darein man alles saltz, das gen lanndspere kumbt, legen und verkaufen sol“⁹. Den Salzstadel errichteten die Landsberger vor der westlichen Mauer ihrer Stadt an der (späteren) Hintere Salzgasse, an deren Stelle damals aber wohl noch ein Stadtgraben floss. So mussten die Salzfuhrwerke, die bisher die Stadt über den Hauptplatz durchfahren hatten, in die (Salz-)Gasse abbiegen, diesen Stadtgraben überqueren und von Westen, von der heutigen Schrannengasse her, das Salz im städtischen Salzstadel niederlegen. Hier mussten es die Fuhrleute aus den salzarmen Gebieten westlich des Lechs und der Schweiz abholen und danach an der herzoglichen Lechbrücke verzollen. Die Gasse wurde am unteren Ende, bevor sie den Stadtgraben überquerte, durch das „Schweizertor“ abgeschlossen, dessen Name sich wohl von den am fernsten gelegenen Salzabnehmern herleitete. Das mächtige Schweizertor ist neben dem städtischen Salzstadel - mit den großen Ladeluken an der Westseite - auf der „Landsberger Geburt“, einer um 1470 entstandenen Altartafel, deutlich zu erkennen.

wohl bald durchgesetzt, auch wenn er erst 1478 als „Salzgasse“ in einer Urkunde auftaucht¹¹. Neben diesem Namen wurde kein anderer für die Salzgasse gebraucht.

Die Hintere Salzgasse

Wie bereits zuvor dargestellt, befand sich an Stelle dieser Gasse zwischen der ältesten Stadtmauer und dem städtischen Salzstadel wohl ein Wasser führender Stadtgraben. Dieser wurde wohl überflüssig, als nach 1364 der Mühlbach angelegt worden war, der den Salzstadel westlich umfloss. Eine frühe Namensgebung für die Hintere Mühl-gasse sucht man allerdings vergebens, was nicht wundert, da sie ja zwischen der Stadtmauer und dem städtischen Salzstadel verläuft, also nicht an Privathäuser stößt und damit nicht in Besitzurkunden erscheinen kann. So haben wir als ältesten Beleg erst den Eintrag im Stadtplan von 1811.

Die Schrannengasse

Diese heute zur Hälfte nicht öffentliche Gasse zwischen dem ehemaligen städtischen Salzstadel und dem Mühlbach ist nach der Schranne benannt. Als Schranne bezeichnete man in Landsberg den städtischen Getreidespeicher, der dort über den Mühlbach gebaut war, so dass bei einem etwaigen Schwelbrand gleich Löschwasser zur Hand war. Trotzdem



Ausschnitt aus der „Landsberger Geburt“: in der Bildmitte das abgerissene Schweizertor; rechts daneben der Eckturm mit den Rauten, unten davor die Schrannengasse zwischen Salzstadel und Lechbaderhaus

Für die Salzgasse brauchte man zunächst, wie schon das Beispiel anderer Gassen zeigte, eine Umschreibung. So wird sie in einer Stiftungsurkunde für das Spital vom Jahre 1395 die „Gassen da man hinaws zu dem saltzstadel vert“¹⁰ genannt. Der sprechende Name dieser Gasse hat sich aber

brannte sie im Dezember 1687 bis aufs Mauerwerk aus. Wegen der großen Bedeutung Landsbergs für den Getreidehandel in die südschwäbischen Reichsstädte und bis nach Tirol wurde der Wiederaufbau sofort eingeleitet und bereits im September 1688 Hebauf gefeiert. Die Schranne fasste damals 1900 Scheffelsäcke und zählte neben den Salzstadeln zu den bedeutendsten Umschlagsorten der Stadt. Im 19. Jahrhundert wurde der städtische Getreidehandel wegen des Ausbaues des Eisenbahnnetzes jedoch unrentabel und musste 1880 eingestellt werden. Das Gebäude stand leer und

⁹ StadtA LL, Urk.9 vom 13.9.1349

¹⁰ StadtA LL, Copialbuch der Stiftungsurkunden des Hl.Geistspitals Nr.19

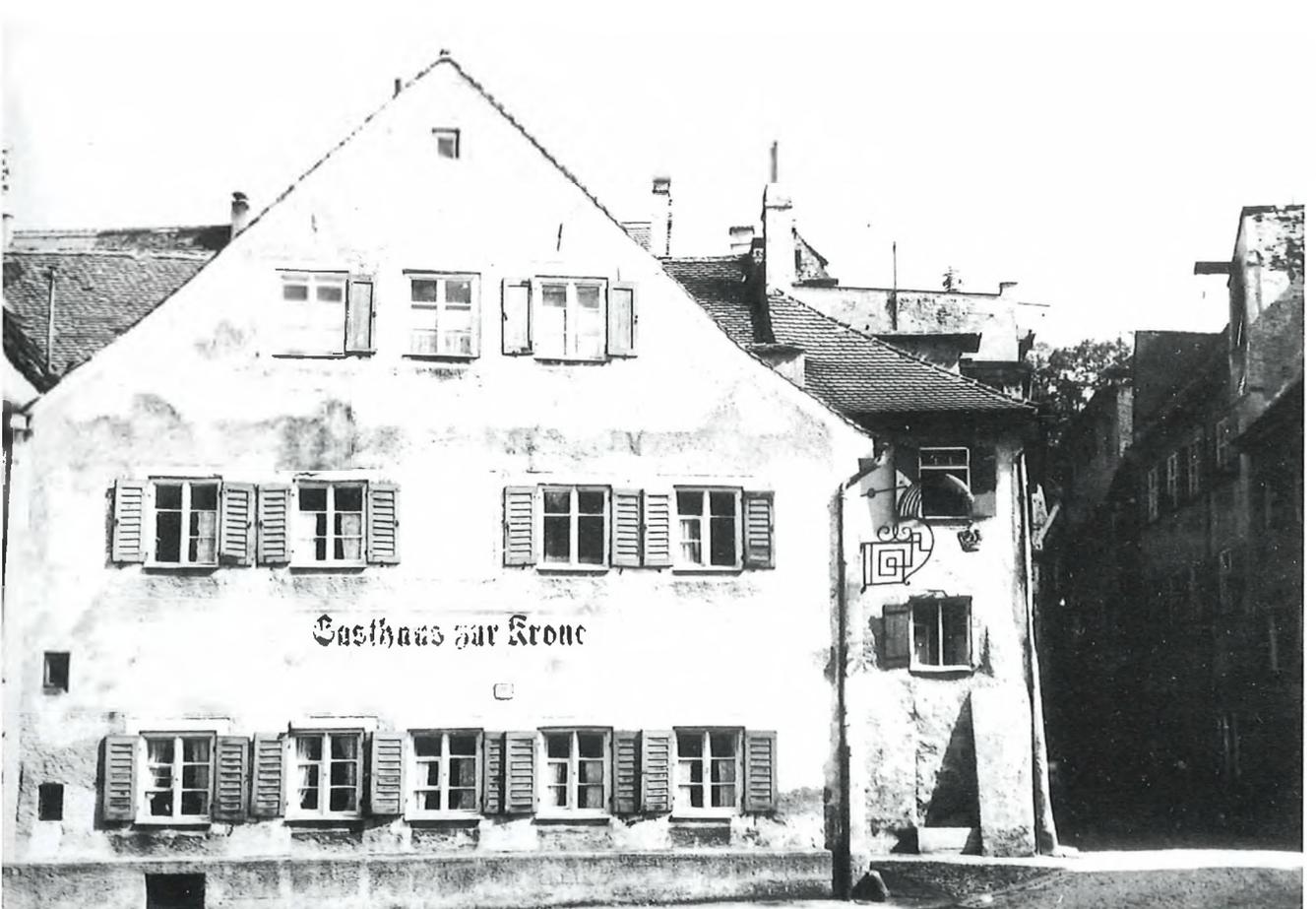
¹¹ StadtA LL, Urk.414 vom 23.11.1478



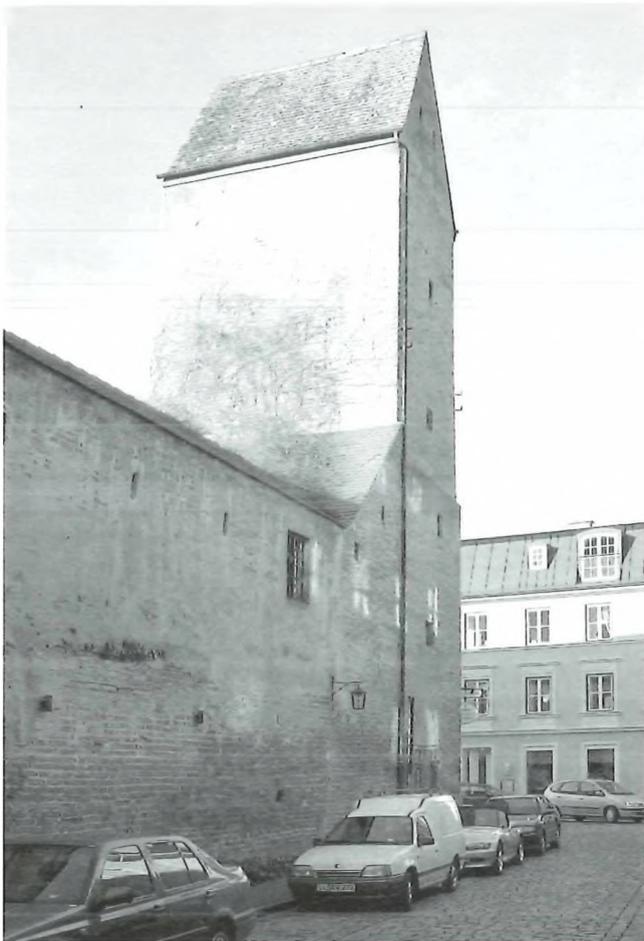
Alte Stadtmauer aus Nagelfluh an der Hinteren Salzgasse, links der Salzstadel

kam herunter, man dachte bereits an Abbruch, doch 1985 bis 1987 baute man im Rahmen der Stadtsanierung in den Baukörper der Schranne Wohnungen ein. Der Name der Gasse ist jüngerer Datums, ist jedoch aus der im Grundbuch von 1817 mehrmals erwähnten abgegangenen „Hinteren

Schranngasse“ (heute Adolf-Kolping-Straße) wohl schon mindestens für das 18. Jahrhundert zu erschließen. Auf den Plänen des 19. Jahrhunderts trägt sie keinen Namen, zumal an ihr ja keine Wohnhäuser standen.



Gasthaus zur Krone am Flößerplatz. Im Winkel am Eingang zur Salzgasse arbeitete früher ein Hufschmied



Vordere Mühlgasse: Teil der 1.Stadtmauer mit Hexenturm

erhielt. Geradeaus gelangte man früher durchs Bäckertor auf die Stadtbleiche auf der breiten Kiesbank am Lechufer.

Bereits 1390 hatte Herzog Stephan III. der Stadt den „Fleck und Griesgrund“, zwischen dem Lech und dem Mühlbach gelegen“, zu einer Stadtbleiche geschenkt. Die Tuchherstellung war schon damals das bedeutendste Gewerbe in der Stadt und erforderte viel Platz zum Bleichen der Leinwand. Die Hintere Mühlgasse war aber der direkte Zugang zu ihr, und das Bäckertor sicherte den Übergang über den Mühlbach. (Die äußere Stadtmauer zum Lech mit dem Färbertor wurde erst im 16.Jahrhundert errichtet.) So wird in einer Urkunde von 1435 die Lage eines Hauses (es ist die Nr.205) so angegeben: „am Anger in der gassen auf die plaichen ze der gelenken (=linken) hand, stoßt an den Mülpach“. Der Name „im Bleichgäßle“ begegnet uns auch noch im Jahre 1626¹⁵. Aber noch im 15.Jahrhundert gaben die Leute der Gasse auch einen zweiten Namen, und zwar „Frauengäßle“¹⁶, vielleicht weil man zu ihr durch das Frauentor gelangte. Dieses um 1860 abgerissene Tor, sonst meistens Fronfesttor genannt, trennte die Judengasse (Ludwigstraße) vom Vorderen Anger und verband die Fronfeste mit dem Bereich der Stadtpfarrkirche „Zu Unserer Lieben Frauen“, wie sie damals genannt wurde. Der Name Frauengäßle war noch 1635 geläufig, obwohl die Gasse im Jahre 1610 auch „Kratzergessele“ genannt wurde, und zwar nach dem Bierbrauer Simon Kratzer, dem damals das Eckhaus Nr.208 gehörte (heute Kaufhaus Heimsch)¹⁷. 1699 schreibt das Ratsprotokoll vom „Frauengässele oder der anjezt so genanten anderten (=zweiten) Muhlghassen“¹⁸.

Die heutige Bezeichnung „Hintere Mühlgasse“ lässt sich sonst vor 1811 nicht belegen, was aber vielleicht damit zu erklären ist, dass in dieser Gasse fast nur Nebengebäude der zwei Eckhäuser am Vorderen Anger standen.

¹⁵ StadtA LL, Briefprotokolle 1626, 2.Quartal

¹⁶ StadtA LL, Urk.199 vom 23.6.1435

¹⁷ StadtA LL, Urk.1127 vom 17.2.1610

¹⁸ StadtA LL, Ratsprotokoll de Anno 1699, fol.81

2.Stadtviertel:

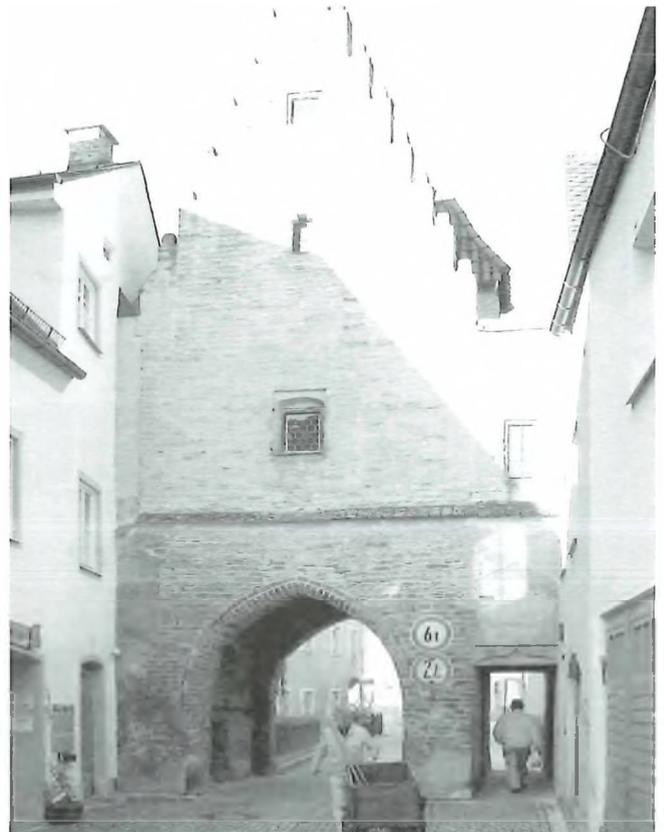
Die Vordere Mühlgasse

Der Name der Gasse spricht für sich selbst, führt sie doch direkt zur vor dem Mühlbach gelegenen Vorderen Mühle, so genannt zum Unterschied zu der gegenüber gelegenen zweiten städtischen Getreidemühle, vom Stadtzentrum aus gesehen hinter dem Mühlbach, und daher Hintere Mühle genannt. Beide Mühlen, nun schon seit Jahrzehnten stillgelegt, verdankten ihre Existenz der herzoglichen Genehmigung vom Jahre 1364, außerhalb der Mauern der damaligen Stadt einen „Mühlschlag“ anzulegen¹². Dieser erforderte die Errichtung des Lechwehres, um durch Aufstauung und Ableitung des Lechwassers in den Mühlbach die nötige Fließenergie für die Mühlen zu gewinnen.

Zunächst wurde die Gasse einfach nur „Mühlgasse“ genannt, so etwa 1547 im Salbuch der Sandauer Kirche¹³, doch bereits 1558 erwähnt das Zunftbuch der Schuhmacher einen Lederer „in der vordern Milgassen“¹⁴.

Die Hintere Mühlgasse

Der Name ist leicht zu erklären: Über diese Gasse gelangte man durch das Bäckertor über den Mühlbach und dann über den Rossmarkt zur Hintere Mühle, die westlich des Mühlbaches der Vorderen Mühle gegenüberlag. Da der Weg nicht direkt zur hinteren Mühle führte, wundert es nicht, dass die Gasse erst sehr spät den heutigen Namen



Hintere Mühlgasse mit Bäckertor

¹² StadtA LL, Urk.33 vom 15.6.1364

¹³ StadtA LL, Sant Benedikten Gozhaus zu Sandaw Salbuch von 1550

¹⁴ StadtA LL, Zunftbuch der Schuhmacher: Martin Khüechler zahlt 1558 1fl Zins an die Bruderschaft der Schuhmacher und Lederer (Haus Nr.186)

Die Brudergasse

Auch diese Gasse ist so alt wie die Bebauung des Angers im 14./15. Jahrhundert. 1505 verkaufte der Landsberger Stadtadlige Wolfgang Pfttner sein „Haus, Hofsach und Gesäß“, ein „Egkhaus am Gässlin am Anger gegen Lech“, an die Stadt „zu ainem ewigen Gotzacker“¹⁹. (Die Pfttner saßen darin schon 1429, und noch vorher gehörte es einem Wollschläger.) Wo das Pfttnerhaus stand, erhebt sich heute das Johanniskirchlein, der Friedhof dahinter ist schon längst aufgelassen. Der Johannis-oder Innere Gottesacker der Stadt gab dem Gässlein aber zuerst einen Namen: Bereits 1527 taucht es als „Gottsacker Gesselin“ auf und führte noch 1563 diesen Namen²⁰.

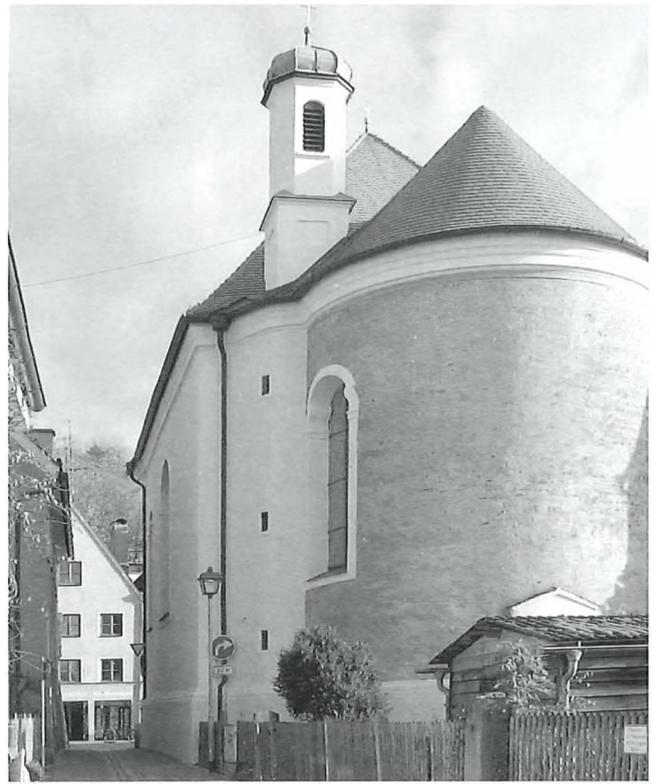
Seine heutige Bezeichnung erhielt es aber vom Bruderhaus, in dem noch im vorigen Jahrhundert die Sozialstation St. Martin untergebracht war, die der ambulanten Krankenpflege dient. Das Bruderhaus wurde wohl erst zwischen 1550 und 1563 in das damalige Gottsackergässlein verlegt. 1550 finden wir es nämlich noch am Eck des Seelbergs (Haus Nr.32) im Hofgässle, wie damals die Gogglgasse genannt wurde. 1563 dagegen wird bereits ein „Gmainer Statt Haus“ -damit kann nur das Bruderhaus gemeint sein - im Gotzacker Gässlin erwähnt.

Der neue Name für das Gässlein setzte sich aber nur langsam durch. Erst in einem Schuldbrief vom 1. September 1653 wird es „Bruedergeßle“ und 1660 unter der genaueren Bezeichnung „Bruederhausgeßl“ genannt²¹. Der letztere Name setzte sich aber nicht durch.

Nachzutragen wäre nun noch, wozu dieses Bruderhaus diente. Eine Stiftung der Gräfin von Helfenstein von 1599 bedachte die „Armen im Pruederhaus“, und ein Stiftungsbrief von 1614²² begünstigte durchreisende Pilger und Kindbeterinnen, also ortsfremde Schwangere, die dort entbinden konnten. Deren Unterbringung war aber zeitlich begrenzt. Die ständigen Inwohner dagegen waren alte mittellose Bürgerinnen und Waisenkinder.

Die Schulgasse

Der Name dieser Verbindungsstraße zwischen Vorderem und Hinterem Anger leitet sich von der Knabenschule her, die sich bis zum Bau der neuen Schule am Spitalplatz (nach dem Spitalbrand von 1874) hier befand. Bis 1900 wurde das alte Schulgebäude als Amtsgericht genutzt. Die Schule wurde wohl im Zuge des Neubaus der Stadtpfarrkirche nach 1458 hier errichtet. Zuvor verlief hier die Stadtmauer mit einem Stadtgraben. Beim Abbruch des Schulgebäudes im Jahre 1970 kam ein Rest dieser ersten nördlichen Stadtmauer zum Vorschein. Mit Wohnhäusern war nur die Nordseite der Schulgasse bebaut. Am Eck zum Vorderen Anger im Haus Nr.288 wohnte ein Hufschmied, seine Schmiede war vor dem Haus. Auch sie also - wie in der Schlossergasse - außerhalb der Kernstadt, und zwar hier vor dem damaligen Fronfest-, Frauen- oder Kirchtor. An sein feuergefährliches Gewerbe erinnert heute nur noch die farbig



Brudergasse mit Johanniskirche

gefasste Figur von St. Florian am Hauseck. Es schlossen sich einige Benefiziatenhäuser für die Inhaber von Meßstiftungen an. Wie bei vielen anderen Gassen der Stadt benutzte man in den älteren Urkunden keinen Namen, sondern bediente sich einiger Umschreibungen. So 1497 „am Anger hinter der Schul“, 1564 das Frühmesshaus „hinter der Kirchmauer“ oder 1618 „hinter der Pfarrkirchen bei den Fleischpenkhen über“²³ oder zahlreiche ähnliche Formulierungen. (Im Untergeschoss der Schule waren die Fleischbänke, genannt auch „kleine Stadtmetzg“, untergebracht.) Erst auf dem Stadtplan von 1811 kann man die Bezeichnung „Schul-Gasse“ lesen, die aber sicher schon länger mündlich im Gebrauch war.

²³ StadtA LL, Urk.515 vom 28.8.1497; Urk.852 v.15.6.1564; Urk.1172 v.9.1.1618

¹⁹ StadtA LL, Urk.554 vom 26.5.1505

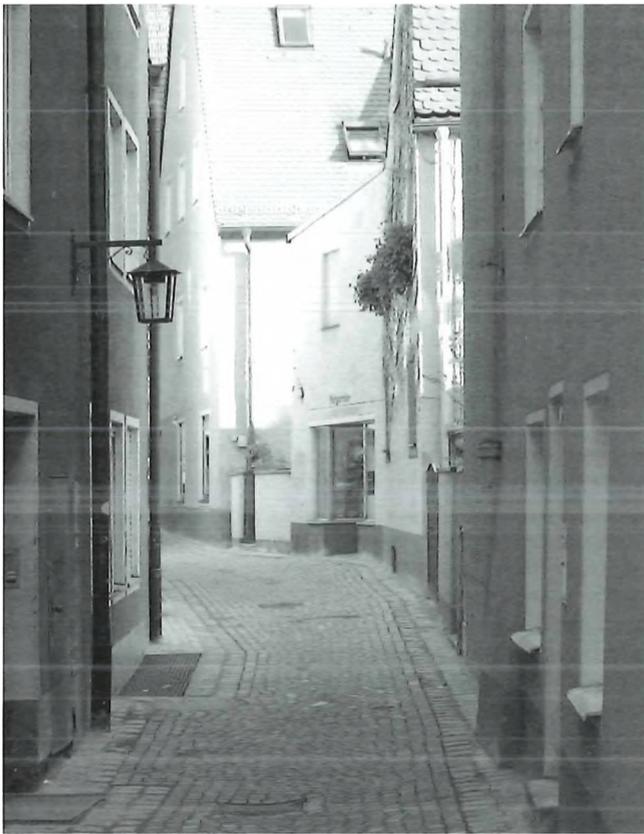
²⁰ StadtA LL, Urk.630 vom 14.11.1527
und Urk.842 vom 1.2.1563

²¹ StadtA LL, Schuldbrief vom 1.9.1653
und Urk.1247 vom 7.5.1660

²² StadtA LL, Urk.1059 vom 13.8.1599 und Stiftungsbrief vom 3.9.1614, referiert im ältesten erhaltenen Rechnungsbuch des Bruderhauses vom Jahre 1709

Vor 1877 stand die
Knabenschule an der Schulgasse





Die schmale, kurze Limonigasse

3. Stadtviertel: Die Limonigasse

Diese kurze, schmale Gasse zwischen Vorderem und Hinterem Anger erhielt erst im 18. Jahrhundert diesen südländischen Namen, da dort wohl der aus Gossensaß in Südtirol stammende, 1747 verstorbene „Lemonitrager“ Blasius Radl auf offener Gasse seine Südfrüchte zum Kauf anbot²⁴.

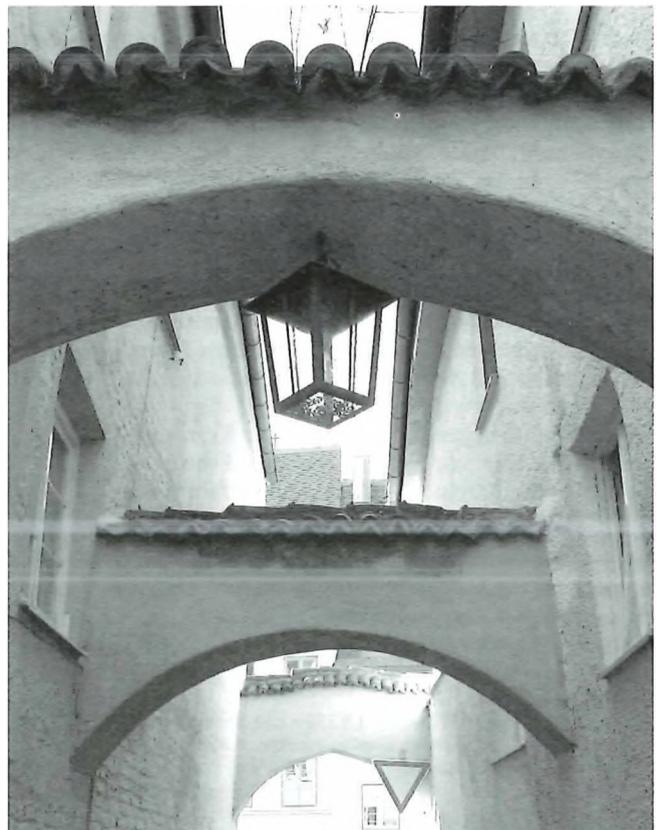
Dieses Gässchen, in dem heute zwei Häuser stehen, wovon eines früher ein Stadel war, ist das mit den meisten Namen im Laufe der Jahrhunderte. Die Bezeichnungen „im Mittern Gässlin“ (1412) und „am hintern Anger im Zwerchgäble“ (1553) weisen auf die Situation zwischen den Ängern hin²⁵. Andere Namen sind den Anwohnern entlehnt, wie „des Natiers Gasse“ (ebenfalls 1412), „am Anger in des Schnellen Gesseln“ (1571)²⁶ oder „des Khiffhabers Gesselin“ (1588), das 1691 noch „Kueffhaaber Gessele“ heißt, aber 4 Jahre später, wohl in Unkenntnis der Herkunft des Namens, zum „Khueffer Gässele“ entstellt worden ist²⁷. Während das Küfergässle wohl auf einem Missverständnis des Namens als Berufsbezeichnung beruht, die dann 1708 berufskonform zum „Schäfflergässele“ führt, lässt sich die späte Bezeichnung „Schneidergäbl“ (1840) wirklich vom Beruf des Schneiders Anton Huber, der 1803 ins Haus 278 einheiratete, ableiten. Die von Eduard Pflanz überlieferte Bezeichnung „Hennenbäckergäbl“ ist dagegen auf das Eckhaus an der Gasse, Hinterer Anger 302, zurückzuführen, in dem von 1614 bis 1868 nur Bäcker wohnten, das daher auch den Hausnamen „beim Hennenbäck“ trägt. (Der 1660 gebrauchte Besitzernamen „Kesergessele“ ist auf die von 1614 bis 1655 dort bezeugte Bäckerfamilie Keser

zurückzuführen.) Interessant ist, dass die Gasse jeweils nach früheren, nie nach einem gegenwärtigen Anwohner benannt wurde. So wohnt in des Schnellen Gessele 1571 Christoph Khiffhaber, aber kein Schnell mehr, während in des Khiffhabers Gesselin 1588 der Lodweber Andreas Sedlmair haust. Als das Haus 1840 einmal Schneidergäbl genannt wird, ist der Schneider schon mehrere Jahre unter der Erde. Übrigens: „Limoni Gäßchen“ taucht schriftlich erst im Stadtplan von 1811 auf, als der Limonitrager schon 64 Jahre tot war.

Die Blatterngasse

Diese kurze, schmale Gasse ist durch ihre mittelalterlichen Schwibbögen eine der reizvollsten der Landsberger Altstadt. Da an ihr aber keine Häuser standen, sondern nur ein Stadel, findet sich ihr Name auch nicht in den alten Urkunden. So kann man noch 1683 zur Beschreibung des Eckhauses Nr.341 lesen: „...stoßt oben auf die Gemeingasse (damit ist die Blatterngasse gemeint) und hinten mit dem Höfle ans Echterische Städele, so zum Blatterhaus gehört“²⁸. Von diesem Blatterhaus leitet sich also der Name der Gasse ab. Erst auf dem Stadtplan von 1811 finden wir sie als „Blatterngäßchen“ und im Grundbuch von 1817 als „Blattergäbl“ verzeichnet. Diese späte schriftliche Nennung sagt aber nichts über ihr Alter aus. Sicher entstand sie beim Bau des Blatterhauses. Mit Blattern bezeichnete man früher die Pocken und andere ansteckende Hautkrankheiten. Dieses ehemalige Infektionskrankenhaus der Stadt befand sich bis zum Beginn der zweiten Stadtummauerung außerhalb der Stadt in isolierter Lage unterm Hange des Leitenberges. Als die Änger in die Stadt einbezogen wurden und sich die Bebauung dort verdichtete, baute man im 16. Jahrhundert für die ansteckenden Krankheiten das Brechhaus jenseits der Sandauer Brücke. Bei der ersten Erwähnung des Blatterhauses im Jahre 1535 ist jedenfalls nicht mehr von dort unterge-

²⁸ StadtA LL, Urk. 1334 v.28.16.1583



Drei Schwibbögen über der Blatterngasse

²⁴ Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt, Sterberegister II, 9.8.1747

²⁵ StadtA LL, Salbuch ULF Nr.453; Urk.771 v.26.4.1553

²⁶ StadtA LL, Urk.146 v.8.1.1412; Urk.902 v.20.8.1571

²⁷ StadtA LL, Urk.1004 v.11.12.1588; Schuldb. v.25.9.1691, dgl.v.6.5.1695

brachten Kranken oder Siechen, sondern von den „armen leuten im Blatterhaws“ die Rede, denen eine fromme Jahrtagsstiftung zukam²⁹. 1557 wird die Verwendung als städtisches Armenhaus noch deutlicher ausgedrückt, wenn vom „armen Stifft im Blatterhaus zu Lanndtsperg“ geschrieben wird³⁰.

Die Ledergasse

Die Gasse beginnt am Platz vor dem Blatterhaus und verläuft parallel zum Hinteren Anger bis an die Kochgasse, früher setzte sie sich als schmales Gässchen zwischen den Häusern 374 und 375 weiter nach Süden fort, heute durch ein Gartentürchen zwischen beiden Häusern versperrt. Vom Leitenhang hinter dem ehemaligen Heilig-Geist-Spital kommend, durchfloss ein Lederbach die Gasse, nachdem er vorher die Abwässer der ehemaligen Weißgerberhäuser 378 und 367 aufgenommen hatte. Lederer (Rotgerber) und der Lederbach gaben der Gasse ihren Namen. Im 1429 begonnenen Salbuch der Stadtpfarrkirche wird das Haus des Peter Ledrer im Gäßlin bei Herrn Paulsen erwähnt, dessen Nachfolger Conz Ledrer 1457 an der „Ledrengassen“ wohnt³¹. Zwei Häuser weiter, neben dem Stadtpfeifer Peter Stenglin, wohnt noch Herr Paulus, der sich schließlich 1469 als Herr Paulus Morenweyser entpuppt, und dieser Herr Paulus ist wohl nicht zufällig an diesem Ort - der Kaplan der Schuster- und Lederermesse am Dreikönigsaltar in der Stadtpfarrkirche Unserer Lieben Frau. In der genannten Urkunde von 1469 stiftet der Kaplan als Seelgerät sein Haus der genannten Messe, „damit selbe aufgerichtet und confirmiert werden könne“³². Bereits 1441 hatte die Bruderschaft der Schuster und Lederer einen Bauernhof in Hausen bei Geltendorf

gekauft, aus dessen Einkünften ihr Kaplan unterhalten werden sollte.

Als Namen der Gasse finden wir im 15. Jahrhundert noch die einfache Bezeichnung „im Gäßlin“, daneben meistens - bis 1517- „im Ledergeßle“, bis sich schließlich, erstmals 1507, der heutige Name „Ledergasse“ durchsetzt³³. Die Häuser haben z.T. sehr alte Bausubstanz, an einem, Ledergasse 353, ist in Stockwerkshöhe die Jahreszahl „1470“ in spätmittelalterlichen arabischen Ziffern angebracht. Die Nordmauer von Haus Nr. 361a ist mit Lisenen und einem sehr flachen Spitzbogenfries verziert, was auf das beginnende 14. Jahrhundert hindeutet.



Altes Weißgerberhaus mit vorragendem Dach

Die Kochgasse

Die kurze Gasse zwischen dem ehemaligen Holzmarkt hinter der Stadtpfarrkirche schwenkt am Hang des Leitenberges nach Norden und geht in die sogenannte Malteserstiege über, die hinauf zum ehemaligen Probationshaus der Jesuiten führt. An der Nordseite der Gasse steht als Eckhaus der Ledergasse das ehemalige Gerberhaus Nr.367 mit weit in die Gasse hineinragendem Dach, typisch für Gerber- und Färberhäuser zur besseren Belüftung der Trockenböden im Dachgeschoss. Einem Rotgerber Obrist diente auch bis 1679 das Haus Nr.369, dessen Erdgeschoss kellerartig in den Leitenberg hineingebaut ist, und dessen Giebelfront den Blickfang an der sich dort zu einem kleinen Platz erweiternden Gasse bildet. Das als Wohnraum ungeeignete Erdgeschoss und der Platz davor boten sich Landsbergs berühmtem Lorenz Luidl als Bildhauerwerkstatt beziehungsweise Lagerplatz für seine Baumstämme an, wo sie bis zur Bearbeitung trocken konnten. Im Giebel erinnern

²⁹ StadtA LL, Salbuch ULF S.140 (Nr.560)

³⁰ StadtA LL, Urk.796 vom 17.12.1557

(s. auch Lgbl.95./96.Jgg.1996/97, S.42f)

³¹ StadtA LL, Salbuch ULF S.27 (Nr.214); Urk.284 v.17.10.1457

³² StadtA LL, Urk.343 vom 12.6.1469



Alte Handwerkerhäuser an der Ledergasse

³³ StadtA LL, Zunftbuch der Schuhmacher: „Hofstatt an der Ledergassen“

zwei eingemauerte Steine mit den Initialen des Bildhauers .L.L.B. (=Lorenz Luidl Bildhauer) und den Jahreszahlen 1682 und 1686 an den Um- und Ausbau durch den Künstler. Auch seinem Sohn Johann Luidl diente das Gebäude als Atelier, seine Witve verkaufte es 1771 an den Kristeinerbräu, der dort einen Märzenbierkeller einrichtete. An einen weiteren Umbau durch den Bierbrauer Joseph Kauth im Jahre 1827 erinnert eine dritte eingemauerte Tafel unter der Giebelspitze: „18.MK.27“. An der Südseite der Gasse wohnte übers Eck in Haus Nr.373 der Bildhauer selbst, der es 1669 von dem Rotgerber Hans Obrist erworben hatte.

Der Name der Gasse leitet sich jedoch vom Gewerbe der Bewohner des Hauses 374 ab. Zunächst sind hier - ab 1618 - Metzger nachweisbar, denen 1774 ein Garkoch folgte. Dieser kaufte 1793 noch das Nachbarhaus 373 dazu. Obwohl beide Häuser bis in die Mitte des 19.Jahrhunderts Köchen gehörten, lässt sich der heutige Name „Kochgasse“ erstmals bei der Gebäudezählung im Jahre 1871 nachweisen. Als dort noch die Köche hausten, nannte man es wenig schmeichelhaft „Kothgässle“, so im Stadtplan von 1811 und in der Hausbesitzerliste von 1846. Sie war schließlich damals noch ungepflastert, so dass das Schuhwerk der Kundschaft der Köche dort oft schmutzig wurde. Vorher aber zählte man die Häuser der Kochgasse einfach noch zur Ledergasse³⁴.

³⁴ StadtA LL, Ratsprotokoll 1669, fol.83: Georg Schröfl, Khoch im Ledergeßle hinterm Holzmarckht



Ehemals Jesuitengymnasium und -kirche

Die Schlossergasse

Die Gasse lag außerhalb der ältesten Stadtmauer, das heißt, die Häuser auf der Westseite der Schlossergasse waren hinten an die Stadtmauer gebaut, wie das heute noch in der „Engen Reihe“ zwischen Schmalzturm und Hellmaierplatz zu sehen ist. In diesen Häusern gegenüber dem ehemaligen Spital brachte man die Berufe unter, die mit offenem Feuer arbeiteten, wie Schlosser und Schmiede. Die alte Stadtmauer bot beim Ausbruch eines Brandes doch einen gewissen Schutz vor der Ausbreitung des Feuers in die Kernstadt. Schon 1399 wird ein Schmied namens Hans von Cell „gegenüber dem Spital“ bezeugt³⁵. Wahrscheinlich reichte die ummauerte Stadt damals schon bis zum Pfttnerort inmitten der Bergstraße, so dass bereits an die alte Stadtmauer gebaut werden durfte. Auch im Nachbarhaus arbeitete damals ein Schmied.

Im 17.Jahrhundert lassen sich für die ganze Häuserreihe Schmiede und Schlosser nachweisen: im Haus Nr.385 ein Huf- und Waffenschmied, in 386 ein Messerschmied, in 387 ein Schlosser, in 388 ein Turmuhrmacher und Schlosser, in 389 ein Kupferschmied und schließlich im Haus 390 der Stadtschmied.

Der Name „Schlossergasse“ wird dagegen erst gegen Ende des 17.Jahrhunderts, nämlich 1697, im Ratsprotokoll gebraucht³⁶. 1553 heißt es hier noch „am Schweinmarkt zwischen derer von Lanndtsperg und des hl.Geists Bad“ und 1628 wird die Lage des Hauses des Waffenschmiedes als „uf der Maur“ gelegen angegeben³⁷.

³⁵ StadtA LL, Urk.108 vom 6.12.1399(„gegenüber dem Spital“)

³⁶ StadtA LL, Ratsprotokoll 1697, fol.44

³⁷ StadtA LL, Urk.776 vom 26.9.1553; Ratsprotokoll 1628, fol.90



Schlosser- und Schmiedehäuser außerhalb der 1. Stadtmauer

4. Stadtviertel:

Die Von-Helfenstein-Gasse

Das Gässchen führt in leichten Krümmungen von der Alten Bergstraße nach Norden zu den ehemaligen Jesuitenbauten (Gymnasium, Probationshaus und Heilig-Kreuz-Kirche). Sein Name geht auf den herzoglichen Pfleger Graf Schwickart von Helfenstein zurück, der die Jesuiten 1576 nach Landsberg geholt und sie durch großzügige Schenkungen unterstützt hatte. Vor Helfensteins Zeit findet man namenlose Ortsbestimmungen, so 1481 „im Dorf am Gäblein, so darvor (d.h. vor Wilhelm Pfabens Haus) den Berg hinauf geht“, oder noch kürzer 1503 „am Gäßlin im Dorf“³⁸. Später wird die Lage der dortigen Häuser nur ganz allgemein mit „am Berg“ beschrieben. Im Stadtplan von 1811 und auch im Grundplan von 1837 trägt die Gasse keinen Namen. Erst das erwachende lokale Geschichtsbewußtsein in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts führte wohl zur heutigen Benennung.

Die Jesuitengasse

Unterhalb des Bayertores und der Malteserstraße zweigt die Jesuitengasse ab und erschließt über den Häusern der Alten Bergstraße in Höhe von deren Dachgiebeln den Zugang zum „Neubauernhof“ und zum „Gallihof“. Letzteren erwarben 1594 die Jesuiten vom Junker Alexander von Perwang und bewirtschafteten ihn in eigener Regie³⁹. Beim

Stadel des Gallihofes endet die Gasse, und über eine steile Stiege gelangt man von ihr herab auf die Von-Helfenstein-Gasse. Auf der Südseite der Gasse bietet sich der Ausblick auf die Dachlandschaft der Alten Bergstraße. Die Dachgeschosse der Häuser an der Nordseite der Bergstraße sind von der Jesuitengasse aus betretbar und haben manchmal andere Eigentümer und Hausnummern als die Stockwerke darunter - ein Kuriosum in der Stadt! Im Neubauernhof lebte von 1723 bis zu ihrem Tode 1736 die „gottselige Bäuerin“ Katharina Lichtenstern, deren heiligmäßiges Leben von einem Jesuitenpater beschrieben wurde⁴⁰.

Als Name ist bereits 1590 „der Herren Jesuiter Gäble“⁴¹ überliefert, obwohl nach jesuitischen Quellen der Gallihof erst 1594 in ihren Besitz kam. In die Rückseite des Stadels an der Helfensteingasse ist allerdings ein Tonziegel eingemauert, der unter dem Wappen des Ordens die Jahreszahl 1586 zeigt. In späteren Quellen taucht der Name Jesuitengasse nicht mehr auf, muß sich aber im mündlichen Gebrauch bis zur offiziellen Benennung erhalten haben. Im Stadtplan von 1811 und im Grundplan von 1837 bleibt die Gasse namenlos.

³⁸ StadtA LL, Urk.424 v.11.6.1481; Urk.549 v.23.9.1503

³⁹ BayHStA Jesuitica 2018, fol.16; Alexander v.Berwang tritt 1596 als Siegelzeuge im Testament v.Helfensteins auf

⁴⁰ Ringler, Elisabeth: Die gottselige Bäuerin Katharina Lichtenstern...LGbl.93./94.Jgg. 1994/95, S.66-74

⁴¹ StadtA LL, Urk.1009 v.6.12.1590



Die Jesuitengasse liegt so hoch über der Alten Bergstraße, dass deren Häuser von hier aus einen Zugang ins Dachgeschoss haben

Nachtrag: Abgegangene Landsberger Gassennamen

Im Jahre 1900 wurden durch Beschluss des Magistrats drei Gassen der Altstadt umbenannt. Im Sitzungsprotokoll vom 29. August 1900 ist zu lesen:

Auf Antrag des Magistrats-Vorstandes [rechtskundiger Bürgermeister Haun] beschließt das Magistratskollegium, daß die Namen

a) der „Judengasse“ in Ludwigsstraße“ zur Erinnerung an Herzog Ludwig den Brandenburger, Kaiser Ludwig den Bayer und Bayerns Könige Ludwig I. und Ludwig II.,

b) der „Neugasse“ in „Herzog-Ernst-Straße“ zur Erinnerung an die glänzenden Tage des 15. Jahrhunderts, die im Rathaus-Festsale bereits verewigt sind, umgewandelt werde.

In der folgenden Sitzung am 3. September 1900 - Bürgermeister Haun war beurlaubt, Referent war Stadtschreiber Mühlhofer - wird folgender Beschluss gefasst: Das Magistrats-Kollegium beschließt, daß die „Lechstraße“ den Namen „Herkomerstraße“ fortan zu führen habe. Eine Begründung der Umbenennung steht diesmal nicht im Protokoll.

Die Judengasse

Sie ist eine der ältesten Gassen Landsbergs, da sich „spätestens in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts“ Juden in Landsberg niedergelassen haben⁴². Wie das sogenannte „Nürnberger Memorbuch“ belegt, fielen dem von dem fränkischen Ritter Rindfleisch 1298 in fränkischen und schwäbischen Städten ausgelösten Pogrom in Landsberg mehr als 30 Angehörige von etwa 14 Judenfamilien zum Opfer⁴³. Damals pflegten die Juden - ohne Zwang von christlicher Seite - in jeweils einer Gasse beisammen zu wohnen. So wird z.B. in einer Dießener Urkunde vom Jahre 1385 eine „platea claustrali vel Judeorum“ (Kloster- oder Judengasse) erwähnt⁴⁴. „Im 14. Jahrhundert bildete sich eine neue Gemeinde [in Landsberg], die den Herzögen eine Jahressteuer von 10 Pfund zahlte. Den Herzögen stand es auch zu, Juden das Recht der Niederlassung in Landsberg zu erteilen⁴⁵.“ Im November 1348 fiel die ganze Judengemeinde Landsbergs dem Pogrom der „Pestverfolgung“ zum Opfer. In den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts werden dreimal (ehemalige?) Häuser von Juden erwähnt, die aber im Klösterl bzw. im Anger lagen⁴⁶.

Der Name der Judengasse hielt nun über mehrere Jahrhunderte nur noch eine Erinnerung wach. Inzwischen stand auch die 1458 begonnene neue spätgotische Stadtpfarrkirche mit ihrer Westwand an der ehemaligen Judengasse. Hätte ihre Vorgängerin bis an die Gasse gereicht, dann hätten sich in dieser keine Juden ansiedeln dürfen. Einen interessanten Beleg dazu findet man im 1429 begonnenen Salbuch der Stadtpfarrei über „des Ysenwangs Haus am Pfarrhof gelegen“ (also Haus Nr. 166), der von einem ungarischen Gulden die Pfenniggült an die Pfarrkirche zu reichen hatte, einen von anderer Hand geschriebenen späteren Zusatz: „Item den guldin hat man dem pfarrer im Spital übergeben für den guldin den er gehept hat auß des Unfrids haws das man zu der kirchen abgeprochen hat“⁴⁷. Es könnte das Haus auf der gegenüberliegenden Seite der Judengasse gemeint



Als um 1860 das Fronvesttor abgerissen wurde, hieß die Ludwigsstraße noch Judengasse

sein, das dem Kirchenbau weichen musste. Spätestens seit 1429 war die Judengasse also nicht mehr von Juden bewohnt, vorher aber stand zwischen Gasse und Kirche ein Haus.

Auffallend ist, dass der Name „Judengasse“ erst im 18. Jahrhundert schriftlich belegt ist: Erstmals auf dem Grundriss der Stadt von Alan Gerold 1787, dann auf dem Katasterplan von 1811, dann in der „Namenliste sämtlicher Haus- und Grundbesitzer der Gemeinde Landsberg“ vom Jahre 1846. Man vermied es offenbar, in Hausurkunden die Bezeichnung „Judengasse“ zu verwenden, sondern benutzte Formulierungen wie „in der Stat“ (1433: Haus Nr. 161), oder „hinter der Pfarrkirchen“ (1646: Haus Nr. 165). In der mündlichen Überlieferung hielt er sich aber offensichtlich bis ins 19. Jahrhundert, wo er „aktenkundig“ wurde. 1442 waren alle Juden aus Oberbayern, 1450 auch aus Niederbayern vertrieben worden, und bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, als Bayern Königreich wurde, durften Juden in Altbayern nicht ansässig werden.

Die Neugasse

Diese Gasse, seit 1900 Herzog-Ernst-Straße genannt, ist jünger als die Judengasse. Als man nämlich 1458 zum Bau der neuen Pfarrkirche schritt, wurde sie vielleicht unter Opferung eines Hauses durchgebrochen, um einen bequemen Zugang zum Friedhof beim Gotteshaus zu haben.

⁴² Avneri Zwi (Hg.): Germania Judaica, 2. Band: Von 1238 bis Mitte 14. Jahrhundert. S. 467. Tübingen 1968

⁴³ Salfeld, Siegmund: Das Martyrologium des Nürnberger Memorbuches, S. 182. Berlin, Simion 1898. Die Namen der diesem Pogrom in Landsberg zum Opfer Gefallenen sind in: Landsberger Geschichtsblätter, 97./98. Jahrgang 1998/1999 auf S. 112 verzeichnet

⁴⁴ Monumenta Boica Num. LXXIII, S. 262: Jura in Cives Diessenses. 1385

⁴⁵ wie oben Anm. 42, S. 467

⁴⁶ Dietrich, Dagmar: Die Kunstdenkmäler von Bayern, Neue Folge, Landsberg am Lech Band 1, S. 33

⁴⁷ Salbuch U.L. Frauen S. 5 Nr. 27

Zumindest gab es damals einen schmalen, 2 bis 3 Meter breiten Durchgang, der wohl im 16. Jahrhundert zur heutigen Breite erweitert wurde, wozu die Gebäude der Westseite in schmalerer Form neu errichtet wurden⁴⁸. Am nördlichen Ende der Straße stand links (an der Westseite) das Zunfthaus der Weber (179a) und gegenüber wahrscheinlich das „Pelzhaus“ der Kürschner, das ab 1678 zum Heustadel für die einquartierten Reiter genutzt wurde und auf dessen Speicherboden bei Überfüllung der Getreideschranne auch Korn gelagert werden konnte (Nr.179b). Das führte dazu, dass an der Gasse - abgesehen von den beiden Eckhäusern am Hauptplatze - keine Privathäuser standen und somit kein Bedarf an Beurkundungen bestand. Die Keller an der Westseite der Neugasse gehörten übrigens der Stadt und wurden v.a. an Bierbrauer als Lagerräume vermietet.

Der Name „Neugasse“ oder „Neue Gasse“ findet sich daher ausschließlich bei Urkunden über das Eckhaus 178 am Hauptplatz, und zwar erstmals in einem Briefprotokoll von 1626 mit der näheren Beschreibung „an der Neuen Gasse“, in der Kammerrechnung von 1636 als „Neu-Gasse“, 1637 (Briefprotokoll) „an die Neue Gasse stoßend“, gleichfalls im Ratsprotokoll von 1642, fol.23.

Die Lechgasse

Sie war die sich verjüngende Fortsetzung des Hauptplatzes nach Süden und begann, wie heutzutage die Hubert-von-Herkomer-Straße, bei Hausnummer 13 gegenüber der Einmündung der Salzgasse und verlief (verläuft), beim ehemaligen Kloster im Bogen nach Westen schwenkend, auf die Lechbrücke zu. Auch hier lässt sich der Name Lechgasse erst sehr spät belegen. Während die Häuser der Ostseite am Schlossberg als Ortsangabe meist „gelegen in der Stadt“⁴⁹, „am Hofberg“ (1598) oder „am Schloßberg“ (1652) führen⁵⁰, wählt man für die Häuser an der Südseite die Bezeichnung „am Lechthor“ (so 1378 für das abgerissene

Haus 103, 1655 für den Kratzerbräu), 1455 „bei dem Lechtörlin“ (für Haus 104)⁵¹, und sogar der weiter entfernte Päßtlebräu (Haus Nr. 79) wird 1659 als „Bräubehausung beim Lechthor“ bezeichnet⁵². Ebenso wie bei der Judengasse dargestellt, taucht der Name „Lechgasse“ schriftlich erst auf dem Katasterplan von 1811 und im Hausbesitzerverzeichnis von 1846 auf.

Die Hintere Schrannengasse

Sie verlief vom heutigen Flößerplatz bis zum Bachwirt und war wie die Schrannengasse (s.o.) nach dem städtischen Getreidespeicher benannt, dessen Rückseite (von der Innenstadt aus gesehen) sie berührte. Der Name erscheint vor dem 19. Jahrhundert auf keiner Archivalie, da die Gasse von städtischen Gebäuden gesäumt war: auf der Ostseite das Lechbad, die Weißgerberwalk und die Schranne, auf der Westseite die Wagnerhütte, der Kutschenstadel, ein Zwinger an der Stadtmauer und der Herzogsalzstadel (später Infanteriekaserne, heute Parkplatz beim Olympiokino). So erscheint der Name erst im Grundbuch von 1817, während auf dem Katasterplan von 1811 die Hintere Schrannengasse (ebenso auch die Schrannengasse) unbenannt bleibt. 1803 nämlich waren die Gebäude und Grundstücke der heutigen Hausnummern 130b, c und d aus städtischem Besitz an Private versteigert worden. Als 1883 an der Hintere Schrannengasse das Katholische Gesellenhaus errichtet wurde, benannte der Magistrat die Gasse nach dem „Vater der Gesellen“ Adolf Kolping (1813-1865) als Adolf-Kolping-Straße.

⁴⁸ wie Anm.46, Band 3, Seite 190

⁴⁹ erstmals um 1445 zu Haus Nr.14 im Salbuch ULF S.9,Nr.64

⁵⁰ StadtA LL, Urk.1055 v.11.12.1598; Schuldbrief v.10.9.1652

⁵¹ StadtA LL, Copialbuch der Stiftungsurkunden des Hl.Geistspitals Nr.6 v.24.3.1378; Briefprotokoll v.1655; Urk.254 v.16.4.1455

⁵² StadtA LL, Schuldbrief vom 16.8.1659



Lechgasse um 1890:

Neben dem Schulhaus Stark das 1938 zur Verbreiterung der Zufahrt zur Karolinenbrücke abgerissene Stadtfischerhaus

Gassennamen jenseits des Lechs

Die Heilige-Brunnen-Gasse

In einer Urkunde des Jahres 1374 wird ein Garten oberhalb des heiligen Brunnens erwähnt, ohne dass eine nähere Ortsangabe erfolgt⁵³. Doch bereits 1396 wird eine „heilige Brunnengasse enhalb Lechs“ genannt, also jenseits des Lechs⁵⁴. Zehn Jahre darauf stiftet ein Ulrich Greutter dem jeweiligen Pfarrer als Seelgerät seinen Garten, der „stößt auf die hl. Prunnengazzen und gat neben der landstrazz hinaus zu der haubtstatt“⁵⁵. Die „haubtstatt“ war der Hinrichtungsplatz für Enthauptungen, auch Kipfstatt oder Köpfstatt genannt, gelegen schräg gegenüber dem Katharinenkirchlein. Unter der Landstraße wäre die Katharinenstraße zu verstehen, so dass die „Heilige Brunnengasse“ etwa dem Verlauf der heutigen Museumsstraße entsprechen könnte. 1415 wird wieder ein Garten an der hl. Brunnengasse erwähnt, mit dem Zusatz auf der Außenseite der Urkunde: „liegt bei der Lachen zwischen St. Kathrein und des Hans Schmalholz Gärten“⁵⁶. Eine Lache ist ein kleines stehendes Gewässer⁵⁷; noch in den Karten des 19. Jahrhunderts ist ein Weiherbach verzeichnet, der parallel zur Katharinenstraße lechwärts floss und heutzutage wohl verdeckt verläuft. Auf eine Quelle in diesem Bereich könnte auch das Jesuiterwaschhaus (1678-1800, heute Museumstraße 5), neben der Katharinenkapelle hindeuten, zu dem auch ein Fischkalter gehörte. Dem Waschhaus gegenüber lag übrigens die oben erwähnte Kipfstatt⁵⁸. Letztmalig wird die Heilige-Brunnen-Gasse 1430 erwähnt, als die Töchter des Eysnen Wernher selig die Stiftung eines Gartens an die „Sundersiechen in dem Haus bei S. Katharinakapellen“ bestätigen⁵⁹.

Die Brunnengasse

Mehr als ein halbes Jahrhundert später taucht wieder die Bezeichnung „Brunnengasse“ in den städtischen Archivalien auf und wird von 1487 bis 1604 neunmal genannt, nun aber ohne den Zusatz „heilig“⁶⁰. Zunächst meint man, der Name der Gasse sei verkürzt worden, weil vielleicht ein einst dort existentes Brunnenheiligtum eingegangen und die Erinnerung daran verblasst sei, zumal auch alle die späteren Nennungen den Zusatz „yenhalb Lechs“ tragen. Doch die drei letzten Erwähnungen ab 1566 ergeben ein anderes Bild. In der Urkunde von 1566 wird ein Garten beschrieben „vor dem Lechthor in der Siechengassen, oben an die Pronnengassen und unten an die Siechengassen stoßend; ähnlich 1586 ein Garten vor dem Lechtor, „in der Siechengassen, neben der Siechen Anger, hinten auf die Brunnengassen stoßend; und schließlich letztmals 1604 ein Baumgarten vor dem Lechtor, „oben an die Brunnengasse, unten an der Siechen Garten stoßend“. Das Siechenhaus, errichtet für die Leprosen außerhalb der mittelalterlichen Stadt an der Landstraße nach Schwaben, stand auf dem Eckgrundstück Katharinenstraße/ Spöttinger Straße, heute Katharinenstraße Nr. 6. Am Siechenhaus begann die Siechengasse, die heutige Spöttinger Straße. Auf dem Katasterplan von 1811 wird die Spöttinger Straße als „Erste Siechen-Gasse“, die dazu parallel verlaufenden, von der Katharinenstraße nach Norden abweigenden Seitenstraßen (Bischof-Riegg- und Nikolaus-Mangold-Straße) als „2te“ und „3te Siechen-Gasse“ bezeichnet. Die Brunnengasse wäre also die heutige Bischof-Riegg-Straße. Die Eindeutigkeit dieser Zuordnung erklärt aber nicht den topographischen Bezug dieses Gassennamens.

Die Siechengasse

Sie wird erstmals 1436 in einer Urkunde erwähnt⁶¹, als der Bürger Ulrich von Ried für 20 rheinische Gulden seinen 1 Tagwerk großen Anger „an der Siechengassen“ mit einem Gulden Ewiggeld an den Metzgeraltar belastet. Die älteste Stiftungsurkunde für die „Siechen bei S. Kathrein“ ist aus dem Jahre 1382 erhalten⁶². Die Siechengasse führte - wie heute die Spöttinger Straße - bei Spötting auf die Rottstraße Venedig-Schongau-Augsburg und auf die damalige Salzstraße nach Memmingen. Der Anstieg der Siechengasse nach Spötting wird im Mittelalter als Staig, Gestaig oder Gasteig bezeichnet, erstmals 1403: „Unser Frauen Anger zu Spetingen unter der Staig und dem weg, da man nach Holzhausen fährt“⁶³.

Die Mühlgasse

Wir finden sie dreimal im 15. Jahrhundert erwähnt: 1404 bei Heinrich Kaufringers Garten „enhalb Lechs, oberhalb der Mülgassen“, 1411 ein Garten „enhalb Lechs an der Mülgassen gen Spettingen gelegen, letztmalig 1468 ein Krautgarten „yenhalb Lechs in der Mülgassen“⁶⁴. Es kann sich hier also keinesfalls um die Vordere oder Hintere Mühlgasse in der Altstadt handeln, auch nicht um den Mühlweg, der von der heutigen Breslauer Straße nach Westen abzweigt und früher geradewegs über den Bergkamm zur Singoldmühle führte.

Bei der Mühle, die der Gasse den Namen gab, handelt es sich um die herzogliche Mühle von Spötting, die erstmals im Herzogsurbar von 1280 erwähnt wird und sicher älter als die Stadt Landsberg ist⁶⁵. Noch 1454 hatte Herzog Albrecht an Ulrich, „unsern mühler zu Speting“ Erbrecht auf die Mühle gegeben⁶⁶. 1464 aber hatte die Stadt dem Müller die Mühle abgekauft und erhielt von Herzog Sigmund und seinen Brüdern als Eigentümer der Mühle auf ihre Bitte das Recht, gegen jährlich 4 Pfd. Münchner Pfennige Mühle und Hammer dort zu errichten⁶⁷. Mit dem Hammer war offensichtlich ein Papierhammer gemeint, wie er zum Zerstoßen der Lumpen dient und mit Wasserkraft betrieben wurde. Aus der Spöttinger Mühle wurde also eine Papiermühle und der bisherige Spöttinger Mühlbach wurde zum Papierbach.

Der Papierhammer stand kurz vor der Einmündung des Papierbaches in den Lech auf dem Gelände des Mutterturms, die Papiermühle selbst an Stelle des Verwaltungsgebäudes der Pflugfabrik.

Wo aber ist die Mühlgasse zu suchen? Sie stellte sicher die Verbindung von Spötting zur Spöttinger Mühle am Lech her und zweigte wohl vom erwähnten Gasteig zur Mühle ab.

⁵⁷ Schmeller, Bayerisches Wörterbuch 1432: „Die Lacken, Lachen, kleines stehendes Wasser, Lache“

⁵⁸ wie Anm. 46, Band 4, S. 287f

⁵⁹ StadtA LL, Urk. 189 vom 7.8.1430

⁶⁰ StadtA LL, Urk. 452 (14.3.1487), 505 (3.10.1496), 522 (13.12.1498), 527 (19.8.1499), 543 (14.3.1502), 686 (14.5.1541), 870 (12.11.1566), 988 (9.3.1586) und 1079 (16.1.1604)

⁶¹ StadtA LL, Urk. 200 vom 26.2.1436; weitere Nennungen: 1457, 1519, 1558, 1566, 1586

⁶² Näheres über das Leprosen- oder Siechenhaus siehe: Landsberger Geschichtsblätter 95./96. Jgg. 1996/97, S. 37-39

⁶³ StadtA LL, Urk. 117 vom 11.3.1403

⁶⁴ StadtA LL, Urk. 120 (vom 8.12.1404), Urk. 140 (vom 14.2.1411), Urk. 336 (vom 28.4.1468)

⁶⁵ „Item lantsperch et Spettingen duo Molendina solvunt xii. lb.“ (Zitiert nach Pankraz Fried, Die Anfänge der Stadt Landsberg am Lech. In: Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in München, 53 (1968)

⁶⁶ StadtA LL, Urk. 248 vom 6.5.1454

⁶⁷ StadtA LL, Urk. 313 vom 18.12.1464

⁵³ StadtA LL, Urk. 50 vom 11.11.1374

⁵⁴ StadtA LL, Urk. 90 vom 3.1.1396; Salbuch Unserer Lieben Frauen von 1429, Nr. 130

⁵⁵ StadtA LL, Urk. 126

⁵⁶ StadtA LL, Urk. 163; Salbuch ULF, Nr. 134

Die Kathringasse

1441 gibt Hanns Schmalholtz seinen Garten „enhalb Lechs, der an der Kathringassen gen Schongau werts“ lag, an St.Katharina zur österlichen Pfründbesserung der Sundersiechen⁶⁸. Zweifellos handelt es sich hier um die erste - und für Jahrhunderte einzige - Erwähnung der Katharinenstraße, die ansonsten einfach als Landstraße bezeichnet wurde.

Der Richter in Gasse

1556 zum einzigen Male aktenkundig gewordene Bezeichnung zur Lagebestimmung eines Krautgartens zwischen den Gärten der Metzger- und der Schuhmacherbruderschaft: „stößt oben auf der Richter in Gassen“. Der Anger „Auf der Richter in“ war die Bezeichnung der Flur zwischen der 2.Mühlgasse (oder Brunnengasse, heute Bischof-Riegg-Straße) und der Schotterterrasse, die von der Katharinenstraße durchschnitten wird. Der Richter in Gasse führte demnach auf die beiderseits gelegenen Änger „Auf der Richter in“, es war also die 3.Siechengasse (heutige Nikolaus-Mangold-Straße). Über die Herkunft des Flurnamens kann man nur spekulieren.

Das Kälbergäßchen

Im Grundbuch von 1817 (fol.280) wird das „Kälbergäßchen, zwischen der 2. Und 3.Siechengasse liegend“, genannt. Es könnte das Verbindungssträßchen zwischen Bischof-Riegg- und Nikolaus-Mangold-Straße sein, die heute als Rot-Kreuz-Straße bis zur Frieseneggerstraße weiterführt.

Die Augsburgur Gasse

Der Name findet sich auf einer Urkunde aus dem Jahre 1557, die den Tausch eines Krautgartens, „gelegten an der Augsburgur Gassen“ gegen einen Krautgarten „jenhalb Lechs gegen der Richter in“ dokumentiert. Ohne Zweifel ist hier der von der Sandauer Brücke nach Westen aufwärts führende Teil der Augsburgur Straße gemeint.

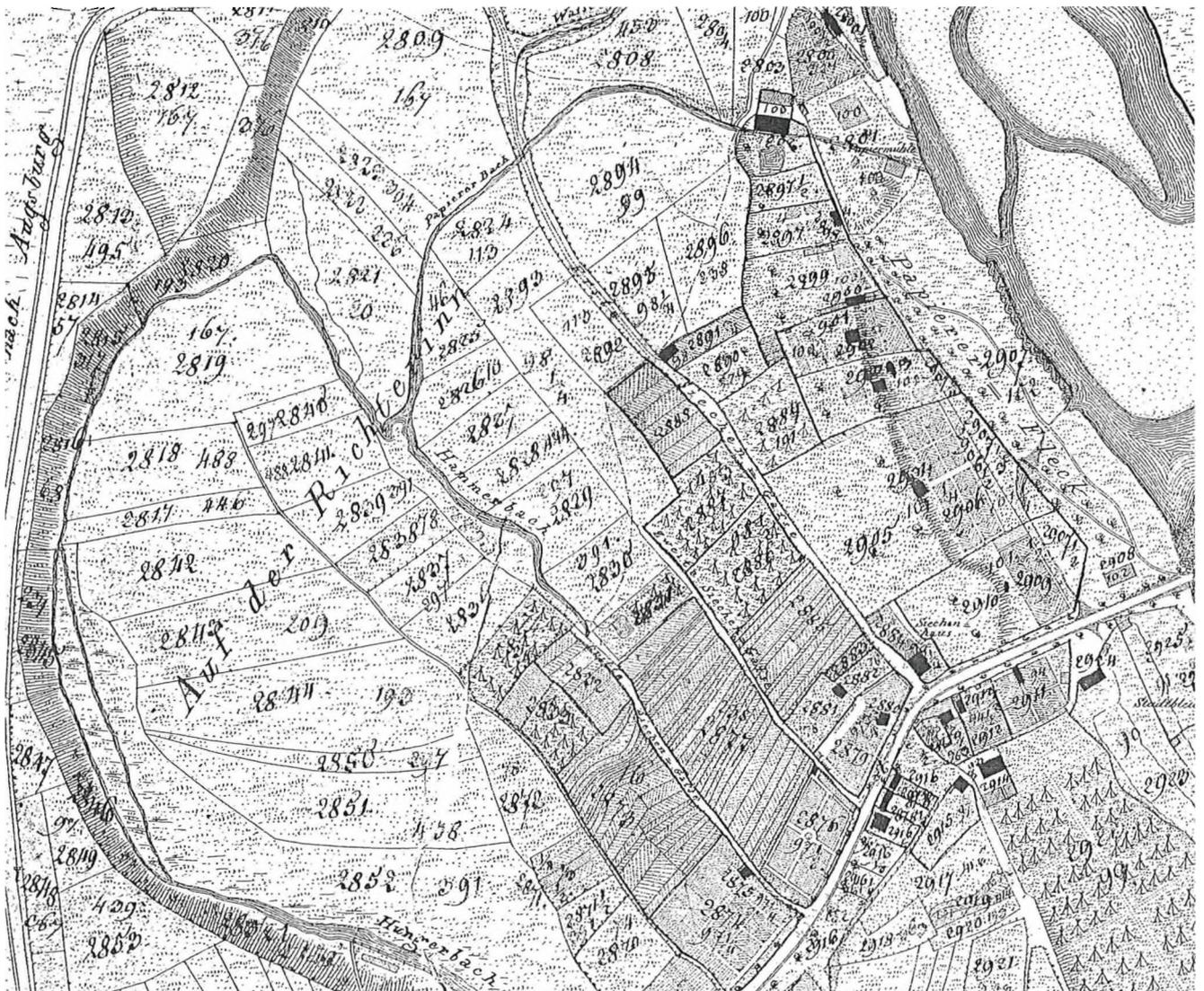
Die Schwaighofgasse

Der Name bezieht sich eindeutig auf die heutige Schweighofstraße. Bereits 1395 stößt ein „Egerdlin enhalb Lechs...unterhalb an die gazzn da man in den Swaighof vert“⁶⁹. 1696 wird die „Schwaighoffgasse“ im Ratsprotokoll erwähnt und 1701 wird der Verkauf eines im Schwaighof gelegenen Baumgartens dokumentiert, „so in der Schwaighofgasse der letzte ist“. Im Osten stieß der Baumgarten an den Lech, im Westen an die Schwaighofgasse, im Norden „an die Gemain oder Au“⁷⁰.

⁶⁸ StadtA LL, Urk.216 vom 11.11.1441

⁶⁹ StadtA LL, Urk.85 vom 8.3.1395

⁷⁰ StadtA LL, Ratsprotokoll 1696, fol.153'; Urk.1570 vom 16.11.1701



Katasterplan mit alten Gassenamen und Flurnamen „Auf der Richter in“

Wessobrunner Maurermeister des frühen 17. Jahrhunderts in Landsberg

von Klaus Münzer

Hans Rohrmanns 1999 erschienene Dissertation „Die Wessobrunner des 17. Jahrhunderts. Die Künstler und Handwerker unter besonderer Berücksichtigung der Familie Schmuzer“ regte dazu an, nach Wessobrunner Meistern des frühen 17. Jahrhunderts in Landsberg zu forschen bzw. bereits bekannte Ergebnisse zusammenzustellen.

Der erste in Landsberg nachweisbare Maurer aus Wessobrunn wird im 1. Sterbebuch im Archiv der Stadtpfarrei Mariä Himmelfahrt unterm 18. Juni 1608 verzeichnet. Über den namenlos Aufgeführten wird nur lapidar vermerkt: „ist zu thot gefallen“. Er starb also höchst wahrscheinlich bei Bauarbeiten als Opfer seines Berufes.

In den Archivalien des Landsberger Stadtarchivs lassen sich in den fünf Jahren von 1627 bis 1631, kurz bevor Landsberg in die kriegerischen Wirren des Dreißigjährigen Krieges geriet, fünf Wessobrunner Maurermeister namentlich nachweisen:

Georg Schmuzer (um 1575-1645)

Das Ratsprotokoll vom Jahre 1627 vermerkt unterm 14. Juli eine Beschwerde der hiesigen Maurer gegen einen fremden Meister aus Wessobrunn, weil dieser den Auftrag angenommen habe, die Spitalkirche einzuwölben. Die Beschwerdeführer bemerken dazu süffisant: „wie es Ime aber gangen, waist Ain Ersamer Rath woll“. Der Magistrat rechtfertigt sich: Was das Gewölbe anlange, so könnten die Landsberger Maurer eine solche Arbeit „mit Gips Werkh“ nicht machen. Außerdem sei dem fremden Maurermeister die Einwölbung mit Zutun des hiesigen Stadtprobstes und Maurermeisters Johann Seefelder angedingt worden. Dass es dabei zu einem unvorsehbaren Unglücksfall gekommen sei, dafür könne niemand und sei dem Stadtrat Leid genug.

Näheres über diesen Vorgang erfährt man aus der Geldrechnung des Landsberger Heilig-Geist-Spitals vom Jahre 1629: Mit Consens und Bewilligung eines Ehrsam Rates haben die Spitalpfleger den Maurermeister Georg Schmuzer verdingt, die Kirche zum Heiligen Geist zu renovieren. Als

aber Schmuzer die Trag- oder Gradsteine des alten Gewölbes herausgelöst habe, sei ein Drittel dessen eingefallen, so dass man das ganze Gewölbe abbrechen und von Neuem habe machen müssen. Die Spitalpfleger werden angewiesen, den Schaden des Gewölbeeinsturzes in Höhe von 144 Gulden 25 Kreuzern zu bezahlen. Es scheint, dass der Streit um die Kostenregulierung erst 1629 entschieden war.

Wer war dieser Georg Schmuzer? Nach dem „Lexikon der Wessobrunner“ kommt dafür nur „Jörg (Georg, Hans Georg), um 1575-1645, Maurer und Stukkator, Gaispoint“ in Frage¹. Von 1621 bis 1627 arbeitete Jörg Schmuzer an Kloster und Kirche in Polling, stückierte um 1628 in der Stadtpfarrkirche zu Weilheim und baute 1629-31 am Franziskanerkloster in Füssen. Zwischen diese bekannten und ihm zugewiesenen Arbeiten ist also die Einwölbung und Stukkierung der Landsberger Spitalkirche einzureihen. Die Stukkierung der Decke wird in einer Beschreibung der Spitalkirche durch den Spitalpfarrer Franz Xaver Schwaiger vom 1. Oktober 1776 bezeugt: „Die Decke ist von Gipsarbeit“². Der Stuck gehörte, wie der von Polling und Weilheim, zu den frühesten bezeugten Arbeiten der Wessobrunner Schule. Leider ging er durch den Abbruch der Spitalkirche nach dem Spitalbrand von 1874 verloren. Doch Jörg Schmuzers Stukkierungen in der Stadtpfarrkirche von Weilheim und in der Pollinger Klosterkirche, etwa zeitgleich mit seinem Landsberger Stuck entstanden, geben uns heute noch eine Vorstellung davon, wie der Stuck in der Spitalkirche aussah: „geometrischer Felderstück mit sauberen Eier-, Perl- und Blattstäben sowie Engeln in den Hauptfeldern“³.

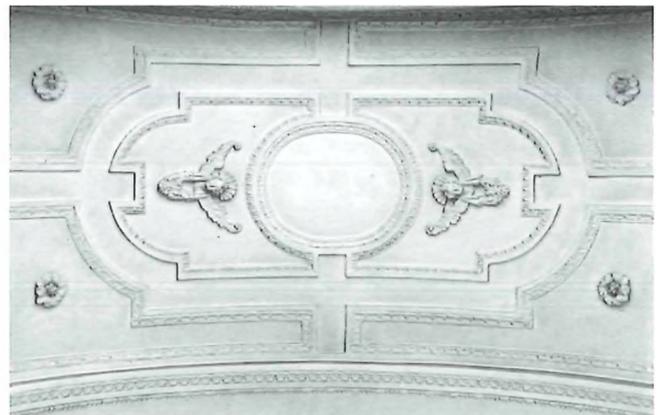
¹ Schnell, Hugo/ Uta Schedler: Lexikon der Wessobrunner Künstler und Handwerker, München-Zürich 1988, S.244-247

² Stadtarchiv Landsberg, Aufzeichnung J.J. Schobers aus dem Ordinariatsarchiv Augsburg, Kapitel Landsberg, tom. I (Der Augsburger Bestand des Ruralkapitels Landsberg während des 2. Weltkrieges verbrannt)

³ München und Oberbayern, Neubearbeitung durch Ernst Götz, München 1990, S.1263: (Kath. Stadtpfarrkirche Mariä Himmelfahrt Weilheim)



Stuck von Jörg Schmuzer in Polling (1727)



...und in Weilheim, Stadtpfarrkirche (1728)

Georg Praun (erwähnt 1621-1631)

Auch der zweite in Landsberg beschäftigte Wessobrunner Maurermeister, Georg Praun, muss sich mit Beschwerden der Landsberger Kollegen auseinandersetzen. Am 4. Mai 1628 verklagen sie beim Rat den Gastgeber Georg Sieß „unnd seinen Maurmeister Georgen Praunen von Wesssprunnen“, dass letzterer sich unterstanden habe, wider Handwerksbrauch und Gewohnheit ihnen in die Arbeit zu stehen, indem er dem Georg Sieß einen Keller ausgemauert habe⁴. Praun verteidigt sich:

1.) Er habe mit Bewilligung des Herrn Landrichters und des Herrn Bürgermeisters im Amt die Arbeit angenommen. (Der Landrichter Karl Egloff war als Bewohner von Haus 175, der ehemaligen Residenz Herzog Wolfgangs am Hauptplatz, der unmittelbare Nachbar von Georg Sieß, dessen Gastwirtschaft daneben in 176 war.)

2.) Sieß habe ihn selbst von Wessobrunn geholt, er habe sich also in die Arbeit nicht eingedrängt.

3.) Maurermeister Mattheiß Hueber sei offiziell der Meister gewesen, er unter diesem nur als sein Palier gearbeitet.

4.) Die Kerzenmeister der Zimmerer und Maurer, Faigele und Schnaderpeckh, hätten ihn ohne alle Ursache einen Dieb und Schelm geheißt. Deshalb bitte er um Wiederherstellung seiner Ehre und Erstattung der Unkosten für sich und seine Mitarbeiter.

Der Rat entscheidet nach Anhörung, die hiesigen Zimmerleute und Maurer hätten Praun voreilig beleidigt, weshalb die Injurien von Obrigkeit wegen aufgehoben, die beiden Kläger aber „zue verhafft geschafft“ worden seien.

Meister Praun hat wohl daraufhin seine Arbeit abgebrochen, denn der Landrichter lässt am 2. Juni durch seinen Diener Christoph den Georg Sieß verklagen, er solle den Wessobrunner Meister zurückholen, da durch den Abbruch des Kellerbaues sein, des Landrichters, Haus gefährdet sei. Sieß verteidigt sich, der Herr Landrichter habe selbst dem Maurermeister geschrieben und habe verhofft, er werde kommen. Der Rat verpflichtet daraufhin den Georg Sieß, den Georg Praun binnen dreier Tage zu seinem Bau zurückzuholen. Zum Nachdruck wird Sieß hierzu „fänglich angehalten“.

Bei dem Bau handelt es sich wohl um den „unter dem rückwärtigen Hausteil gelegene[n] breite[n] Gewölbekeller aus nachmittelalterlicher Zeit mit sehr flacher Stichkappentonne“⁵. Wieder einmal vertraute man einen komplizierten Gewölbebau keinem der ortsansässigen Maurermeister an, sondern berief unter Einschaltung der Obrigkeiten von Stadt und Landgericht einen erfahrenen Wessobrunner Meister.

Wer war aber Georg Praun?

Nach dem bereits oben angeführten „Lexikon der Wessobrunner“ wird Braun Georg (Praun) (1) „1621ff in der Wessobrunner Diener- und Handwerkerrechnung [...] neben Christoph Schmuzer als Maurer Maister bezeichnet“⁶. 1625 wurde Georg Praun zur Ausführung des Baues der Stadtpfarrkirche in Weilheim berufen, 1623-26 vollendete er die Servitenkirche in Innsbruck unter der Leitung von Giovanni Colletto; 1627-40 hatte er die Gesamtleitung bei der Ausführung des Baues der Innsbrucker Jesuitenkirche einschließlich der Stukkatur, an welcher auch Georg und Matthäus Schmuzer als Stukkatoren mitwirkten⁷. Der Landsberger Landrichter hatte also keinen Unbekannten zur Wölbung des Kellers in seinem Nachbarhaus vorgeschlagen.

Christoph Schmuzer (1597-1633)

In der Kastenrechnung des Heilig-Geist-Spitals von 1631 ist fol.9 zu lesen: „Den 5. Juny [1631] *Christoph Schmuzer Maurermeister zu Wessespronnen, Ime zu ainer bösserung, wegen des Neuen Paus beym Spital verehrt* worden 2 Mezen [Fesen]“. Über den Neubau des Spitals in den Jahren 1631/32 ist leider kein gesonderter Akt erhalten, wie er bei solchen großen Baumaßnahmen üblich war. Auch die Ratprotokolle dieser beiden Jahre haben die Schwedenzeit nicht überdauert. Wenn also auch die Kasten-(=Getreide-)Rechnung verloren gegangen wäre, wäre uns der Maurermeister des Spitalneubaues unbekannt geblieben. Die Sondervergütung von 2 Metzen Fesen (=Dinkel), die man dem Meister „verehrte“, spricht jedoch für die große Zufriedenheit der Spitalpfleger mit seiner Leistung.

Es erhebt sich nun die Frage: Könnte das 5-Säulen-Gewölbe im Untergeschoss des Spitals ein Werk des Christoph Schmuzer sein? Haben wir damit das einzige noch existente Werk eines frühen Wessobrunners in Landsberg vor uns?

Zunächst spricht die ausschließliche Erwähnung Schmuzers im Zusammenhang mit dem Spitalbau in der Kastenrechnung für diese Annahme.

Um weiter zu kommen, muss man sich zunächst mit einem Aktenfund befassen, der die Bauplanung des Spitals zum Inhalt hat⁸. Es beginnt mit einem Kostenvoranschlag des Stadtprobstes Johannes Seevelder vom 21. Juli 1629, der Maurerarbeit und Baumaterial mit 2536 fl 22kr veranschlagt. Darin ist enthalten das Untergeschoss (mit dem 5-Säulensaal): „das Erste gaden, so 72 schuech lang, 40 schuech braitt, unnd 15 schuech hoch, welches alles gewölbt mueß werden und ganz ausgepflesteret“. Laut diesem Voranschlag sollte auch das Obergeschoss

(„der ander gaden“) mit zwei Trennmauern ganz durchgewölbt werden, während der 3. und 4. Gaden nur mit 4 Trennmauern ohne Gewölbe geplant waren. Der Überschlag wird mit den Voranschlägen des Zimmermeisters Martin Faigele (340fl) und des Schlossers Lienhart Wager für Schlosser-, Kistler- und Glaserarbeit (282fl) dem Landesherrn übersandt. Dieser schickte seinen Hofmaurermeister Isaac Bader nach Landsberg, der ihm berichten sollte, „ob nit die Pauffell [=Baufälligkeiten] ohne abprechung des Gepeüs [=Gebäudes] zuwendten ..sein möchte“. Bader hatte aber „das Spital so woln am gepeü als dem fundament so lez [=schadhaft] und pauffellig befunden, das solche Pauffell ohne abtragung des gepeüs sich nit reparirn lassen“ und darüber dem Kurfürsten berichtet. Dieser befahl am 3. Oktober 1629 Bürgermeister und Rat der Stadt, „daß Ir nunmehr obbesagte Pauffelligkeit ohneingestelt wendten, jedoch solchen Pau mit gietter bedachtsambkheit dergesatalt angreifen sollet, daß der hierüber lauffende unkosten nit übel ausgelegt werde.“ Anfang 1630 bis zum März wurde das nötige Baumaterial herbeigeschafft und dann mit dem Abriss des alten Spitalgebäudes begonnen. Dann meldeten die beiden Spitalpfleger dem Kurfürsten, man habe „mit abprechung des halben thails beraith einen Anfang gemacht und festgestellt daß der untere halbe Teil noch schadhafter als der obere sei und deshalb das ganze Gebäude abgerissen werden müsse. Da aber bei Stadtkammer und Bürgerschaft zur Zeit großer Geldmangel herrsche, bitten sie den Landesherrn „zu fortsetzung dises uneinstölligen Nothpauß um eine Anleihe von 1500 Gulden. In seiner Antwort vom 11. Januar 1631 verweigert Herzog Maximilian eine solche Anleihe und lässt ihnen bedeuten, „darauf zu gedencchen, wie etwa dem Spital anderwerts mit ainem Anlehen geholfen werden mecht“ und zudem die Landsberger über Mittel verfügen müssten, da sie erst unlängst ein Gymnasium bauen wollten, „welchen uncossten Ir fieglischer aufs Spital wendten khindet“.

⁴ StadtA LL, RP 1628, f.15^{ff}

⁵ Dietrich, Dagmar: Die Kunstdenkmäler von Bayern, Neue Folge, Stadt Landsberg am Lech, Band 3, Deutscher Kunstverlag München Berlin 1996, S.171

⁶ wie Anm.1: S.63 ⁷ wie Anm.6

⁸ StadtA LL, alte Signatur: Kasten I Schubladen 20.Nro 10; jetzt: Karton 1620-30, Akt 38: Bau-Ueberschläge über den Bau gegen die Schloßergasse von Seite des heil:Geist Spital Landsberg, vom Jahre 1629



Blick in die Säulenhalle am Stadttheater mit der deutschlandweit beachteten Willi-Sitte-Ausstellung Juni-Juli 2001 (Erbauer wohl Christian Schmuzer 1631)

Die Geldsuche des Spitalpflegers und Bürgermeisters Wolfgang Reiter - der zugleich Hofmarksrichter des Klosters Wessobrunn war - war auch erfolgreich: Schon am 11. Februar 1631 empfängt er von seinem Bruder Michael Reiter, Wirt und Gerichtschreiber zu Wessobrunn, 800 Gulden „im Nannen Gottes für den H:Geist und Spital“⁹ und am 30. März nochmals 1000 Gulden, wie aus der Geldrechnung des Spitals für 1631 hervorgeht¹⁰. So verfügten die Pfleger nunmehr über genügend Mittel, den Bau fortzusetzen, allerdings verzichtete man aus Ersparnisgründen darauf, auch den zweiten Gaden einzuwölben¹¹.

Wir haben also mit dem „5-Säulen-Saal“ einen Neubau vom Jahre 1631 vor uns, und es ist naheliegend, dass der Wessobrunner Maurermeister Christoph Schmuzer vom Spitalpfleger und Bürgermeister Reiter, der ja zugleich Hofmarksrichter zu Wessobrunn war, zu dem anspruchsvollen Gewölbebau herangezogen wurde, zumal man ja schon 1627 und 1628 Wessobrunner Meister für Gewölbebauten nach Landsberg gerufen hatte.

Was weiß man sonst von Christoph Schmuzer? Er wurde 1597 als ältester Sohn von Jörg (Georg) Schmuzer in Gaispoint geboren, heiratete um 1620 die Elisabeth Resch und wird ab 1621 als „Maurer Maister“ in der Diener- und Handwerkerrechnung des Klosters Wessobrunn geführt. Ein älterer Christoph Schmuzer (1), Christophs Onkel, war 1631 bereits im hohen Alter von 70 Jahren, während der Neffe Christoph (2) zur Bauzeit auf ein Jahrzehnt Meistererfahrung zurückblicken konnte. Christoph Schmuzer starb am 8. April 1633 in Wessobrunn mit 138 Gemeindemitgliedern an der Pest¹². Der Neubau des Landsberger Heilig-Geist-Spitals wäre das bisher einzige bekannte größere Bauwerk, an dem Christoph Schmuzer gearbeitet und sich so bewährt hat, dass ihm über sein Honorar hinaus „wegen des Neuen Paus beym Spital“ eine Sondervergütung von 2 Metzen Korn „verehrt“ wurde.

Hans Sedlmair (erwähnt 1628-1633)

Am 5. Juli 1628 bittet „Hanns Sedlmair Maurmaister von Wessesprunnen“ mit seinen 4 Kindern namens Simon, Andre, Erhart und Maria um das Bürgerrecht in Landsberg. Da der „herr Landtrichter alhie, vorderist herr Praelat von Wessesprunnen für Ime Intercediern [=eintreten], auch die hieigen Maurer für Ime bitten“, wird Sedlmair vom Rat „in Ansehung der Intercessionen“ zwar noch nicht als Bürger, aber doch als Inwohner aufgenommen, mit der Versprechung, wenn „er sich fridtsamb und wol verhelst soll er inskunnfftig ein burgerrecht geniessen“¹³.

Hans Sedlmair war wohl Witwer, da er nur für sich und seine vier Kinder um Bürgerrecht bittet. Sein ältester Sohn Simon hatte wohl die Maurerlehre bereits hinter sich, denn bereits 1631 arbeitet Simon beim Decken des Kirchleins in Westerschondorf mit (s.u.!). Für den Bau dieses Kirchleins hatte sein Vater Hanns Sedlmair gemeinsam mit dem Zimmermeister Martin Faigele am 18. Dezember 1630 je einen Metzen Kern [=Dinkel] als Naturallohn erhalten¹⁴.

Im genannten Jahre 1630 Hans Sedlmair im Ratsprotokoll aktenkundig, als er im September mit Beistand Martin Faigeles gegen den Stadtprobst Johann Seefeldler klagt, „darummen Er Ime allerorthen, wider handdwerchs brauch für das liecht size, sowol in als usser der Statt, wie dann sunderlich erst zu Holzhausen gschechen“¹⁵. Auf deren 10 Tage später wiederholte Klage, dass der Stadtprobst „wider Ire habunde Sez unnd Articul die Peu annemme, unnd fiere“, wird dem Johann Seefeldler, der zwar Maurermeister war, aber zugleich als Ehhalte in städtischen Diensten stand, die Annahme privater Bauaufträge gänzlich abgeschafft¹⁶. (Dieser Seefeldler war es übrigens, der den Georg Schmuzer zur Neueinwölbung und Stuckierung der Spitalkirche 1627 von Wessobrunn nach Landsberg geholt hatte. Siehe oben!). Bemerkenswert ist übrigens, dass Hans Sedlmair auch hier, im September 1630, noch als „Inwohner“ bezeichnet wird. Eine Verleihung des Bürgerrechts lässt sich auch in den folgenden Jahren nicht finden.

¹³ StadtA LL; Ratsprotokoll de Anno 1628, fol.35

¹⁴ StadtA LL, Spital-Castenrechnung 1630, fol.10 (Die Geldrechnung des Spitals für 1630 ist nicht erhalten!)

¹⁵ StadtA LL, Ratsprotokoll de Anno 1630 (6.9.) fol.80

¹⁶ StadtA LL, Ratsprotokoll de Anno 1630 (16.9.) fol.83

⁹ Wie Anm.8, Nr.2 und 3

¹⁰ StadtA LL, Spital-Geldrechnung 1631, fol.31'

¹¹ Dagmar Dietrich, der die 2. Geldsendung noch nicht bekannt war, folgerete aus der Summe von nur 800fl, dass die Landsberger aus Geldmangel das Untergeschoss nicht neu- sondern nur umfassend repariert und umgebaut hätten (wie Anm.5, a.a.O., S.375)

¹² wie Anm.1, S.210: Stammtafel der Künstlerfamilie Schmuzer, und S.215 [Schmuzer] Christoph (2)

Hans Sedlmairs Name findet sich auch in den Kostenvorschlägen zum Neubau des Spitals vom Juli 1629. Auf Blatt 3: „Was des heilligen Geists oder Spittal alhie das Maurwerckh anlangt“ wird die Belohnung des Maurermeisters mit 44 Kreuzer von jeder Claffter oder 24 Kreuzer samt Essen und Trinken pro Tag veranschlagt. Die letzte Zeile des Überschlags lautet: „Wüderumb dem Sedlmair sambt dem Taglohn. Durchgestrichen ist hier aber. „desgleichen Essen und Trinken“. Ist ist also damit zu rechnen, dass Hans Sedlmair neben Christoph Schmuizer als zweiter (ehemaliger) Wessobrunner Maurermeister beim Bau des Spitals beteiligt war.

„Johann Sedlmayr“ lautet kurz ein Eintrag im Sterbebuch des Pfarrarchivs zum 1. September 1633. Keine Berufsangabe, aber es gab damals keinen anderen Hans Sedlmayr in Landsberg¹⁷. Während des Schwedeneinfalls sind die Eintragungen gerade im Sterbebuch sehr dürftig und z.T. auch lückenhaft.

Im „Lexikon der Wessobrunner“ werden die Sedlmayr (Sedlmaier, Södlmayer, Södtellmaier etc.) als Bauhandwerker und Schneider in Gaispoint und Haid bezeichnet. Unseren Hans Sedlmair findet man darin aber nicht, dagegen seinen Sohn Simon¹⁸.

Simon Sedlmayr

(erwähnt ab 1628, gestorben 1666)

Als ältester Sohn von Hans Sedlmair erwirbt er am 5. Juli 1627 das Inwohnerrecht in Landsberg und hilft 1631 6 Tage beim Decken des von seinem Vater im Vorjahr errichteten Kirchleins in der Schwaige Westerschondorf des Heilig-Geist-Spitals mit¹⁹.

Am 5. Mai 1638 hält „Simon Sedlmayr von Wessespronnen seines handtwercchs ain Maurer um Machung seiner Meisterstücke an, was ihm auch vom Rat bewilligt wird²⁰. Am 25. Januar 1639 wird vom Rat seine Heirat mit der Bürgerstochter Anna Sumperlerin ratifiziert und ihm für 20 Gulden das Bürgerrecht verliehen²¹. Seine Frau war wohl die hinterbliebene Tochter des Johann Sumberle, gestorben im Mai 1633, und der Elisabeth Sumperlerin, gestorben am 13.2.1628.

Bisher lässt sich ihm nur ein Bauwerk nachweisen: der Neubau des Mesnerhauses bei St. Benedikt in Sandau im Jahre 1662 offenbar noch weitgehend ein Holzbau. Beteiligt sind der Zimmermeister Bartholomä Faigele und der Maurermeister Simon Sedlmayer, Gesamtkosten 522 fl²². Mit diesem Bau wird Simon Sedlmayr auch in das „Lexikon der Wessobrunner“ aufgenommen. Allerdings wird hier sein Landsberger Bürgerrecht nicht erwähnt und hinter „Maurermeister aus W.“ ein Fragezeichen gesetzt²³. Simon Sedlmayr, Maurermeister, starb am 20.5.1666, seine Witwe Anna am 2.6.1666.

Archivalien:

Georg Schmuizer:

Ratsprotokoll 1627, fol.34: **Clag** *Beschwerde der Zümerleith unnd Maurer Alhie wider Ire frembte Handtwercchs genossen* ... beclagen sich Erstlich die Maurer, das Jungstlich *Ain Maister v: Wessespronnen* die Spitaler Khürchen, zue gwelben Angenommen, wie es Ime aber gangen, waist Ain Er: Rath woll... **Bschaydt**. ..sovil Erstlich das Spitaler gewelb Anlangt, ist Ain soliche Arbaith, mit *Gipß Werkh*, so sy nit machen künen, das ein unfirsechner Unglikhs fahl fürgangen, khan Niemandt dafür, ist Ainem Rath Laidt genueg, Zue dem ist diß Gwelb mit zuthuen Johann Sevelders Maurmaisters, hieigen Statt Brobsts, dem frembten Maurmaister Angedingt worden.

Spitals Lanndtsperg Gelt Rechnung Anno 1629, fol.42: Auf g: Consens und bewilligung aines Ersamen Raths, Ist die Khürchen zum H: Geist, zu renovieren und durch die Spitalpflieger *Georgen Schmuizer Maurmaister* verdingt worden. Allweilen aber Er Schmuizer von sich selbst die Trag: oder Gradstain herausgelest, und das Dritl der Khürchen eingefüllt, Also das hernach das ganze Gwölb abgeprochen: und von neuem gemacht werden müessen. Also ist deßwegen, was über solches Gwölb ergangen, dem Spitalpflieger halber uncosten zubezahlen aufgetragen worden ... 144 fl 25 kr.

Georg Praun:

Ratsprotokoll 1628, fol.15'ff: (4.5.1628) **Clag**. Ain Erber handtwercckh der Maurer und Zimmerleith Maister und gesellen alhie Clagen den Geörgen Siessen Gastgeben, unnd seinen *Maurmaister Georgen Praunen von Wessespronnen* darumben das der selb sich understanden wider handtwercchsbrauch unnd gewohnheith, Innen in die Arbaith steen und dem Geörgen Siesen ainen Kheller außgemauert, darauf Faigele unnd Schnaderpeckh Inne Praun zwar ainen redo schelmben gescholten, daran sy verhoffendtllich nit unrecht gethon, bitten Ime Praunen die Arbaith Abzeschaffen. **Andtwortt**. Georg Praun Erclert sich, es sey nit ohnn das Er dem Siessen gearbaith, sey mit bewilligung herrn Landtrichters [dieser war der unmittelbare Nachbar des Georg Sieß (Hs.N 176); der Landrichter wohnte in der ehem. Stadtresidenz von Herzog Wolfgang, Hauptplatz 175] unnd herrn Burgermaister Im Ampts beschechen, zu dem, so habe Ime der Sieß von Wessespronnen selbst geholt, hab sich in die Arbaith selbst nit eintrungen, hab Faigele unnd Schnaderpeckh Ime Praunen ohnne All gegebne ursach ainen Schelmb unnd dieb gescholten, bitt ergezligkheith seiner Ehren und Abtrag seines uncostens für sich unnd sein gesündt, zu dem so sey er nit Maister bey der Arbaith unnd Maister Matheiß Hueber alhie, unnd Er Praun sein Pallier, Also das Er Praun Inen dißfahls gar khainen eintrag gethon. **Beschaidt**. Ain Ersamer rath hat beeder Thail Clag unnd Andtworth angehört unnd vernommen, Allweilen sich dann befindet, das die allhieigen Zimmerleüth unnd Maurer zu fireilendt mit der Iniuri verfahren, daher so soll die Iniuri von obrigkheit wegen aufgehobt: die hieigen Maurer und Zimmerleith aber, welche zu der Iniuri geholffen, hiemit zue verhafft geschafft sein.

Fol.27f (2.6.1628) **Vortsetzung aines Paus. Clag**. Des herrn Landtrichters diener Christoph Clagt den Georgen Siessen als Principalen, wie auch Johann Jesewanger Gastgeb und David Mausiel Peckhen, alls des Siessen Porgen wegen seines Junckhern herrn Landtrichters bewusten Pau, welchen Siess mit seinem Kheller graben verursacht, Allweilen aber dieser Pau bishero nit zuwerckhgezogen, unnd grose gefahr zu gewarten, bitt Christoph den Siessen, unnd seine Porgen zuverhafft zulegen bis sy den Maurmaister von Wessespronnen stellen, der in der Arbaith vortfahre. **Andtwortt**. Georg Siess unnd Porgen ercleren sich, herr Landrichter hab dem

¹⁷ Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt Landsberg, Sterbebuch I, 1.9.1633; Wilhelm Neu aber fand in den Landsberger Briefprotokollen zwei Lehrbriefe Hans Sedlmairs Maurermeister in Wessobrunn: 1621 für Georg Benedikt, 1625 für Christoph Graf, beide aus Wessobrunn; 1636 stellt er in Landsberg einen Lehrbrief für seinen Sohn Simon aus (Lgbl 1972/73, S.94)

¹⁸ wie Anm. 1, S.284f

¹⁹ StadtA LL, Spital-Geldrechnung 1631, fol.80

²⁰ StadtA LL, Ratsprotokoll de Anno 1638 (5.5.) fol.27'

²¹ StadtA LL, Ratsprotokoll de Anno 1639 (25.1.) fol.12

²² Wilhelm Neu: Ein Hochaltar von Lorenz Luidl, in: Landsberger Geschichtsblätter 1976/77, S.143

²³ wie Anm. 1, S.285

Maurmaister selbst geschriben, haben verhofft er werde khummen. Siess well gern den Cossten darauf geen lassen, unnd ainen aigen Poten nach Wessespreunnen zum Maurmaister schickhen, damit der Pau vortgee. **Beschaidt.** Ain Ersamer rath last sowoll dem Siessen als seinen Porgen auftragen, werden sy den Maurmaister inner den negsten 3 tagen nit hieheer bringen, der mit dem Pau vortfahre und herr Landtrichter aller gefahr versichert werde, will man sy hirzu fenckhlich anhalten.

Christoph Schmuzer:

Heilig-Geist-Spital, Kastenrechnung 1631, fol.9: Den 5.Juny Christoph Schmuzer Maurermeister zue Wessespronnen, Ime zu ainer bösserung, wegen des Neuen Paus beym Spital verehrt worden 2 Mezen [Fesen]

Hans Sedlmair:

Ratsprotokoll 1628 (5.7.), fol.35: *Hanns Sedlmair Maurmaister von Wessespronnen* begert mit seine 4 habenden Khindern Namens Simon, Andre, Erhart, unnd Maria alhie burger zu werden, bitt Inne für ainen burger zuerkennen und gegen ainem Leidelichen Pfenning einkhomen zelassen, wie dann herr Landtrichter alhie vorderist herr Praelat von Wessespronnen für Ime Intercediern, auch die heigen Maurer für Ime bitten. Ain Ersamer rath will In Ansehung der Intercessionen den Sedlmair für einen Inwohner aufnehmen, und er sich fridsamb und wol verhelt soll er inskhunfftig ein burgerrecht geniessen.

Ratsprotokoll 1630 (6.9.) fol.80: Clag.. *Hanns Sedlmair Maurmaister unnd Inwohner* alhie, clagt den Hannsen Seevelder Stattbrobst unnd Maurmaistern alda, darummen Er Ime allerorthen, wider handwerchs brauch für das liecht size, sowol in als usser der Statt, wie dann sunderlich erst zu Holzhausen gschehen, bit umb gebirunde abschaffung...

Ratsprotokoll 1630 (16.9.) fol.83: *Hanns Sedlmair Maur-*

maister, mit beistand Martin Faigele Zimmermaisters clagt abermahlen den Johann Seevelder Maurmaister unnd Stattbrobst alhie, darummen das Er wider Ire habunde Sez unnd Articul die Peu annemme, unnd fiere, bit Ime solches abzuschaffen... Antwort. Stattbrobst ist in vernain, sagt Er hab khein Pau anngnommen, sunder allein seinem Schwager dem Sumpperer unterweisung geben...Bschaid. Aün Ersamer rath last dem Stattbrobst die Peü anzenemmen genzlich abschaffen...

Heilig-Geist-Spital, Kastenrechnung 1630, f.10: Den 18.Decembris Marthin Faigele Zimmermaister allhie, wegen des *Khürchlen zue Wester Schondorff* 1 Mezen Khern. Dito gleichfals *Hannsen Sedlmayr Maurmaistern*, auch wegen berierts *Khirchlens* 1 Mezen Khern.

Simon Sedlmayr:

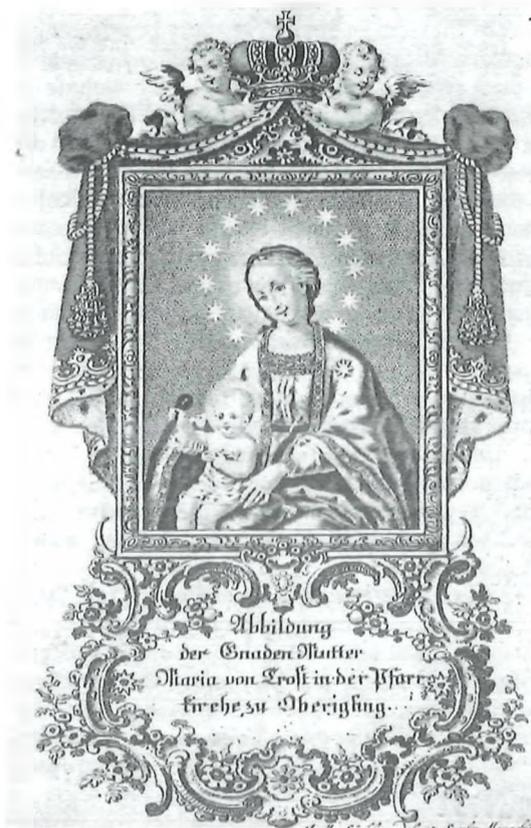
Spital-Geldrechnung 1631, f.80: *Simon Sedlmair; Maurer*, arbeitet 6 Tage in Westerschondorf beim Decken des Kirchlens mit

Ratsprotokoll 1638, f.27' (5.5.1638): Maisterstuckh. *Simon Sedlmayr von Wessespronnen seines handtwerchs ain Maurer* haltet an umb machung seiner Maisterstuckh, so Ime bewilligt worden.

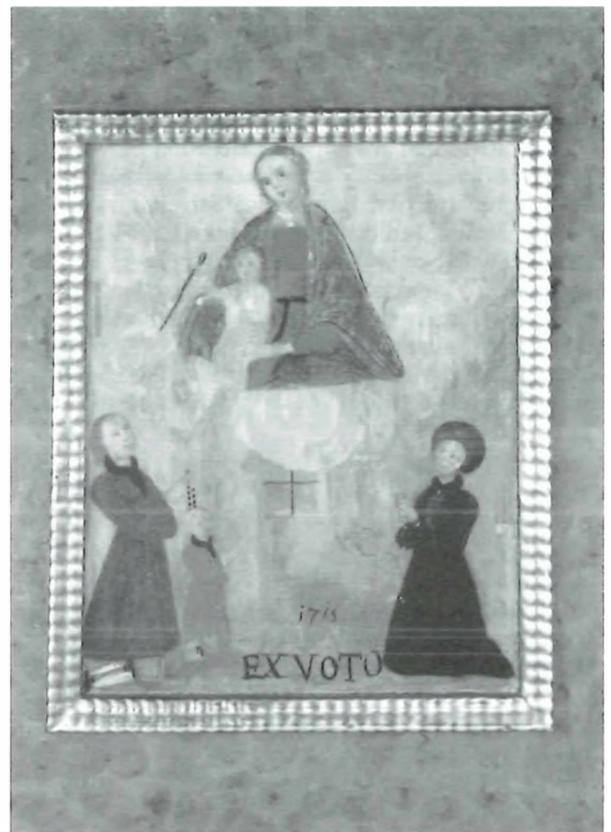
Ratsprotokoll 1639, f.12: (25.1.1639) Symon Sedlmayr von Wessespronnen seines Handtwerckhs ein Maurer, welcher sich zue Anna Sumperlerin burgerstochter alhie auf ratification eines Ers: Raths verheurat, so auch ratificiert unnd zue einem burger aufgenommen worden, unnd solle burgerrecht gelt bezahlen 20 fl und in die Kriegs Cassa 2fl.

Kirchenrechnung St.Benedikt Sandau 1662: Neubau des Mesnerhauses erwähnt; offenbar noch ein Holzbau: beteiligt der Zimmermeister Bartholomä Faigele und der *Maurermeister Simon Sedlmayer*. Gesamtkosten 522 fl (Wilhelm Neu in: Lgbl.1976/77, S.143)

[Simon Sedlmayr, Maurermeister starb am 20.5.1666, seine Witwe Anna am 2.6.1666]



Maria-Trost-Bild in Oberigling. Kupferstich von Johann Michael Söckler; München



Votivbild zu Maria vom Trost mit betendem Paar und Kind, 1715, Pfarrkirche Oberigling

Die Erzbruderschaft Maria vom Trost oder des schwarzledernen Gürtels der Heiligen Mutter Monika, des Hl. Vaters Augustinus und des Heiligen Nikolaus von Tolentino in Oberigling

Werner Fees-Buchecker; Igling

Die Pfarrkirche in Oberigling, den Apostelfürsten Peter und Paul geweiht, ist seit 1701 Sitz einer sogenannten Gürtelbruderschaft¹, einer Erzbruderschaft unter dem kanonischen Titel² Maria vom Trost oder des schwarzledernen Gürtels der Heiligen Mutter Monika, des Hl. Vaters Augustinus und des Heiligen Nikolaus von Tolentino.

Im Vergleich zu Rosenkranz-, Armen-Seelen-, Sebastiansbruderschaften und vielen weiteren gehören die Gürtelbruderschaften Maria vom Trost zu den selteneren dieser Gebetsvereinigungen. Im Gebiet des ganzen heutigen Bayern gab es solche Bruderschaften in der Barockzeit in "nur" rund 32 Pfarreien³. Ihr heutzutage noch kleinerer Bekanntheitsgrad und die geringe Beachtung in der Literatur könnte den Grund auch in dem umständlichen vollen barocken Titel haben sowie in der vorschnellen Ablehnung des Gürtels, den auch heute noch viele Iglinger daheim aufbewahren, als Amulett und Aberglauben. Somit stellt die Oberiglinger Bruderschaft eine Besonderheit in der religiösen Landschaft dar. Bekannt ist noch die gleichnamige Erzbruderschaft in Gabelbach bei Zusmarshausen, die einzige weitere im Landkreis Landsberg in Scheuring ist eingegangen.

Die Bruderschaften Maria vom Trost

Bei den Maria-Trost-Erzbruderschaften⁴ handelt es sich um marianische Bruderschaften, die in engem Zusammenhang mit dem Augustiner-Eremitenorden stehen und als Bruderschaftsbild alle eine Devotionalkopie in ähnlicher Form nach dem Maria-Trost-Bild in der Augusterkirche S. Giacomo in Bologna verehren. An dieser Kirche entstand die Erzbruderschaft als "Archiconfraternitas S. Cinturae BMV Matris de Consolatione" 1575 durch einen Zusammenschluß zweier schon bestehender Bruderschaften durch ein Breve Papst Gregor XIII. Die ältere, die "Bruderschaft vom Gürtel" wurde 1439 für Gläubige beiderlei Geschlechts unter dem Namen "Confraternitas Cincuratorum et Cinturatarum S. Augustini et S. Monicæ gegründet". Eine Legende verbindet den Gürtel, den diese Bruderschaft verehrte und der eigentlich der Ledergürtel des Ordenshabits der Augustinereremiten ist, mit einer Gürtelspende Marias. Die Mutter Gottes soll der hl. Monika, der Mutter des Kirchen-

lehrers Augustinus erschienen sein, die über den damaligen weltlichen Lebenswandel ihres Sohnes betrübt war und ihr einen Gürtel von ihrem Gewand als Trost- und Hoffnungszeichen gereicht haben. In der selben Kirche entstand 1495 als zweite Vorläuferin der Erzbruderschaft von 1575 auch eine Bruderschaft zu Ehren Mariens der Mutter des Trostes. Das von dieser verehrte Bild, wohl aus der Schule des Bologneser Malers Francesca Francia⁵, zeigt eine sitzende Muttergottesfigur in der Art italienischer Frührenaissance-Madonnen (wie z.B. von Raffael oder G. Bellini). Das Christuskind hält den schwarzen Ledergürtel in der Hand und das Gewand der Maria wird von einem ebensolchen zusammengehalten.

Ähnlich wie andere bekannte Marienbildtypen, z.B. Maria-Hilf, die Altöttinger Madonna, oder die Einsiedler Muttergottes war auch das Maria-Trost-Bild, die "Madonna della Cintura von Tamaroccio"⁶, in vielen Devotionalkopien in Europa verbreitet, wahrscheinlich meistens in Zusammenhang mit einer Maria-Trost-Bruderschaft. Bruderschaftspatrone waren die hl. Monika und ihr Sohn der hl. Augustinus, die durch die Gürtellegende mit der Bruderschaft in Zusammenhang stehen. Später folgte noch der hl. Nikolaus von Tolentino, ein Heiliger des Augustiner-Eremiten-Ordens. Dieser war als großer Wundertäter und Patron der Armen Seelen einer der am meisten verehrten Heiligen Europas im 17. u. 18. Jhd.

Zweck der Erzbruderschaft, die gleichermassen Frauen wie Männern offenstand, war die Verehrung der Muttergottes, besonders Maria vom Trost, bestimmte Gebetsübungen (zum Beispiel täglich 13 Vaterunser und 13 Ave-Maria und ein Salve-Regina), sowie die Teilnahme an Gottesdiensten und feierlichen Prozessionen in der Bruderschaftskirche. Für diese Pflichten sollten die Mitglieder eine große Anzahl reicher Ablässe⁷ erhalten, die auch Verstorbenen gewidmet werden konnten und sie wurden nach ihrem Tode in das Totengedenken der Bruderschaft miteinbezogen. Ein Hauptmotiv der Maria-Trost-Bruderschaften scheint die Fürbitte für die Verstorbenen, für die Armen Seelen, und die Verkürzung der zeitlichen Sündenstrafen im Fegefeuer durch Gewinnung von vielen Ablässen gewesen zu sein. Dies zeigt auch die Person des Nikolaus von Tolentino und sehr viele

¹ Knappe Hinweise zur Bruderschaft Maria Trost bietet die ortsgeschichtliche Literatur: Pfarrer Innozenz Wolfmüller, Kurze Darstellung des Ruralkapitels Schwabmenching nach seiner altherthümlichen und neuern Verfassung im Bisthum Augsburg, 1ter Band, 1829, (unveröff. Manuskript im Pfarrarchiv Unterigling), S. 319 u. 328; Pfarrer Josef Tauscher, Ortsgeschichte von Oberigling, (unveröff. Typoskript im Pfarrarchiv Oberigling), 1935, S. 24-28; Schröder, A., Igling, in: Steichele-Schröder, Das Bistum Augsburg. Historisch und statistisch beschrieben, Bd. VIII, Augsburg, 1917, S. 305; Hagenbusch, August: Gemeinde Oberigling, in: Kreisheimatbuch, 1. u. 2. Aufl., Landsberg, 1966 u. 1980, S. 541 bzw. 604; Archivalien, v.a. Bruderschaftsmitgliedsbücher, u.ä., im Pfarrarchiv Oberigling

² Die Bruderschaft taucht unter vielfältigen Namen auf, wie Bruderschaft S. Monicæ, (schwarze) Gürtelbruderschaft, Erzbruderschaft des schwarzen Gürtels, des (schwarz)ledernen Gürtels (der Heiligen Mutter Monika und des Vaters Augustin); auf lateinisch: Archiconfraternitas B.V. Maria de Consolatione od. Archiconfraternitas S. Matris Monica; 1706: Congregatio Mariae v. Trost

³ Krettnner, Josef, Erster Katalog von Bruderschaften in Bayern, München 190 (Veröffentlichungen zur Volkskund und Kulturgeschichte 6) S. 145

⁴ Heim, Pater Matthäus, Maria vom Trost, Würzburg 1954; Sperber, Helmut, Unsere Liebe Frau. 800 Jahre Madonnenbild und Marienverehrung zwischen Lech und Salzach, Regensburg 1980, S. 44-47; Zumkeller, A., Trost. [Die Maria-Trost-Bruderschaft], in: Marienlexikon, Bd. 6, St. Ottilien, 1994, 477-479; Moiss, Msgr. Jakob, Notizen zu Geschichte und Sinn der "Gürtel-Bruderschaft Maria vom Troste" und der heiligen Monika", unveröffentl. Typoskript, Pfarramt Rottenbuch

⁵ Francesco Francia (1448 bis 1517) war der bedeutendste Maler der Bologneser Schule; vgl. seine Madonna im Rosenhag in der Alten Pinakothek, München; s. Thieme-Becker, Bd. XII, S. 319

⁶ So Sperber, Unsere Liebe Frau, S. 44, ohne Erklärung des Beinamens "von Tamaroccio"

⁷ Vgl. Löcherer, Joseph, Inbegriff der Ablässe welche der Gürtelbruderschaft der seligsten Jungfrau Maria von Trost [...] verliehen sind, Augsburg 1856

Arme-Seelen-Darstellungen verschiedenster Maria-Trost-Bruderschaften mit dem Gürtel oder dem Gnadenbild⁸. Als äußeres Zeichen erhielten die Mitglieder bei der Einschreibung einen geweihten schwarzen Ledergürtel, der immer unter dem Gewand um die Lenden getragen werden sollte und einen Rosenkranz in Form einer schlichten offenen Fingerschnur mit 13 Perlen für die Gebetsübungen⁹.

Die Maria-Trost-Bruderschaften waren vor allem an den Klöstern und den Gymnasien des Augustinereremitenordens verbreitet. Sie konnten aber auch seit 1605 nach einer Erlaubnis Papst Paul V. durch den General-Prior des Augustiner-Eremiten-Ordens in Rom in allen anderen Kirchen errichtet werden, wie auch die Augustinerkonventualen teilweise die augustiniisch geprägte Maria-Trost-Verehrung pflegten.

Eine Erzbruderschaft kann andere Bruderschaften gründen und sich angliedern. Die Erzbruderschaft an der Münchner Augustinerkirche trat 1614 ins Leben, nachdem schon im Jahr 1600 ein Gnadenbild aufgestellt wurde¹⁰. Von den ca. 32 im heutigen Bayern bekannten Maria-Trost-Bruderschaften, waren nach der Pfründestatistik im Jahr 1906 in der Diözese Augsburg neun aktiv¹¹. Die Erzbruderschaft Maria vom Trost in Gabelbach bei Zusmarshausen (Lkr. Augsburg)¹² erbaute die Pfarrkirche St. Martin als eine großräumig dimensionierte, prächtige Bruderschaftskirche. Weitere bayerische Maria-Trost-Bruderschaften existierten z.B. in Scheuring im Landkreis Landsberg, in Lauingen, in Törwang am Samerberg und in Attaching bei Freising. In Tirol gab es solche Bruderschaften z.B. in Rattenberg im Inntal und in Nesselwängle im Tannheimer Tal.

Erwähnt sei noch, daß eine Reihe von Gnaden- und Wallfahrtsbildern mit dem marianischen Ehrentitel Maria Trost oder Mutter des Trostes existieren, die nicht auf das Maria-Trost-Bild in Bologna zurückgehen und nicht in Zusammenhang mit einer gleichnamigen Bruderschaft stehen, so das Bild in Maria Trost bei Nesselwang oder die Madonna in der Muttergotteskapelle in Haunstetten bei Augsburg.

Die Erzbruderschaft in Oberigling

Die Maria-Trost-Erz-Bruderschaft wurde in Oberigling unter dem Rottenbacher Stiftpropst Patritius Oswald und dem Iglinger Pfarrvikar Pater Guarinus [= Quirin] Wigerle (od. Wigerlin)¹³ 1701 eingeführt, einem Chorherrn des Augustiner Chorherrenstiftes Rottenbuch, dem die Pfarrei Oberigling bis 1709 inkorporiert war. Dann tauschte das Stift die Pfarrei Oberigling gegen die Pfarrei Osterzell mit

dem Bischof von Augsburg, dem seither das Patronat der Pfarrei in Oberigling unterstand und der die Pfarrei an Weltgeistliche vergab. Der hauptsächliche, tatkräftige Förderer der Entstehung der Bruderschaft, "erster Motor" wie ihn das Sterbebuch der Pfarrmatrikeln nennt, war aber wohl der Hofmarksherr Joseph Ignatz Freiherr von Donnersberg¹⁴.

Eine heute leider nicht mehr auffindbare Bestätigungsurkunde, die früher nach mehreren Quellen im Chor der Kirche hing, datiert die Errichtung auf den 22. Februar 1701¹⁵. Der Band I des Bruderschaftsmitgliedbuches nennt aber als Tag der Errichtung den 21. August selben Jahres¹⁶. Vielleicht sollte die feierliche Einführung der neuen Bruderschaft in der Kirche am Titularfest (immer am Sonntag nach dem Tag des Heiligen Augustinus, am 28. August) stattfinden und man wartete mit den Vorbereitungen, wie der Wahl der Bruderschaftsvorsteher, der Anlage der Bruderschaftsbücher und der Aufnahme der Mitglieder bis kurz vor dem Fest. So erlebte wohl der fromme Hofmarksherr Joseph Ignaz von Donnersberg die tatsächliche Einführung der Bruderschaft nicht mehr. Er starb am 9. Juli 1701. Der erste Eintrag im Bruderschaftsbuch nennt dann seinen Bruder als Nachfolger "Der Hoch Unnd Wolgebohrne Herr Herr Albrecht Sigmund Freyherr Von Donnersberg, Auf Ober: unnd March" sowie die Witwe von Joseph Ignatz "Die Hoch Unnd Wohlgebohrne Frau Frau Maria Anna Freyfrau von DonnersPerg, gebohrne von Berndorff"¹⁷. Bis die Freiherren von Donnersberg als Hofmarksbesitzer 1829 abgezogen, werden sie dann als "Schutzherren" in den Bruderschaftsakten geführt.

Ob die Einführung einer Maria-Trost-Bruderschaft ursächlich mit dem Besitzer der Pfarrei, dem Augustiner-Chorherrenstift Rottenbuch zusammenhängt, wie die ältere ortsgeschichtliche Literatur vermutet, kann nicht gesagt werden. Dort wurde die gleichnamige Bruderschaft nämlich erst 1737 eingeführt und das dortige Maria-Trost-Bild ist eine Kopie von 1717 nach dem Oberiglinger Gemälde¹⁸. Die Maria-Trost-Bruderschaften waren ja vor allem mit dem Augustiner-Eremiten-Orden verbunden und auch die Iglinger Pfarrer wenden sich als Autorität in Bruderschaftsfragen an das Münchner Kloster der Augustinereremiten, wie auch die Statuten der Oberiglinger Bruderschaft dieselben wie die der beim Münchner Augustinerkloster waren¹⁹. Könnte

¹⁴ Pfarrmatrikel Oberigling, Bd. 2, S. 238: "Dominus D. Josephus Ignatius de Donnersperg, [...] singularis cultor Bma. Virginis, et primus motor archiconfraternitatis S. Matris Monica"; auch eine Aufstellung über die Bruderschaften im Landgericht 1769 nennt Joseph Ignaz als Gründer, s. Münzer, Klaus, Bruderschaften im Bereich des Landgerichtes Landsberg nach amtlicher Erhebung auf kurfürstlichen Befehle im Jahre 1769 (unveröff. Typoskript) (wertet eine Aufstellung im Hauptstaatsarchiv München, GL Fasz. 2015, aus); die Donnersbergische Familienchronik unter dem Titel, Lebenserinnerungen des Franz Freiherr von Donnersperg [...] (Neuveröffentlichung durch August Hagenbusch), Typoskript (in mehreren Kopien verbreitet, z.B. Gemeindearchiv Igling), S. 16, spricht von Mitwirkung.

¹⁵ Wolfmüller, kurze Darstellung S. 319: "Die schwarze Gürtelbruderschaft Maria von Trost wurde in dieser Kirche laut einer im Kor aufgehängenen Urkunde im J[ahr] 1701 den 22. Horn.[Hornung = Februar] unter dem rottenbuchischem Pfarrer Guarin Wigerle aufgerichtet"; das selbe Datum auch in der Aufstellung im BayHStA, s. Münzer, Bruderschaften. In einem Schreiben vom 1.10.1827 an die Diözese schreibt Pfarrer Kolhofer: "Die Authentik dieser Bruderschaft ist in der Pfarrkirche im Chor auf der linken Seite aufgehängt." (Pfarrarchiv Igling);

¹⁶ Titelblatt: "CATALOGUS/ VIRORUM, QUINOMINA SUA/ DEDERUNT/ ARCHICONFRATERNITATI/ B. V. MARIAE/ DE CONSOLATIONE ERE/ CTAE/ IN/ OBERIGLINGEN/ ANNO MDCCL/ DIE XXI/ AUGUSTI." [Der CATALOGUS MULIERUM folgt im zweiten Teil des Bandes]; Pfarrarchiv Igling; Der zweite Band trägt den Titel: SEQUITUR/ LIBER ET CATALOGUS/ Ildus/ FRATRUM ET SORORUM/ CINCTURATORUM/ DE ANNO MDCCLXXII/ DIE XXX AUGUSTI

¹⁷ Bruderschaftsbuch, Bd. 1, fol. 4

¹⁸ Mois, Notizen, S. 2f;

⁸ Vgl. z. B. das Deckengemälde und das Bruderschaftsbild in Gabelbach; Abb. in: Pötzl, Walter, (Hrsg.) Kirchengeschichte und Volksfrömmigkeit, Augsburg 1994; (Der Landkreis Augsburg, Bd. 5), S. 233f.; in Oberigling reicht der Hl. Nikolaus v. Tolentino den Gürtel Armen Seelen und das Papiersiegel der Bruderschaft zeigt unter den Patronen ebenfalls die Armen Seelen im Fegefeuer;

⁹ Zu dem 13er-Rosenkranz am Beispiel der Gabelbacher Maria-Trost-Bruderschaft vgl. Anni Hartmann, Der Rosenkranz als frommes Brauchgerät und Heilmittel des Volkes, in: Pötzl, Walter, (Hrsg.), Kirchengeschichte und Volksfrömmigkeit (Der Landkreis Augsburg, Bd. 5), Augsburg 1994, S. 269 u. 274

¹⁰ Sperber, Unsere Liebe Frau, S. 44; Mois, Notizen, S. 2

¹¹ Lt. Schreiben der bischöfl. Finanzkammer Augsburg an das Pfarramt Igling, das folgendes Buch auswertete: Hopp, Jakob, Pfründestatistik der Diözese Augsburg, Augsburg 1906; im selben Schreiben wurden im Bistum Augsburg die Bruderschaften in Aichen (Dekanat Krumbach) und Übersfeld (Dekanat Rain), (allerdings ohne die ebenfalls noch bestehende in Gabelbach) als noch lebendig bezeichnet.

¹² Zu der Erzbruderschaft in Gabelbach s. Pötzl, Walter, In der religiösen Gemeinschaft der Bruderschaften, in: ders. (Hrsg.), Kirchengeschichte und Volksfrömmigkeit (Der Landkreis Augsburg, Bd. 5), Augsburg 1994, S. 225-245, bes. S. 233f. u.ö. und Kirchenführer St. Martin in Gabelbach

¹³ Geb. 1661 in Mindelheim; gest. 1730; Vikar in Igling von 1693 bis 1709; vgl. Schmid, Franz. X., Aus der Klostergeschichte von Rottenbuch, in: LG 4, 1905, S. 57; Mois, Notizen, S. 2; Tauscher, Ortsgeschichte, S. 8

die Einführung einer Maria-Trost-Bruderschaft, gerade auch bei den guten Kontakten der Freiherren von Donnersberg zum Kurfürstenhof nicht von München aus erfolgt sein? Auf der anderen Seite sprach diese Bruderschaft mit den vielfältigen Bezügen zum Ordensheiligen Augustinus und seiner Mutter Monika auch besonders die Augustiner-Chorherren an, so dass das Motiv der Bruderschaftserrichtung auch eine private Verehrung des Maria-Trost-Bildes durch den Augustiner-Chorherren Pfarrvikar Wigerle sein konnte, der das Bild nach einer Rottenbacher Überlieferung angeblich auf seine Kosten malen ließ²⁰.

In den Oberiglinger Archivalien fand sich keine Satzung der Bruderschaft. Die Aufstellung von 1769 im Hauptstaatsarchiv München vermerkt: "Statuten sind denen der Erzbruderschaft bei denen Patres Augustinern in München gleich"²¹. Die Aufnahmeformeln verpflichteten die Mitglieder zu dem täglichen Gebet von je 13 Vaterunser und Ave-Maria, sowie einem Salve Regina (oder wenn dieses unbekannt war, noch 5 Ave-Maria) "für den Wohlstand Ihrer päpstlichen Heiligkeit und der heiligen katholischen Kirchen"²². Für ein zusätzliches Gebet von je 5 Vaterunser und Ave-Maria "umb die Erhöhung der Heiligen Katholischen Kirchen und Ausrottung der Ketzereyen"²³ erhielten die Mitglieder nochmals reiche Ablässe.

Das Bruderschaftsbild war auf einem Kupferstich des Münchner Stechers Johann Michael Söckler²⁴ verbreitet, der das Gnadenbild wahrscheinlich im Zustand vor der Neugestaltung 1774 zeigt. Die Kupferdruckplatte war im Besitz der Bruderschaft und wird heute noch im Pfarrhof aufbewahrt. Schon bald nach der Gründung erhielt die Oberiglinger

Sozietät einen unwahrscheinlich großen Zulauf, so dass der erste Band des Mitgliedsbuches in nur 23 Jahren die Anzahl von 20175 Sodalen ausweist. Ein Grund für diesen überaus großen Erfolg der Bruderschaft lag wohl im kurz nach der Gründung ausgebrochenen spanischen Erbfolgekrieg, in dem ja der Kurfürst Max-Emmanuel sein Land verlor und Bayern bis 1715 von den Österreichern besetzt war. Hier versprach wohl ein Maria-Trost-Bild den verängstigten Menschen besonders Hilfe und Trost, im Bezug zur Anrufung "Maria Trost der Betrübten" in der laurentianischen Litanei. Ein weiterer großer Anziehungspunkt war wohl die bald einsetzende Verehrung des Bruderschaftsbildes als Gnadenbild. Im Bruderschaftsbuch finden sich bei den Aufnahmen immer wieder die Bezeichnung "ex voto". Besonders groß muss die Verehrung dieses Bildes in der Frühzeit der Bruderschaft unter dem Aspekt der Taufe von togeborenen oder bei der Geburt gestorbenen Kindern²⁵ gewesen sein, die hier in Igling wie in der Klosterkirche Ursberg vorgenommen wurde. Man glaubte, dass die Kinder unter dem Gnadenbild wunderbarerweise für kurze Zeit lebendig werden würden und dann die Taufe empfangen konnten. Das Taufregister im Matrikelbuch verzeichnet in lateinischen Eintragungen akribisch diese Fälle²⁶. Man legte die Kinder auf den Altar unter das Gnadenbild. Zeigten sich nach verschiedenen Prozeduren gewisse Anzeichen, wie Rötung der Haut, Biagsamkeit der Gliedmaßen oder Ähnliches, die man als Wiederbelebungszeichen deutete, so wurden die Kinder bedingungsweise getauft und konnten dann entweder auf dem Oberiglinger oder heimischen Friedhof in geweihter Erde bestattet werden. Bedingungsweise hieß,

¹⁹ Münzer, Bruderschaften ;

²⁰ Mojs, Notizen, S. 2

²¹ zitiert nach: Münzer, Bruderschaften, S. 1

²² Aufnahmeformel aus dem 18. Jahrhundert unter dem Pfarrer Franz Xaver Kees (1746-1767 Pfarrer in Oberigling); als Beilage in der Aufstellung von 1769 im BayHStA; s. Münzer, Bruderschaften

²³ Ebda.

²⁴ Stich wohl um 1770; J.M. Söckler: geb. 1744 Augsburg; gest. 1781 München; vgl. Thieme-Becker, Bd. XXXI, S. 202

²⁵ Schober, Josef, Aus den Pfarrmatrikeln der Stadt Landsberg, in: LG 1906, S. 15f., Anm. 3; Schröder, Das Bistum Augsburg, S. 305; Tauscher, Ortsgeschichte, S. 26f;

²⁶ Pfarrarchiv Igling, Pfarrmatrikel Oberigling, Bd. 2; S. 46 - 79; Eintragungen erkennbar, durch: NB (=nota bene) am Rand; keine Nennung eines Taufnamens, nur: infans, infantula und in lateinischen Text, der z.T. ausführlich, z.T. knapp die Anzeichen schildert, die auf eine Wiederbelebung deuten und eine bedingungsweise Taufe rechtfertigen.

Im Namen der Allerheiligsten unzertheilten Dreyfaltigkeit / Amen.

Wir verordnete Vorsteher der Hochlöblichen
Erg. Bruderschaft MARIA vom Trost, oder über
Schwarz Ledernen Gürtel der Heil. Mutter Monica, allhier
zu Ober, Igling, befehlen, und Urkunden, das

Anheut dato in ermedte unsere Heil. Erg. Bruderschaft an- und aufgenommen worden, und demnächst nicht allein an dem Tag der Einverleibung nach verrichteter Beicht, und Communion vollkommnen Ablass zu geminnen habe, sondern auch hinfünftig vermündt bey für den Wohlstand Ihrer Päpstlichen Heiligkeit, und der Heiligen Katholischen Kirchen täglich zu verrichten habenden Gebets der 13. Vater unser, und 13. Ave Maria sömhr dem Salve Regina (oder an dessen Statt 5. Ave Maria) aller in dem gesambten S. Augustini Orden bestehenden guten Werck- und Verdiensten, theilhaftig seyn solle. So können auch die Brüder und Schwester sowohl für sich, als für die Abgestorbene, alle und jedes Ablass erwinnen, so nicht allein in dieser Heiligen Erg. Bruderschaft, und in erwehntem S. Augustini: sondern auch all andern Ordens- Ständen, und denen mit ihnen einverleibten Bruderschaften, Capellen, und Kirchen, ic. jemahlen ertheilet worden, oder noch verlohren werden wann sie anders die zu Erinnerung solcher Ablass vorgeschribene Werck verrichten. Ferners werden die Brüder und Schwester, wann sie über die oblige 13. Vater unser, ic. umb Erhöhung der Heiligen Katholischen Kirchen, und Ausrottung der Ketzereyen noch 5. Vater unser, und Ave Maria betten, eines vollkommenen Ablass, neben vier andern großen Gnaden und Freyheiten, sowohl im Leben als nach dem Tode ewig theilhaftig aller Wohlthat: und Stationen des Heiligen Landts, zu Kom bey Sr. Peter und Paul, bey Sr. Jacob zu Composteln in Spanien, auch all- und jeder guten Wercken, so in der gesambten freitenden Kirchen, und von all- dero Mitgliedern immer geschehen mögen; wie dann all obiges in dem von Clemente X. sondern Hiesig verfaßt: und von der Heil. Congregation unter Innocentio XI. außs neue approbiretem Summario des mehreren zu sehen ist. Endlichen, wann Ehrlichliches Ableben durch dieses widerum jurat: geschickte Urkund uns angebeut wird, also wann solches, sobald es möglich, denen Brüdern und Schwestern in dem Monar: und Jährlichen Gortdiensten zu dem allgemeinen Gebet verfundet, auch zu einem besondern Augenblicken dero Namen in das hierzu verordnete Gebet: Auch einverleibet werden solle. Wehen den
Tag des Monat
Im Jahr Christi 17



FRANCISCUS XAV. KEES
Parochus, & Präses.

„Formula“ zur Aufnahme in die
Bruderschaft (18. Jh.)

unter der Einschränkung, daß die Täuflinge fähig waren, die Taufe zu empfangen. Zwischen 1704 und 1707 wurden 251 totgeborene Kinder hier getauft, bei der immens großen Höllenfurcht der damaligen Menschen den Eltern sicher ein Trost in ihrem Kummer. Danach enden die Eintragungen im Matrikelbuch, der Vikar Pater Gregor Grimb notiert aber 1708 im Taufregister, daß diese Fälle jetzt in ein eigenes Verzeichnis eingetragen würden²⁷. Dieses ist leider nicht erhalten, die Wallfahrt soll jedoch mindestens bis 1714 fortgedauert haben²⁸. 1727 soll ein Dekret der Kongregation des Heiligen Offiziums diesen "abusus" endgültig verboten haben²⁹. Die Aussicht ihre totgeborenen Kinder, die ja im Zustand der Erbsünde gestorben waren, taufen lassen zu können, ließ die Eltern weite Wege auf sich nehmen. Sie kamen aus dem ganzen Landgericht Landsberg, östlich davon bis aus München, südlich bis aus Weilheim und Schongau, westlich aus der angrenzenden schwäbischen Region zwischen Lechbruck, Kaufbeuren und Schwabmünchen. Danach finden sich nur noch wenige Hinweise auf eine Wallfahrt zu dem Bruderschaftsbild, und die Mitgliedszahlen sinken nach dem absoluten Höhepunkt in den Jahren der Wallfahrt mit den toten Kindern auf ein immer noch hohes, aber konstantes Niveau.

Vier Bruderschaftsfeste, das Bruderschaftshaupt- oder Titularfest (am Sonntag nach dem Tag des hl. Augustinus am 28. August), sowie in etwas kleinerem Maße drei weitere Feste (Konventstage) während eines Jahres, nämlich am Sonntag Laetare in der Fastenzeit, am Dreifaltigkeitssonntag und am ersten Adventssonntag, wurden mit feierlichen Prozessionen und einer großen Anzahl von fremden Priestern zum Beicht hören und Messelesen abgehalten. So waren z. B. zwischen 1808 und 1818 beim Hauptfest immer um die 22 Priester und Beichtväter anwesend, wobei zwischen 900 und 1400 Gläubige die Kommunion empfangen³⁰.

Daneben gab es noch die sogenannten Monatssontage (jeweils der vierte Sonntag im Monat), die mit einer Prozession begangen wurden, und dann wohl im 20. Jahrhundert bis auf das Hauptfest die drei weiteren Feste ablösten. Das Hauptfest wurde schon im 18. Jahrhundert als Schutzengel fest oder Festum SS. Angelorum Custodiorum bezeichnet³¹, wie bis in unsere Zeit. Der Name geht wohl auf den Termin (Sonntag nach dem 28. August) zurück, der oft mit dem Schutzengel fest am ersten September-Sonntag zusammenfiel.

Diese Bruderschaftsfeste müssen einen ungeheuren Zulauf von Menschen in das kleine Bauerndorf Oberigling geführt haben und neben dem geistlichen Lohn, wie den versprochenen Ablässen, auch ein großes Schauspiel für die bäuerlichen Untertanen, die selten aus ihrem Dorf herauskamen, geboten haben. Auch für Adelige war das Fest ein Anziehungspunkt, wie für den Hurlacher Hofmarksherrn Freiherr von Pemler, der 1764 notiert: "In der Frühe fahre ich mit meiner Frau und beiden Schwestern nach Iglingen zu dem hohen Umgang, wobei ich als Praefect von der Bruderschaft confirmiert worden. P. Procurator von Landsberg Magnus Widman hölt die Predigt und Amt. Wir finden auch alldorth Herrn Vötter Franz Hofmarschall von Mer-spurg, so gestern angekommen. Wir speisen in dem Schloß, hernach spielen die anderen Trixt, ich aber rauche Tobac."³²

In den Umgängen wurden das Allerheiligste unter einem Tragehimmel, Heiligenstatuen, Fahnen, Laternen und die prächtigen, vergoldeten und versilberten Bruderschaftsstäbe, die auch heute noch in der Kirche erhalten sind, mitgetragen. Interessant ist die innere Struktur der Bruderschaft. Bis heute ist das Bruderschaftsgremium unter dem Ortsgeistlichen als Präses in einen Inneren und Äußeren Rat geteilt, mit je einem Präfecten, Sekretär, ein oder zwei Assistenten und 18 Stabträgern. Innerer und Äußerer Rat³³ besitzen verschiedenartige Bruderschaftsstäbe. Dazu kommen bei der Prozession je zwei Führer oder Ductores (heute Vor-geher), (früher drei, heute ein) Kreuzträger, vier Himmelträger, zwei Begleiter des Allerheiligsten mit Kerzen oder Laternen (früher gleichzeitig Pluvialträger), zwei Laternen-träger, vier unverheiratete Mädchen als Trägerinnen der Muttergottesstatue, drei unverheiratete Burschen als Träger der Bruderschaftsfahne und weitere Fahnen-träger.

Dieser "Marianische Magistrat", dessen Namen und Teilung in einen Inneren und Äußeren Rat, sich an die Kommunalverfassungen der Städte der Frühen Neuzeit anlehnt, ist seit 1816 in eigenen Bruderschaftsbüchern überliefert. Der Präfect des Inneren Rates fungierte wohl mit dem Präses als Bruderschaftsvorsteher. Ob der "Marianische Magistrat" seit der Gründung 1701 in dieser Form existiert hat, kann nicht gesagt werden. Das Aufnahmeformular aus der Mitte des 18. Jhd. spricht von "verordnete Vorsteher" und als erster "Vorgänger" ist 1701 "Ignaty Michel alhie von der Rollenmühl" im Bruderschaftsbuch³⁵ überliefert.

Bis März 1802 waren 40730 Sodalen eingeschrieben worden. Auffällig ist der zu Beginn ungeheuer weite Einzugs-kreis der Mitglieder, sie kommen bis aus der Oberpfalz, Niederbayern, Tirol und der Schweiz. Dann wird der Schwerpunkt des Einzugsgebietes das ganze Landgericht Landsberg mit den Nachbarregionen bis Fürstenfeldbruck, Starnberger See, Weilheim und Schongau, sowie die westliche und nördliche Nachbarregion, hauptsächlich die heutigen Landkreise Ost- und Unterallgäu (bis Mindelheim) und Augsburg umfassend.

Die Mitglieder entstammten im 18. Jahrhundert allen gesellschaftlichen Schichten. Eine größere Anzahl von Adelligen gehörten meist den Familien von Donnersberg oder ihnen verwandtschaftlich verbundenen Familien an, wie die von Berndorff, von DUBY, die Grafen von Muggenthal (auf Waal), Fugger, Pemler u.v.m.. Sehr viele Pfarrer der benachbarten Landkapitel waren genauso Mitglieder, wie Klosterangehörige der Klöster und Chorherrenstifte Rottenbuch, Steingaden, Klosterlechfeld, dem Jesuitenkolleg in Landsberg, Oberelchingen, Roggenburg und dem "Closter Maria Zuflucht in Schweizerland". Neben kurfürstlichen und bischöflichen Landrichtern, Amtleuten und Schreibern war die Landbevölkerung in der Bruderschaft vertreten, genauso wie viele Bürger der Städte und Märkte Landsberg, Mindelheim, Kaufbeuren, Weilheim, Schongau, Buchloe, Türkheim, Schwabmünchen und Bruck. Die Kriegszeiten in der Frühzeit der Bruderschaft spiegeln eine ganze Anzahl von kaiserlichen, österreichischen Soldaten wieder, die sich in die Confraternitas einschrieben, genauso wie 1707 ein Leutnant des Königs von Preußen.

²⁷ Ebda., S. 81

²⁸ Schröder, Das Bistum Augsburg, S. 305

²⁹ Schober, Aus den Pfarrmatrikeln, S. 16; Tauscher, Ortsgeschichte, S. 27

³⁰ Nur für diese Zeitspanne gibt es Eintragungen im Bruderschaftsbuch, Bd. 2

³¹ So zum ersten Mal im Bruderschaftsbuch, Bd. 2, im Jahr 1773, am 29. August; die Bezeichnung Schutzengel fest wird auch verwendet, wenn der Termin auf einen Sonntag in den letzten Augusttagen fällt.

³² Drexl, Walter, Gugu-Pamperln und Schnig Schnag Schnur oder das verspielte Leben des Landadels im 18. Jahrhundert, Landsberg, 1987, S.

160; dort nur zusammenfassend; Wortlaut [Pfründschaft in Bruderschaft korrigiert] zitiert nach: Huber, Anton, Ein Blick in die Zeit Goethes und Mozarts. Hurlacher Tagebuch fand sich im Pfarrarchiv Landsberg, in: LG, 1976/77, S. 172

³³ In der Bruderschaft wird der Ausdruck heute damit erklärt, daß im Inneren Rat die Oberiglinger vertreten sind, im Äußeren Rat die Auswärtigen (wozu auch die Unteriglinger Bürger zählen); allerdings war die Einteilung bis 1896 genau umgekehrt, vgl. die Einschreibbücher: o. T. ["Marianischer Magistrat für das Jahr ..."] und "Hauptfest der Bruderschaft seit 1889"

³⁴ Pfarrarchiv Igling, o. T. ["Marianischer Magistrat für das Jahr ..."]

³⁵ Bruderschaftsbuch, Bd. 1, fol 13v

mit wertvollen Applikationen, wie Perlen, Silberbeschlägen, Edelmetallfäden, Glas- und Edelsteinen besetzt und von 36 vergoldeten Strahlen umgeben, die 1774 mit einem neuen vergoldetem Rokokorahmen, für 523 fl.⁴² von der Bruderschaft gestiftet wurden. Das Haupt Marias umgeben 12 vergoldete Sterne. Unter dem Bild verkündet eine Inschrift, daß dieses Gemälde der Seligen Jungfrau Maria vom Trost nach dem Vorbild des Altarbildes der Erzbruderschaft vom Gürtel in der St. Jakobuskirche in Bologna gemalt sei: "IMAGO B. VIRG. MARIAE DE CONSOLATIONE. IVXTA PRO.(to)TYPVM QUOD/ IN ALTARI ARCHICONFRAT.(is) CINCTURATOR. BONONIAE. IN ECCL. S. IACOBI". Die letzte Zeile: "MAXIMA DEVOTIONE COLITUR AD AMUSSIM EFFORMATA A. D. 1701" ist heute von dem Metallrahmen verdeckt.

Den Altar flankieren außer den beiden Kirchenpatronen die Bruderschaftsnebenpatrone, der Hl. Augustinus und seine Mutter, die Hl. Monika. Der dritte Bruderschaftsnebenpatron, der Hl. Nikolaus von Tolentino ist im Auszugsbild knieend dargestellt. Der Stern im Himmel symbolisiert die Lichtvision, die ihm vor seinem Tod erschienen sein soll. Mit seiner Linken reicht er armen Seelen im Fegefeuer, deren Patron er auch ist, den Bruderschaftsgürtel. Als Helfer bei vielen Krankheiten ist seine Statue von Johann Luidl mit den Attributen Lilie und Nikolausbrötchen (Fieberbrot) zusammen mit den beiden Pestheiligen Sebastian (im Altarbild) und Rochus nochmals am linken Seitenaltar zu sehen.

Auch die Flachkuppel auf Hängezwickeln ist von dem Bruderschaftsprogramm bestimmt. Das Leinwandgemälde des Türkheimer Malers Andreas Bergmüller von 1735 zeigt Maria vom Trost als Helferin gegen die Türken. In der Bildmitte thront Maria auf von Putten getragenen Wolken mit einem Bruderschaftsgürtel, während unter ihr ein türkisches Heer von den Christen in die Flucht geschlagen wird. Der vorne am Bildrand sitzende vornehme Kämpfer wird in der Lokaltradition als Eusebius Augustin von Donnersberg gedeutet, der 1685 in den Türkenkriegen bei der Belagerung von Ofen starb. Rundherum in der Flachkuppel sollen freskierte Medaillons mit den Personifikationen der vier damals bekannten Erdteile das gnadenvolle Wirken Marias vom Trost auf der ganzen Welt unterstreichen.

In den Gewölbezwickeln sind vier freskierte Emblemata mit dem Wirken des Bruderschaftsgürtels zu sehen: *Im Osten links vom Altar*: Ein von Wellen bedrohter Mann hält sich mit Hilfe des Gürtels an einem Stamm oder Schiffsmast fest. Schrift: "GLOBO RESISTIT" (d.h. er widersteht der Masse od. Menge). *Rechts vom Altar*: Ein Räuber mit einer Pistole bedroht einen Pilger, der mit dem Gürtel bekleidet ist. (ohne Inschrift). *Im Westen (zum Schiff hin) links*: Ein Blütengekröntes Mädchen oder eine Jungfrau führt einen Drachen an dem Gürtel; Schrift: "CUNCTIS AMOENA" (Für alle angenehm). *Im Westen rechts*: Ein Soldat bedroht ein mit dem Gürtel bekleidetes Mädchen mit einem Schwert; Schrift: "DESTRUIT INSIDIAS" (Er verhindert die Begierden).

Die große Bedeutung der Bruderschaft dokumentiert auch das ansehnliche Bruderschaftsvermögen, das ja die Bruderschaften als Körperschaften selbständig verwalten konnten und das auch eine wichtige Kreditquelle für die Landbevölkerung war⁴³. Es betrug z.B. 1781 Gulden im Jahr 1790 und 4230 Mark 1915⁴⁴. So stiftete die Bruderschaft neben den Baumaßnahmen unter anderem 1706 den Bruderschaftskelch von dem Augsburger Goldschmied Johann Jakob Vogelhund⁴⁵, ein Kreuzpartikelostensorium im spätem 18. Jhd., 1794 den Kreuzweg und dessen geschnitzte Empirerahmen⁴⁶; sie ließ Reliquien in Reliquienpyramiden fassen und finanzierte aus der Bruderschaftskasse immer wieder Renovierungen und Verschönerungen.

Heuer im Jubiläumsjahr 2001 hält die Maria-Trost-Bruderschaft in Oberigling immer noch ihre die Ortsgeschichte prägende, dreihundertjährige Tradition aufrecht. Sie besitzt heute rund 240 Mitglieder, und bewies am Bruderschaftsfest, zu dem auch die 18 Bruderschaftsstäbe des Äußeren Rates renoviert wurden, mit einer eindrucksvollen Prozession und einem großen Fest ihre Lebendigkeit.

⁴² Bruderschaftsbuch, Bd. 1, letzte S. (Eintragung um 1905 wahrscheinlich durch Pfarrer Schneider, der wohl die Rechnungen auswertete)

⁴³ Dies belegen die jährlichen Bruderschaftsrechnungen im Pfarrarchiv; extra Aufstellungen zeigen auch, daß die Hofmarksfamilie von Donnersberg sich ausgiebig der Bruderschaftskasse als Leihgeber bediente.

⁴⁴ Tauscher, Ortsgeschichte, S. 25

⁴⁵ Augsburger Beschauzeichen und Meisterzeichen "I I V" in herzförmiger Marke; vgl. Seling, Helmut, Die Kunst der Augsburger Goldschmiede, Bd. 3, S. 290; auf der Unterseite des Fußes eingravierte Stifterinschrift: "Sumptibus Congregationis Mariae vom Trost Parochiae Oberiglingen Can. Reg: Lateran: in Rottenbuch, VIII. Decembris MDCCVI" (= aus Mitteln der Bruderschaft Maria vom Trost in der Pfarrei Oberigling der regulierten Chorherrn in Rottenbuch, 8. 12. 1706)

⁴⁶ Tauscher, Ortsgeschichte, S. 25f; er gibt für den sonst um 1780 datierten Kreuzweg (wohl aus den Bruderschaftsrechnungen) das Jahr 1794 und die Summe von 74 fl. an, für die Rahmen den Namen des Bildhauers Simon Huber und den Preis von 62fl.



Flachkuppel im Chor mit dem Leinwandgemälde „Maria vom Trost als Helferin gegen die Türken“ von Johann Andreas Bergmüller (1735), umgeben von den vier Erdteilen

LECHSBERG UND SEINE DREIFALTIGKEITSKAPELLE

Heide Weißhaar-Kiem

Überlieferung zur Geschichte des Ortes

An der äußersten westlichen Landkreisgrenze liegen im Fuchstal nordwestlich des Ortes Asch auf der bewaldeten Lechleite die drei Höfe des Weilers Lechsberg mit ihrer Weilerkapelle, Eigentum der drei Anwesen. Der Ort wurde auch ‚Schwablechsberg‘ genannt, im Gegensatz zu dem nördlich von Apfeldorf gelegenen bayerischen Pfliegerort Rauhenlechsberg auf dem jenseitigen Lechufer. Umgeben von Weiden und Wald deutet nichts auf eine historisch bewegte Vergangenheit hin. Doch die Idylle trägt.

In einer Entfernung von etwa 400 Metern südlich der heutigen Ansiedlung sind im dichten Hochwald noch Wälle und Gräben der einstigen Burg Lechsberg zu erkennen, eine der einst mächtigen Burgen des Fuchstals. Die Stätte gab der adeligen Familie, den Herren von Lechsberg, ihren Namen. Überliefert ist das Wappen der Lechsberger, ein schwarzer Balken in Silber, der Helm bekrönt von einem Paar silbernen Hörner und Ohren. Die Decke schwarz und silber.¹



Vor dem Jahr 1240 muß die Burg Lechsberg erweitert oder neu gebaut worden sein. Sie wird als "novum castellum" erwähnt, 1252 in einer Schenkungsurkunde Heinrichs von Lechsberg sogar als neue Stätte "... Acta sunt hec anno Domini MCCLII in die sanctorum Primi & Feliciani, in nova urbe Lechisperch" [Dies ist geschehen im Jahr des Herrn 1252 am Tag der Heiligen Primus und Felicianus in der neuen Stätte Lechsberg].²

Der Ortsadel gehörte zu den edelfreien Geschlechtern der "liberi homines", die im Kaufbeurer Bereich von den Herren von Irsee angeführt wurden, die vor 1130 ihren Sitz nach Ronsberg verlegten und die Markgrafenwürde erreichen konnten. Die Ronsberger gelten als die Gründer des Klosters Irsee und haben dort auch ihre Grablege errichtet. Auch die Herren von Lechsberg hatten in dem nahegelegenen Kloster ihre Grablege. Diese frühen Adelsfamilien sind in der Regel im 14. Jh. ausgestorben oder in die Städte abgewandert.³

Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte der "Lechsberger" aufzuarbeiten. Es soll lediglich an ausgewählten Beispielen der Rang der Familie deutlich gemacht werden⁴: In

staufischer Zeit sowie dem späteren 13. und im 14. Jh. sind Vertreter der Familie mit der ehrenvollen Aufgabe der Zeuenschaft in Urkunden betraut. So erscheinen im Jahr 1225 in einer Urkunde des Klosters Steingaden als Zeugen die Brüder Hiltebold und Konrad von Lechsberg "... inter fuerunt multi maiores, quorum quosdam subnotamus: ... Hilteboldus & Cuonradus fratres de Lechesperch"⁵ [... es waren viele Adlige zugegen, deren wir bestimmte vermerken ... Hiltebold und Konrad von Lechsberg], weiter findet sich der gleiche Burgherr Konrad in einer Urkunde des Bischofs Siboto von Augsburg in Jahr 1237.⁶ Die intensiven Beziehungen zu Irsee macht auch die bedeutende Schenkung von Land und Rechten deutlich, die Konrad von Lechsberg im Jahr 1237 an das Kloster tätigt.⁷ Aus weiteren Urkunden sind Informationen über den nicht kleinen Besitz der Lechsberger zu entnehmen.⁸

Vor 1312 verlassen Heinrich und Konrad die Lechsberger ihren Stammsitz im Fuchstal, um sich in Lengelfeld anzusiedeln, wo die Familie bis 1433 nachzuweisen ist.⁹ Im 14. Jh. übernehmen Mitglieder der Familie das Amt des Pflegers in Schongau, so ist Ruprecht von Lechsberg 1337-1363 als Schongauer Pfleger bekannt und Hans von Lechsberg wird 1415 in der gleichen Tätigkeit erwähnt.¹⁰

Im späteren 14. Jh. kommt die Burg an die Herren von Hohenegg, 1401 geht sie schließlich an Friedrich von Freyberg über. 1467 teilen die Brüder Sigmund und Wilhelm von Freyberg den Besitz der drei zur Burg gehörenden Höfe auf. Der Urkunde ist deutlich zu entnehmen dass das "slos zu Lesperg" in diesem Jahr noch besteht.¹¹ Nach dem Entstehen der Schlösser in Asch und Oberdiessen wird die Burg wohl aufgegeben, am Ende des 15. Jh. wird nur noch die "Schwaig Lechsberg" genannt.¹² spätere Texte sprechen ausschließlich von den "Höfen"¹³ oder es wird der "Ort" Lechsberg erwähnt¹⁴. 1636 schenkt Günther von Freyberg

Dorn 1880. – Euringer, Gustav: Auf nahen Pfaden. Augsburg o.J., S. 429, 891. – Frank, Chr.: Gemeindebeschreibungen des Landkreises Kaufbeuren. – Deutsche Gaue. Sonderhefte. 1899 ff. – Dertsch, 1960. – Fried, Pankraz: "Bemerkungen zur Grundherrschaft des adeligen Damenstifts St. Stephan in Augsburg", In: Ad sanctum Stephanum 969-1969. Augsburg 1969, S. 137-142. – Fried, Pankraz und Sebastian Hiereth: Landgericht Landsberg und Pfliegergericht Rauhenlechsberg. München 1971. (Historischer Atlas von Bayern. 22/23.) [zit.: Historischer Atlas] – Müller-Hahl, Bernhard: Fuchstal. Mit den Ortsgeschichten Asch ... St. Ottilien 1979: EOS. (Unsere Heimat am Lechraim. 10.) [zit.: Müller-Hahl: Fuchstal] – Müller-Hahl, Bernhard: Heimatbuch für den Landkreis Landsberg am Lech. 2. Aufl. Landsberg 1982. [zit. Landkreisbuch] Fuchstal mit den Orten Markt Leeder, Asch, Seestall. Bilder aus der Vergangenheit.

Horb: Geiger 1987. – Kirschner, Ludwig: Heimat- und Geschichtsbuch Asch. O.O 1990. [Typoskript.]

⁵ MB VI, 515-516.

⁶ MB XXXIIIa, 64.

⁷ Nach Fürst, S. 41. – Dertsch, S. 51. Müller-Hahl: Fuchstal, S. 74-76 und Landkreisbuch, S. 360 folgen i.d.R. den hier weiter unten angeführten Stellen.

⁸ Fürst, S. 41.

⁹ Fürst, S. 41.

¹⁰ Fürst, S. 41 – Siebmacher, S. 103. – Dertsch, S. 51.

¹¹ Fried: "Bemerkungen", S. 141. –

¹² Fried: Historischer Atlas, S. 70.

¹³ Fried: Historischer Atlas, S. 76.

¹⁴ Ortsansicht von Asch um 1600.

¹ Hefner, Otto Titan von und Gustav Adelbert Seyler: Die Wappen des bayerischen Adels. Neustadt: Bauer & Raspe 1971. Abgestorbener bayerischer Adel, S. 103 und Taf. 103, Nr. 1032. [zit.: Siebmacher.]

² Nach Dertsch, Richard: Stadt- und Landkreis Kaufbeuren. München 1960. (Historisches Ortsnamenbuch von Bayern. VII,3.), S. 51. – Monumenta Boica. [zit.: MB] VII, S. 124-125.

³ Dertsch, S. XX-XXI. – Breuer, Tilman: Stadt und Landkreis Kaufbeuren. München 1960, S. 126.

⁴ Zugrundegelegt wurden: Fürst, Conrad: Das Fuchstal im Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg des Königreichs Bayern. Kaufbeuren:

seinen Anteil dem adeligen Damenstift St. Stephan in Augsburg. 1665 wird der andere Ortsteil samt den Gütern in Oberdiessen und Lechberg einschließlich des Jus patronatus an Johann Franz Freiherr von Hoheneck verkauft. Dessen Besitznachfolger, Christoph Franz Heinrich Albrecht Reichsgraf von Muggenthal, Freiherr von Waal und Barbara Theresia, Freifrau von Speth auf Zwifalten verkaufen 1714 ihr Gut schließlich auch an das Damenstift St. Stephan, das damit endlich die gesamte Ortsherrschaft an sich gebracht hatte, die ein knappes Jahrhundert bis zur Mediatisierung und Säkularisierung andauern sollte.¹⁵

Um 1800 stand der Weiler unter dem Hochgericht Kurbayerns, die Landeshoheit war bei den Häusern Nr. 106 und Nr. 107 bei der reichsritterschaftlichen Herrschaft Asch des adeligen Damenstifts St. Stephan in Augsburg, bei Haus Nr. 108 bei dem Hochstift Augsburg, Pflegamt Leeder. Die Grundherrschaft stand bei den Anwesen Haus Nr. 106 und 107 wiederum St. Stephan in Augsburg zu; bei Haus Nr. 108 dagegen dem Kloster Steingaden.¹⁶ 1813 kommt Lechberg vom Landgericht Schongau an das Landgericht Buchloe.

Zwei Grenzpläne aus dem 17 und 18. Jh. zeigen die Situation der drei Höfe sehr deutlich. Die Burg muß bereits im 17. Jh. so weit zerfallen sein, dass sie keine zeichnerische Erwähnung mehr findet.¹⁷



Häuserliste der Lechberger Anwesen¹⁸

Haus Nr. 106 = neu Lechberg 7

Hausname	<i>Baurabauer</i>
Besitzer zur Bauzeit der Kapelle:	<i>Meinrad Dir</i>
Später:	<i>Familie Wiedemann</i>
Familie Vierling	
ab 1929	<i>Otto und Maria Nirschl</i>
ab 1963	<i>Otto und Waltraud Nirschl</i>
ab 1997	<i>Otto und Silvia Nirschl</i>

Haus Nr. 107 = neu Lechberg 4

Hausname:	<i>Kasperbauer</i>
Besitzer zur Bauzeit der Kapelle:	<i>Franz Anton Lachenmeir</i>
um 1880	<i>Josef und Kreszentia Schmid</i>
um 1925	<i>Wilhelm und Elisabeth Schmid</i>
um 1961	<i>Wilhelm und Maria Elisabeth Schmid</i>
ab 1992	<i>Werner und Ursula Schmid</i>

Haus Nr. 108 = neu Lechberg 5

Hausname:	<i>Bertlbauer</i>
Besitzer zur Bauzeit der Kapelle	<i>Johann Michael Lachenmeirs Kinder</i>
ab 1882	<i>Xaver und Annan Gilg</i>
um 1928	<i>Josef und therese Gilg</i>
um 1970	<i>Xaver Gilg</i>
ab 1995	<i>Hubert Gilg</i>

Überlieferung zur Dreifaltigkeitskapelle

Pfarrlich war der Weiler Lechberg zunächst der Pfarrei Gutenberg zugeordnet, bis er 1712 auf den Pfarrer zu Asch und Leeder übergang, die endgültige Umpfarrung erfolgte erst mit einer Entschließung des königlichen Staatsministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten von 16.1.1877.¹⁹

Die archivalische Überlieferung zur Kapelle ist ungenügend.²⁰ Verschiedentlich wird das Entstehen eines Vorgängerbauwerks im Jahr 1668 datiert²¹; möglicherweise waren zunächst Holzbauten entstanden. Es ist nicht auszuschließen, daß nach der Aufgabe der Burg das alte Patrozinium von deren Kapelle übernommen wurde. Ursprünglich könnte für die Kapelle auch von einem Doppelpatrozinium, der Heiligsten Dreifaltigkeit und der Eltern Mariens, Joachim und Anna, auszugehen sein, denn eine im 19. Jh. erwähnte, jedoch nicht überkommene Holztafel mit der Datierung 1714 zeigte neben der Darstellung der Marienkrönung/Dreifaltigkeit und den Apostelfürsten Peterus und Paulus auch die Eltern Mariens.²² Nach der Überlieferung wurde im 20. Jh. noch das Fest der Kapelle am Fest der Heiligen Joachim und Anna gefeiert.²³

Das heutige Kapellengebäude wurde im Jahr 1829 von Franz Anton und Franz Oskar Lachenmeir erbaut, der Baumeister war Mathias Lachenmeir.²⁴ - Die erste Renovierung der Kapelle fand im Jahr 1896 statt. Damals wurden wohl kleinere Skulpturen aufgegeben und durch die heute noch erhaltenen aus dem Ende des 19. Jh. ersetzt. Ob auch die oben erwähnte Holztafel bereits zu jenem Zeitpunkt ausge-

¹⁶ Fried: Historischer Atlas, S. 268.

¹⁷ "Die bayerisch-augsburgische Grenze am Lech", um 1600; Kopie: Male-rischer Plan der kurfürstlich bayerischen Landesgrenze am Lech von Steingaden bis Augsburg. von Tobias Volkner, Feldmesser, 1654 Orig. Pap., kol. Handz., 165x44cm, = By HstAMü, PLS 2655-2657, Krausen, Nr. 310. Abb. im Historischen Atlas. - Grundriß der Grenze zwischen dem kur-bayer. Pfliegergericht Schongau und dem Hochstift Augsburg von Bernbeuern bis Schwabmünchen. Von Josef Geßler, Feldmesser zu Wit-tislingen 1775. Pap. auf Lw, 135 x 70 cm = By HstAMü, PLS 2686. - Es wurden auch zahlreiche weitere, z.T. früher entstandene Karten aus der Plansammlung des Bayerischen Hauptstaatsarchives eingesehen; die Burg oder deren Reste werden darauf nicht gezeigt. - Es ist hier ein Aus-schnitt von PLS 2686 abgebildet.

¹⁸ Für die Auskünfte danke ich den Eigentümerfamilien.

¹⁹ Dertsch, S. 51, dem alle weiteren Autoren folgen.

²⁰ Bedauerlicherweise ist das Pfarrarchiv Gutenberg zur Zeit nicht zugäng-lich, sodaß zu den Anfängen der Kapelle keine neuen Forschungen vor-gelegt werden können.

²¹ z.B. Dertsch, S. 52.

²² Fürst, S. 40-41: "...eine im Jahre 1714 gemalte Bildertafel aus Holz, 80 Centimeter hoch und 67 Centimeter breit; darauf befinden sich die Bil-dnisse der heiligen Dreifaltigkeit Vater und Sohn halten eine Krone über das Haupt der Mutter Gottes; rechts Petrus, links Paulus. Darunter befin-den sich Joachim und Anna und zwischen beiden die unbefleckte Emp-fängniß; weiter unten die schmerzhaft Mutter und zuletzt eine arme Seele."

²³ Für diesen Hinweis danke ich Frau Waltraud Nirschl, Lechberg.

²⁴ Auf einem Holzbrett aus der Kapelle ist als Bauinschrift überliefert: "Gebaut von Mathias/ Lachenmeir Zimmermeister/ in Asch pro 1829/ - Hat Bauen Laßen Franz Andon/ Lachenmeir, Franz Oschkar/ Lachenmeir. Man hat Für/ - Gedreit Preiß/ Keren 15 f/ Roggen 10 -/ Gersten 8-/ Haber 4-/[bezahlt]." Translitterierung von Klaus Münzer mit dem Verweis, daß Franz Anton Lachenmeir von Lechberg 1846 das Haus Nr.5 in Leeder kaufte; er starb in diesem Haus 1855. Vgl. dazu: Strobl, Jakob und Klaus Münzer: Chronik von Leeder, o.O. 1999, S. 395. Die Datierung wird von Fürst, S. 40 überliefert, dem alle weiteren Autoren folgen. Zur Familie s.o.

¹⁵ Fried: "Bemerkungen", S. 141. - Am Bichele auf dem Fußweg bei Hs Nr. 107 von Lechberg nach Unterdiessen standen zu Beginn unseres Jahr-hunderts noch Grenzsteine mit der Aufschrift "St. Stephan 1742".



schieden wurde, ist nicht zu ermitteln.²⁵ - 1966 erfuhr das kleine Gotteshaus laut Baudatum eine weitere Erneuerung.²⁶ Die Eigentümer-Familien bauten unter der Leitung von Kreisbaumeister Henne aus Kaufbeuren. Es waren vonnöten die Erneuerung des Dachstuhles sowie die Ausbesserung des Turmes, die Entfernung des Außenputzes sowie schließlich die Erneuerung von Fenstern und Eingangstüre. Im Inneren wurde der Fußbodenbelag teilweise ersetzt. Man entfernte sowohl den Altarstipes als auch den morsch gewordenen Altaraufbau. Es wurde ein niedriger, nach unten eingezogener Altartisch gemauert, der mit einer Mensaplatte aus massivem Eichenholz bedeckt war. Von einer weiteren Ausstattung nahm man Abstand. Dies jedoch löste das langsame Vergessen des Gotteshauses mit aus.

In den Jahren 2000-2001 fand schließlich eine umfassende bauliche Sanierung und Pflege statt. Die ausgelagerte Innenausstattung konnte wieder vollständig zusammengeführt, gepflegt, ergänzt und schließlich auch behutsam Neues hinzugefügt werden.²⁷

Das Bauwerk

Das nach Westen gerichtete Gotteshaus besteht aus einem längsrechteckigen Raum für die Gemeinde von 4,5 m zu 5,13 m und dem direkt daran anschließenden Halbrund der Apsis mit einem äußeren Radius von 2 m. Der Zugang liegt mittig im Osten, Licht kommt durch zwei Rundbogenfenster des Gemeinderaumes. Im Osten, über dem Eingang, ist auf das Dachwerk ein gemauertes Türmchen gesetzt, das durch eine kleine Zwiebelkuppel abgeschlossen wird.

Das Mauerwerk der Kapelle besteht aus Ziegeln, die Bedachung aus Kirchenbibern und die Kuppel aus Kupferblech.

Das breite Betonband aus den sechziger Jahren mußte aus statischen Gründen erhalten bleiben. Die Konservierung des Dachstuhls nahm Fa. Taufkratshofer-Bichteles, Blonhofen, vor; die Kupferarbeiten an der Kuppel führte Fa. Engel, Spenglerei, Leeder, durch. Die Bedachung erneuerten Fa. Taufkratshofer-Bichteles und Helfer, das Kuppelkreuz entstand unter der Anleitung von Gerhard Hagenbusch, für die Wandfassung des Äußeren und der Innenwände ist Wolfgang Gilg zu danken.

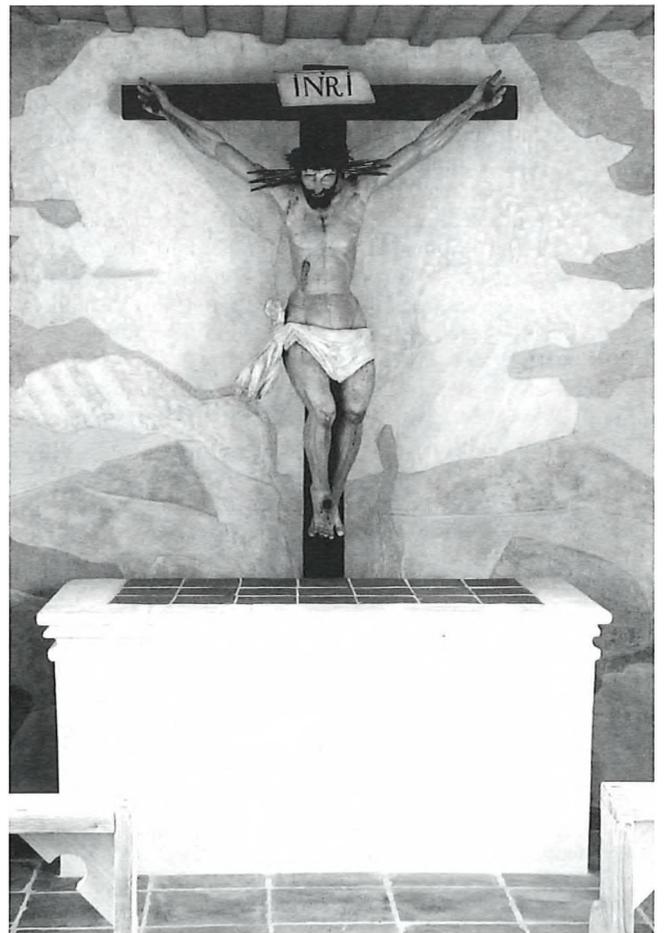
Im Inneren erstreckt sich die Decke aus gebeizter Fichte durchgehend über den kleinen Gemeinderaum und die Apsis. Planung: F.B.Weißhaar, Ausführung Wolfgang Gilg. Fußboden: Solnhofer Platten aus verschiedenen Beständen. Die nötigen Putzarbeiten führte Martin Bucher aus.

Innenausstattung

1. Bestand

Der gemauerte und verputzte Altar erfuhr bei der Erneuerung der Jahre 2000/2001 eine Anhebung durch ein Tongesims, sowie eine Begrädigung. Die Altarfassung in Kaseinmalerei erfolgte im Zusammenhang mit der Gestaltung der Apsiswand durch Susanne Oehl, Dinkelsbühl/Kottgeisering, 2001.

Die mächtige *Figur des Gekreuzigten* hängt schwer an dem Kreuzbalken, das Haupt ist auf die Brust gesunken. Das breite v-förmig angelegte Lententuch ist schürzenartig geschlungen. Weichholz, gefasst, 17. Jh. Korpus 1,50 m hoch, Spannweite 1,22 m. Konserviert 2001 von Restaurator Manfred Sattler, Füssen-Horn. Da die Figur auf Untersicht konzipiert ist, muß davon ausgegangen werden, daß sie aus einem anderen Zusammenhang stammt und ursprünglich viel höher angebracht war, möglicherweise am Kreuz eines großen Hofes. INRI-Tafel aus dem 19. Jh., Kreuzbalken älter.



²⁵ Kirschner, S. 143

²⁶ Die Jahreszahl "1966" findet sich in dem Betonfußboden hinter dem Altar eingeritzt.

²⁷ Dokumentation der Konservierung von Restaurator Manfred Sattler vgl. Gemeinde Fuchstal, Bauakten, Lechsberg/Dreifaltigkeitskapelle.

Die *Wandmalerei in der Apsis*: In den Wochen nach Pfingsten 2001 verwirklichte die Malerin Susanne Oehl einen von acht Entwürfen in der Apsis der Dreifaltigkeitskapelle auf dem Lechsberg. Diese Wandmalerei in Fresco-Secco-Kasentechnik bedeckt die ganze Wand zwischen Decke und Boden und den seitlichen Pfeilern als abstrakte Landschaft, vor der sich das alte Kreuz aus dem 17. Jh. erhebt und der gemauerte Altar steht. Eine in Weißnuancen differenzierte Fläche nimmt die Mitte hinter dem Kreuz ein und umhüllt es. Während die Malerei nach oben hin in lichte Blautöne übergeht, baut sich hinter dem Altar in warmen und kalten Ockerfarben eine kosmische Landschaft auf.

Befragt nach dem ganz ursprünglichen Motiv, gestand die Künstlerin, dass es ein blühender Kirschbaum war, den sie wie eine Wolke aus Blüten erlebte. - Für die theologische Deutung der Malerei in der Kapelle übernimmt die Metapher der hellen Wolke die Aufgabe, Gottes Gegenwart und Nähe anzuzeigen, wie es die Wolke allemal in den biblischen Schriften tut – im Alten Testament am Sinai und über dem Bundeszelt, im Neuen Bund auf dem Tabor und bei der Himmelfahrt Christi auf dem Ölberg.

In der Zusammenschau der lichten Wolke mit der kosmischen Landschaft und dem großen Kreuzifixus in der Kapelle kann man vielleicht etwas vom Geheimnis des Dreifaltigen Gottes erahnen.

An den Seitenwänden wurden die beiden Gemälde der *Hll. Wendelin und Isidor* angebracht. Öl auf Zinkblech, 86 zu 59 cm, im Rundbogen schließend, vor 1900. Auf Grund der Schutzdächlein (6 cm tief) ist anzunehmen, daß auch sie in der Kapelle eine Zweitverwendung fanden. Reinigung und Retouche durch M. Sattler, Füssen 2001.

Bei der Türe: *Verkündigung an Maria*, Terracottarelieff, gefaßt, von Wilhelm von Rechenberg, wohl München²⁸, 1945/1950. Darunter der *steinerne Weihbrunnen*, Entwurf F.B. Weißhaar, Ausführung Wolfgang Gilg, 2001. - Über der Türe: Marienmedaillon, Keramikbozzetto von Eva Moshack-Bach, München, 1980. - Die *Bestuhlung*, aus dem Ende des 19. Jh. konnte erhalten werden: Fichte, gebeizt, 1896, konserviert von Wolfgang Gilg. - Zwei Kerzenleuchter. Schmiedeeisen, um 1965. - Die neu geschaffene *Gittertüre* gewährt der Kapelle Schutz und dem Vorübergehenden einen Blick in den Kapellenraum. Schmiedeeisen, Entwurf: F.B. Weißhaar, Ausführung Fa. Kusterer, Waalhaupten, 2001. - Die *Glocke im Turm* ist unbezeichnet, sie wurde wohl 1829 in Landsberg gegossen.²⁹ Der Schwengel wurde von Gerhard Hagenbusch, Leeder, konserviert. - Die drei kleinen Figuren der *Gottesmutter*, des *hl. Josef* und des *hl. Wendelin*, um 1900, Weichholz, gefaßt, befinden sich mit ihren Konsolen in Verwahrung.

2. Ausstattung der Jahre 1896-1966

Bis 1966 erhob sich in der Apsis über dem Altarstipes ein dunkel gefasstes – wohl neogotisches – Altarretabel mit einem Leinwandbild. Das große Kreuz mit dem mächtigen Kreuzifixus hing im Inneren der Kapellensüdwand. An der Ostwand mit der Eingangstüre waren die beiden Metalltafeln mit den Darstellungen der Heiligen Wendelin und Isidor angebracht. Drei kleine Figuren der Gottesmutter, des hl. Josef und des hl. Wendelin hatten zudem auf zugehörigen Konsolen an den Wänden ihren Platz gefunden. - Das als sehr dunkel empfundene Altarretabel war morsch und bei den Renovierungsarbeiten nicht mehr zu halten. Bereits in den fünfziger Jahren war in der Folge von Einbruchsserien in der Umgebung mit der Bergung der Ausstattungsgegenstände begonnen worden.³⁰

3. Ausstattung der Jahre 1829-1896

Eine Beschreibung aus dem Jahr 1880 versichert, daß bereits zur ersten Ausstattung der große Kreuzifixus gehörte, der heute der Mittelpunkt des Gotteshauses geworden ist. Weiter wird eine "Bildertafel aus Holz" erwähnt, die in das Jahr 1714 datiert ist, mit der Darstellung der Marienkrönung sowie assistierend die Apostelfürsten Petrus und Paulus und die Eltern Mariens, Joachim und Anna. Schließlich beklagt die Quelle den maroden Zustand weiterer Bildwerke. Das barocke Brettbild zum Kirchenpatrozinium ist ebensowenig auf uns überkommen wie die angeführten Figuren.³¹ Sie wurden vermutlich durch die drei oben erwähnten Figuren der Gottesmutter und der Hll. Josef und Wendelin ersetzt. Über ein Altarretabel finden sich keine Informationen.

Die Helfer der Erneuerung 2000-2001

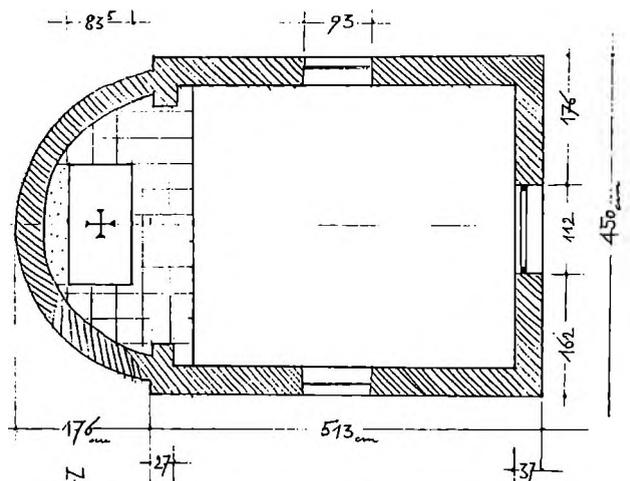
Es ist einer Initiative von Frau Rita Theis, Landsberg, zu verdanken, dass die Arbeiten an der Lechsberger Kapelle in Angriff genommen wurden. Planung und Koordination lagen in Händen von Franz Xaver Haibl, dem Bürgermeister der Gemeinde Fuchstal. Begleitend und vermittelnd konnte die Kreisheimatpflege des Landkreises Landsberg tätig werden. Die Eigentümerfamilien, Handwerker und viele freiwillige Helfer sowie Bedienstete der Gemeinde Fuchstal haben Hand angelegt und Material gespendet. Prof. Franz Bernhard Weißhaar, Landsberg, trug Rat und Planentwürfe bei.

Die erheblichen finanziellen Mittel stellten zur Verfügung: das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege, der Bezirk Oberbayern, der Bayerische Landesverein für Heimatpflege sowie die Eigentümerfamilien, zahlreiche Stifter und Gönner aus dem Fuchstal und seiner Umgebung. Schließlich war es der Lions-Club Landsberg, der die Gestaltung der Apsis hinter dem Kreuzifixus durch eine großzügige Spende ermöglichte.

Würdigung

Die an historisch nicht unwesentlicher Stelle sich erhebende Dreifaltigkeitskapelle stellt nach der sorgfältigen Renovierung in den Jahren 2000-2001 mit ihrem schmucken Äußeren einen markanten Punkt an hoch gelegener Stelle des Landkreises dar. In ihrem Innenraum mit der überkommenen Ausstattung verbindet sich der große Kreuzifixus aus dem 17. Jh. über dem Altar mit der malerischen Neugestaltung der Apsis zu einer eindrucksvollen Einheit, die als ein wertvollen Beitrag zum Kunstschaffen unserer Zeit im Landkreis bezeichnet werden darf.

Es ist zu wünschen, daß die Kapelle sowohl den Bewohnern der drei Höfe wie auch denjenigen, die im Fuchstal Erholung und Ruhe suchen, wieder zu einem Ort der Geborgenheit werden möge.



²⁸ Zu v. Rechenberg vgl. Vollmer, Hans: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler des 20. Jahrhunderts. 4. Nachdr. d. Ausg. 1958. München 1992, S. 30. ²⁹ Fürst, S. 40.

³⁰ Für diese Informationen ist den Eigentümer-Familien zu danken.

³¹ Fürst, S. 40-41.

Die "Gerichtsmühle" und die "Vier letzten Dinge"

Zwei barocke Tafelgemälde in der Kapelle von Rieden am Ammersee¹

von Andrea Worm

"Dieser Ort, in welchem drey Bauernhöfe befindlich, ist an den äussersten Gränzen unserer Pfarr gelegen, und also derselben weiteste Filial, indem sie bey nahe anderthalb Stund vom Kloster entfernt ist. Die Lage dieses klein, und alten Kirchleins ist sehr anmüthig, indem es auf einer schönen Anhöhe zustehen kömmt, und also ein schönes Ansehen gewinnt." Mit diesen Worten beschreibt der Augustiner-Chorherr Joseph dall'Abaco in seiner zwischen 1764 und 1778 entstandenen Chronik des Dießener Klosters² die Georgskapelle in Rieden am Ammersee. Noch heute besteht der Weiler aus drei stattlichen Gehöften, in deren Mitte sich der kleine Hügel mit der Kapelle erhebt. Seit der Säkularisa-

tion befindet sie sich im Besitz der drei ansässigen Familien. Das noch aus romanischer Zeit stammende Gotteshaus ist nicht nur landschaftlich "anmüthig" gelegen, es verdient auch wegen seiner reizvollen Ausstattung Beachtung. An der Chorbogenwand fallen zwei große barocke Tafelgemälde mit ungewöhnlichen Bildthemen ins Auge (Abb. 1). Die Darstellungen der beiden Tafeln kreisen um das Jüngste Gericht: Das Gemälde rechts zeigt die Vier letzten Dinge (Farbtafel I), auf dem linken ist eine Gerichtsmühle dargestellt (Farbtafel II). Da sich die Tafeln in ihrem Format von etwa 150 auf 110 cm und in der Art ihrer Rahmung entsprechen, wird man davon ausgehen dürfen, dass sie als Pendants



Abb. 1: Rieden am Ammersee, Kapelle St. Georg, innen: Blick nach Osten
Farbtafel I (Umschlagrückseite): Rieden am Ammersee, Kapelle St. Georg: Die Vier letzten Dinge
Farbtafel II (Umschlagbild): Rieden am Ammersee, Kapelle St. Georg: Die Gerichtsmühle

gemalt worden sind.³ Leider befinden sie sich in schlechtem Zustand, da sie durch früher in die Kapelle eindringende Feuchtigkeit schweren Schaden genommen haben. An vielen Stellen hat sich die Farbe bereits vom Malgrund gelöst, und die weiße Grundierung liegt zutage. Was die Entstehungszeit der Gemälde angeht, so ist das Bild der Gerichtsmühle mit einer Jahreszahl versehen, die sich in einer Kartusche in der Mitte des unteren Bildrandes befindet. Lesbar sind jedoch nur noch die beiden letzten Ziffern als „..25“. Sie wurden bisher meist zu „1625“ ergänzt.⁴ Das Problem der Datierung möchte ich jedoch vorerst zurückstellen und mich zunächst der Ikonographie der beiden Gemälde zuwenden.

Die Vier letzten Dinge

Unter den Vier letzten Dingen (lat. novissima), die den Menschen erwarten, sind Tod, Gericht, Himmel und Hölle zu verstehen.⁵ Im Unterschied zum universalen Weltende, bei dem Christus über die Lebenden und über die auferstandenen Toten zu Gericht sitzt, behandeln die letzten Dinge die Vollendung des einzelnen Menschen, also seinen Tod, die Bemessung seiner Sünden im Gericht und daraus folgend Himmel oder Hölle, bzw. Fegefeuer. Naturgemäß ist die Grenze zwischen universeller und individueller Eschatologie nicht ganz präzise festzulegen.

Auf dem Riedener Gemälde sind den Vier letzten Dingen jeweils separate Bildfelder zugeordnet, die mit Beischriften versehen sind (Farbtafel I). Mit "DAS 1. DER TOD"⁶ beginnt die Szenenfolge oben rechts. Eingehüllt in ein weißes Leichentuch steht der Knochenmann in Schrittstellung auf einem abgetreppten und perspektivisch verkürzten Podest und wendet sich in graziöser Drehung gleichsam tänzerisch dem Betrachter zu. Das Beinhaus am linken Bildrand und die auf dem Boden verstreuten Schädel und

Knochen weisen den Ort als Friedhof aus. Als Symbol der verrinnenden Lebenszeit hält der Tod in der linken Hand ein Stundenglas empor, die rechte stützt sich leicht auf einen Bogen, der sinnbildhaft auf das schnelle und unerwartete Eintreten der Sterbestunde hinweist. Innerhalb von Bildfolgen mit den Vier letzten Dingen ist an erster Stelle naturgemäß der Tod des Menschen dargestellt, entweder in Form einer Sterbeszene oder aber, wie in Rieden, in Form einer Todespersonifikation. Dabei gilt in der Regel, dass in Beispielen des 15. Jahrhunderts der Tod als Knochenmann auftritt, wogegen ab dem 16. Jahrhundert häufiger das Sterbelager, gelegentlich auch die Bestattung gezeigt wird.⁷

Nach dem Ableben des Menschen wird über seine Seele Gericht gehalten: "DAS 2. DAS LÖCHSTGERICHT" (sic) steht auf der Tafel oben rechts zu lesen. Während auf der Erde die auferstandenen Toten vom Erzengel Michael mit erhobenem Schwert in Selige und Verdammte geschieden werden, wenden sich im Himmel Maria und Johannes der Evangelist als Fürbitter an den richtenden Christus. Maria hat dabei wie üblich den Ehrenplatz zur Rechten ihres Sohnes inne. Als Weltenrichter thront Christus auf dem Regenbogen, seine Füße ruhen auf der Weltkugel. Voll Güte wendet er sich mit erhobener rechter Hand zu den Seligen, während er mit der gesenkten linken Hand die Verdammten von sich weist. Schon die frühesten westlichen Weltgerichtsdarstellungen zeigen den richtenden Christus entsprechend der Schilderung des Matthäusevangeliums (25,32-46) mit diesen Gesten der Annahme der Gerechten, "Venite, benedicti Patris mei" (Mt. 25,34), und der Verdammung, "Discedite a me, maledicti" (Mt. 25,41). Die Gerichtsdarstellung auf der Riedener Tafel entspricht im Wesentlichen dem in frühgotischer Zeit entwickelten und lange Zeit gültigen Bildtypus, den, um ein beliebiges Beispiel herauszugreifen, auch das berühmte Weltgerichtsbild Hans Memlings von 1466-1471 in Danzig vertritt.⁸



Abb. 2: Die Vier letzten Dinge: 1. Der Tod

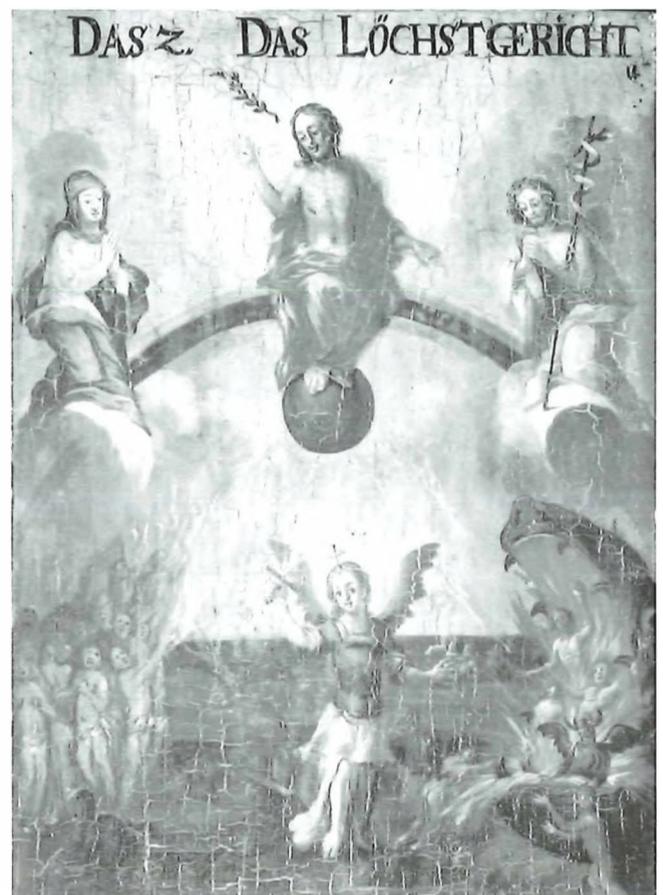


Abb. 3: Die Vier letzten Dinge: 2. Das jüngste Gericht

Die beiden unteren Bildfelder in Rieden stellen Himmel und Hölle gegenüber. "DAS 3. DIE HÖLL" erscheint dabei, wie schon oben beim Weltgerichtsbild, als aufgerissener Rachen eines Ungeheuers.⁹ Die nackten Seelen der Verdammten brennen dort in ewigem Feuer und werden von schwarzen Teufeln mit langen Forken traktiert. Die ikonographische Sonderform der Hölle in Gestalt eines Tierrachens hat ihren Ursprung in der angelsächsischen Kunst des 10. Jahrhunderts, verbreitete sich aber bald im gesamten nordalpinen Raum und blieb bis weit in die Barockzeit hinein ein beliebtes Motiv. Konventioneller fällt "DAS 4. DAS HIMELLREICH" aus, welches die Bildfolge in Rieden beschließt: Die Seelen der Erlösten sind im Himmel nahe der Heiligen Dreifaltigkeit versammelt, die über den Wolken thront.

Zyklen mit den Vier letzten Dingen bildeten sich, wie oben schon angedeutet, erst im 15. Jahrhundert heraus.¹⁰ Verglichen mit den meisten anderen Bildthemen der christlichen Kunst, handelt es sich also um ein recht junges Sujet.¹¹ Von maßgeblicher Bedeutung für seine Verbreitung dürfte der um 1430 von dem niederländischen Kartäuser Dionysius de Rijkel verfasste Traktat "De Quatuor hominis novissimis" gewesen sein, der in Drucken unter dem Titel "Cordiale quatuor novissimorum" weite Verbreitung erlangte.¹² Die mit Bibelworten und Kirchenväterzitate angereicherte Schrift gliedert sich in vier Kapitel, welche Tod, Jüngstes Gericht, Hölle bzw. Fegefeuer und Himmel behandeln. Im Jahre 1455 ließ Philipp III. der Gute (1419-1467), Herzog von Burgund, eine prächtig ausgestattete Handschrift mit französischer Übersetzung des Textes für seinen eigenen Gebrauch herstellen, die einen der frühesten bekannten Bilderzyklen zu den Vier letzten Dingen enthält.¹³ Die vier Miniaturen sind jeweils als Titelbilder der Textabschnitte eingesetzt. Weite Verbreitung erfuhr das "Cordiale" dann durch den Buch-

druck, wobei neben der lateinischen Ausgabe auch mehrere volkssprachliche Übersetzungen erschienen. Auch diese für einen großen Benutzerkreis hergestellten gedruckten Erbauungsbücher waren häufig mit Illustrationen in Form einfacher Holzschnitte oder Kupferstiche versehen.¹⁴ Üblicherweise sind in den gedruckten Ausgaben die Vier letzten Dinge gemeinsam auf einem Titelblatt angeordnet, statt auf separaten Blättern vor den einzelnen Textabschnitten. Eines der frühesten Beispiele hierfür bietet ein 1473 in Nürnberg gedruckter Einblattholzchnitt von Friedrich Creussner (Abb. 6).¹⁵ Das Thema war bald so verbreitet, dass mit knappen Beischriften versehene Kupferstiche, auch ohne den zugehörigen Traktat, in Umlauf gelangten. In der Malerei dagegen blieb das Thema, wohl seines lehrhaft-schematischen Charakters wegen, ausgesprochen selten.¹⁶ Ein Kupferstich des Hieronymus Wierix von 1589 (Abb. 7) macht diesen didaktischen Aspekt besonders deutlich.¹⁷ Die diagramm-artig aufgebaute Darstellung zeigt fünf durch Wege miteinander verbundene Medaillons, welche das Schicksal der menschlichen Seele nach dem Tode veranschaulichen.¹⁸ Tod, Gericht, Himmel und Hölle besetzen dabei die vier Eckmedaillons. In der Mitte ist der gekreuzigte Christus mit den Leidenswerkzeugen zu sehen, am unteren Bildrand ist das Fegefeuer als eherner Dreifuß dargestellt. Drei unterschiedliche Wege sind der Seele bereitet: Der erste, den Heiligen und Märtyrern vorbehalten, führt über Christus direkt ins Himmelreich, welches links oben dargestellt ist. Der zweite führt gleichfalls über Christus zum Gericht und über das Fegefeuer in den Himmel. Der Weg der Gottlosen dagegen geht an Christus vorbei und über das Gericht direkt in die - ausweglose - Hölle. Durch den Stich wird der Betrachter aufgefordert, diese Wege der Seele nachzuvollziehen und die entsprechenden Konsequenzen für das eigene Handeln zu ziehen.



Abb. 4: Die Vier letzten Dinge: 3. Die Hölle



Abb. 5: Die Vier letzten Dinge: 4. Das Himmelreich



Abb. 6: Die Vier letzten Dinge, kolorierter Holzschnitt in „Ars et modus contemplativae vitae“, gedruckt von Friedrich Creussner in Nürnberg, 1473

Auf Grund der großen Verbreitung der Vier letzten Dinge in der Druckgraphik ist es wahrscheinlich, dass sich der Maler der Riedener Tafel auf eine solche druckgraphische Vorlage stützte, wofür auch die Verse am unteren Bildrand sprechen.¹⁹ Recht nahe kommt der Riedener Tafel ein Kupferstich des frühen 18. Jahrhunderts von Johann Andreas Pfeffel dem Älteren (1674-1748) (Abb. 8).²⁰ Das Blatt zeigt die Letzten Dinge in vier ovalen Medaillons auf die Ecken des Bildfeldes verteilt. Die Mitte nimmt ein Kreis ein, gebildet aus einer sich in den Schwanz beißenden Schlange, deren Kopf von einem geflügelten Stundenglas bekrönt wird. Sie ist als Symbol der Ewigkeit aufzufassen, worauf auch der Vers aus Jesus Sirach (7,40) im Inneren des Kreises verweist: "In omnibus operibus tuis memorare novissima tua, et in aeternum non peccabis."²¹ Der Kupferstich und das Riedener Gemälde gleichen sich in vielen Einzelheiten, so ist der Tod jeweils in der Personifikation als Skelett gegeben, die Hölle als aufgerissener Rachen eines Ungeheuers. Hier geht die Übereinstimmung so weit, dass in beiden Fällen nur der obere Teil des Mauls mit den nach innen gerichteten Zähnen sichtbar wird. So oder ähnlich dürfte die Vorlage ausgesehen haben, auf die der Maler der Riedener Tafel zurückgegriffen hat.

Zuletzt wäre noch auf eine der wenigen erhaltenen großformatigen Fassungen des Themas hinzuweisen. Im Beinhaus von Oberägeri bei Zug konfrontiert eine als "Speculum Rationis" ausgewiesene Tafel den Betrachter mit den Letzten Dingen (Abb. 9).²² Sie zeigt auf der linken Seite das irdische Leben, von dem aus die Seele des Verstorbenen auf einer Art Brücke emporsteigt, unter der seine von Pfeilen durchbohrte Leiche liegt. Der Tod, den Bogen noch im Anschlag, wartet auf der anderen Seite. Die nächste Station auf dem Weg der Seele ist das Jüngste Gericht auf der rech-

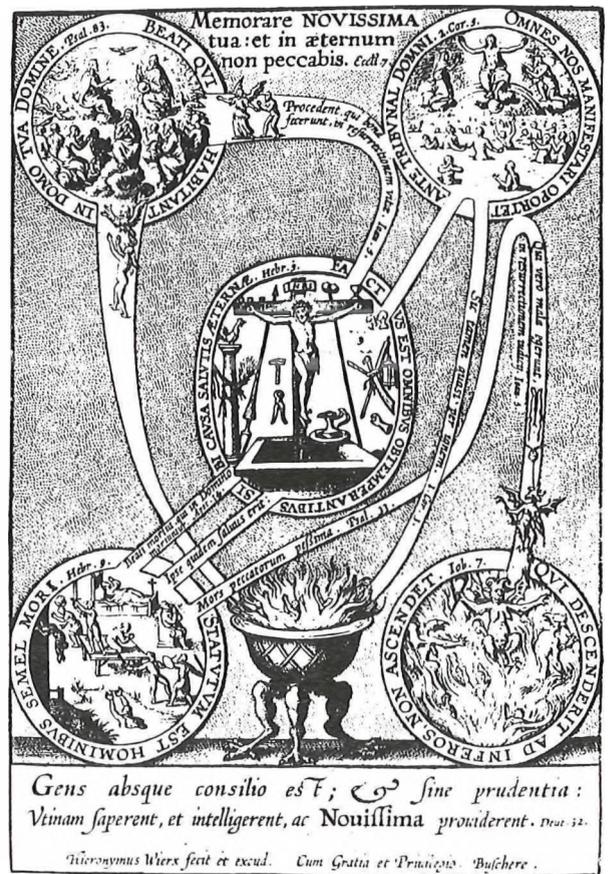


Abb. 7: Hieronymus Wierix: Die Vier letzten Dinge und das Fegefeuer; Kupferstich, 1589

ten Seite, wo sich ihr weiteres Schicksal entscheidet: Im oberen Bildfeld erwartet sie das Paradies, unten dagegen drohen Hölle und Fegefeuer. Eine Gesetzestafel bildet das Zentrum der Darstellung: "Diliges Dominum Deum et proximum tuum sicut te ipsum"²³. Sie leitet, ebenso wie die Spruchbänder, den Betrachter zu einem gottgefälligen irdischen Dasein an, durch das er zum ewigen Leben gelangen soll: "Vive, ut aeternum vivas". Die Darstellung der Vier letzten Dinge in Oberägeri ist deshalb von Interesse, da sich hier der Entstehungskontext und die Funktion der Bildtafel relativ genau nachvollziehen lassen. Sie wurde 1677 gestiftet und geht, wie Regula Odermatt-Bürgi nachgewiesen hat, auf eine druckgraphische Vorlage zurück.²⁴ Bemerkenswert ist außerdem, dass das "Speculum Rationis" für ein Beinhaus geschaffen wurde. Angesichts des Todes ist die Ermahnung zu einem gottesfürchtigen Leben ohne Zweifel besonders wirkungsvoll.

Die Gerichtsmühle

Auch das zweite Riedener Gemälde, die Gerichtsmühle (Farbtafel II u. S.72), behandelt ein endzeitliches Thema, wie die erklärenden Beischriften erläutern: "Wan der sack von sünd ist voll / So kumpt den schwer an der in dragen sol. / Wan er ohne Bues kumbt zu der mil. / So wird er haben der straffen uil." lautet der Text in der Kartusche. Ebenso unmissverständlich weisen auch die Verse am unteren Bildrand auf das Gericht hin: "Wer anderst als guets koren thuet dragen / Der wirt in die höll hinein geschlagen / Der nichts als läres stro thuet bringen / Den wirt gott in das ewig feuer machen springen. / Welcher aus dem koren das beste suebt (=siebt) / Zu der ewigen hochzet wirt er berueft." Das Bild selbst zeigt einen Landschaftsausschnitt, in dessen Zentrum ein



Abb. 8: Johann Andreas Pfeffel d.Ä.: Die Vier letzten Dinge, Kupferstich, frühes 18. Jh.



Abb. 9: „Speculum Rationis“ im Beinhaus von Oberägeri, 1677

großes, von drei Bögen überfangenes Mühlrad steht, zu dem aus allen Richtungen Menschen hinstreben. Im Himmel darüber erscheint die Heilige Dreifaltigkeit. In ihrer architektonischen Gestaltung erinnert die Mühle stark an ein Triumphtor. Auf podestartigen Erhöhungen über den drei Bögen stehen Personifikationen: links Justitia mit Schwert und Waage, in der Mitte der Tod mit einem Bogen im Anschlag und rechts eine geflügelte männliche Gestalt mit weißem Bart, welche in der linken Hand ein Stundenglas, in der rechten einen etwas eigenartigen Zweizack hält. Es handelt sich um den griechischen Gott Chronos, der als Verkörperung der Zeit auftritt. Den Scheitel des mittleren Bogens ziert ein Totenkopf, zwei aus Blumen und Früchten gebundene Festons schmücken den Durchgang. Während in den äußeren beiden Bogenstellungen das Mühlrad zu sehen ist, stehen in der mittleren zwei Figuren, nämlich Maria, die ohne weiteres durch ihr rotes Kleid und den blauen Mantel zu identifizieren ist, und ein Engel in Rüstung mit einem leeren Sack in der Hand, zweifellos der Erzengel Michael. Die zu der Mühle wandernden Menschen sind durch ihre Kleidung als Vertreter unterschiedlicher Stände gekennzeichnet, so tritt von links ein König an das Podest heran, von unten rechts nähert sich eine Gruppe von Männern und im Hintergrund sind einige Frauen zu erkennen. Alle tragen mehr oder minder volle Säcke auf dem Rücken, deren Inhalt in der Mühle, wie die erläuternden Verse besagen, auf seine Qualität geprüft wird. Besonders hinzuweisen ist auf ein Detail, das auf Abbildungen des schlechten Erhaltungszustands wegen nicht mehr zu erkennen ist: Rechts der Mühle wendet sich der Teufel an den vordersten der drei Männer, welche sich in der oberen Gruppe der Mühle nahen, als ob er ihm etwas einflüstern oder ihn mitnehmen wollte. Auf den ersten Blick scheint der metaphorische Gehalt der Szene unmittelbar der bäuerlichen Lebenswelt entlehnt:

Korn wird zur Mühle gebracht, vermahlen - und entsprechend erhält der Bauer seinen Lohn. Wie aber kommt es zur Darstellung der Gerichtsmühle in der Bildkunst?



Abb. 10: Christus mit der Wurfschaufel, Köln, 1. Viertel 12. Jh. (zu Seite 72)

In der Heiligen Schrift ist im Zusammenhang mit dem Weltgericht nicht explizit von einer Mühle die Rede, wohl aber werden verwandte Metaphern gebraucht. So heißt es etwa bei Lukas über den richtenden Christus (3,17): "Cujus ventilabrum in manu ejus, et purgabit aream suam, et congregabit triticum in horreum suum, paleas autem comburet igni inextinguibili."²⁵ Dieses Bibelwort ist nicht nur als "Trennen von Spreu und Weizen" in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen, es hat auch vereinzelt Niederschlag in der darstellenden Kunst gefunden. Das Schnütgen-Museum in

Köln bewahrt eine mandorla-förmige Kupferplatte aus dem ersten Viertel des zwölften Jahrhunderts auf, die in Treibarbeit den thronenden Christus mit der Wurfschaufel zeigt (Abb. 7). Das Spruchband in seiner Linken trägt als Aufschrift den soeben zitierten Bibelvers.²⁶ Auch in bildhaften Redensarten taucht die Mühle im Zusammenhang mit dem Gericht Gottes auf, etwa in dem Sprichwort, dass Gottes Mühlen zwar langsam aber fein mahlen.²⁷ Im Volksglauben erscheint die Mühle gleichfalls im Zusammenhang mit dem Tod und dem Schicksal der Seelen der Verstorbenen. Einer



Rieden am Ammersee, Kapelle St. Georg: Die Gerichtsmühle Farbtafel II (Umschlagbild); zu Seite 71

geläufigen Sage zufolge sucht der Teufel in der Neujahrsnacht eine Mühle auf, um im 13. Mahlgang die Knochen jener Menschen zu zermahlen, welche ihm anheimgefallen sind. Dadurch wird ihnen die Möglichkeit der körperlichen Auferstehung genommen.²⁸ Volkstümliche Vorstellungen dieser Art mögen dazu beigetragen haben, die Mühle mit Gericht und Strafe in Verbindung zu bringen.

Für die bildliche Ableitung der Gerichtsmühle spielen jedoch vor allem die sogenannten mystischen oder eucharistischen Mühlen eine wichtige Rolle.²⁹ Dieses Bildthema begegnet in der Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts, bleibt hier jedoch weitgehend auf das deutsche Sprachgebiet begrenzt. Eines der frühesten Beispiele findet sich in einer 1414 im niederbayerischen Benediktinerstift Metten geschriebenen und illuminierten Biblia Pauperum (Abb. 11).³⁰ Im Zentrum des Bildes steht eine Mühle, deren Mahlwerk von den zwölf Aposteln mit Hilfe einer langen Welle angetrieben wird. Oben leeren die vier anthropomorph gestalteten Evangelistensymbole Säcke in den Mühltrichter, während unten die vier Kirchenväter einen Kelch empor halten, in welchem sie das Christuskind als Produkt der Mühle auffangen. Über der Mühle ist die Verkündigung an Maria dargestellt. Hier liegt der Schlüssel zur Deutung des Bildes: Mit der Verkündigung nimmt das Wort Gottes auf wunderbare Weise fleischliche Gestalt an. Das Geschehen in der Mühle wird dazu in Beziehung gesetzt: Die Evangelisten füllen das Wort Gottes in den Mühltrichter, in der Mühle verwandelt es sich in den Leib Christi, der unten von den Kirchenvätern in einem Kelch aufgefangen wird. Maßgeblich beteiligt an diesem Vorgang sind die zwölf Apostel, indem sie die Welle antreiben, was als Sinnbild dafür zu verstehen ist, dass durch sie das Wort Gottes verbreitet wurde. Evangelisten, Apostel und Kirchenväter sind also gemein-

sam an dem Vorgang beteiligt, der in der Verkündigung - der Fleischwerdung des Wortes - seinen Ausgang nimmt, und der sich in der Feier der Eucharistie durch die Transsubstantiation, die Verwandlung der Hostie in das Fleisch Christi, immer wieder von neuem vollzieht. Martin Schawe hat das so formuliert: "Das Mühlenbild ist eine eucharistische Allegorie. Mit ihr wird das Sakrament der Eucharistie in engerem Sinne in seiner Verwandlung der Opfergaben, in weiterem Sinne in seiner historischen Entwicklung, d. h. in seinen Voraussetzungen in der Inkarnation Jesu, dem Wirken der Apostel und Evangelisten und der Verwaltung und Darreichung durch die Kirchenväter erklärt. Bezugspunkte für den zeitgenössischen Betrachter sind das liturgisch-alltägliche Gerät "Kelch" und die Messgewänder der Kirchenväter."³¹

Im 16. Jahrhundert, als Darstellungen eucharistischer Mühlen nur noch selten begegnen, wurde die Mühlenmetapher von der reformatorischen Agitation in Dienst genommen. Die "göttliche müly", ein Holzschnitt von 1521 (Abb. 12)³², zeigt Christus, der als Müller die vier Evangelisten nebst Paulus³³ in der Mühe zu "glaub", "lieb" und "hoffnung" mahlt, welche unten in Form von Spruchbändern aus der Mühle herausfallen und von Erasmus in einen Sack geschaufelt werden. Luther indessen ist damit beschäftigt, aus einem großen Bottich Bibeln an Angehörige des hohen Klerus zu verteilen, die vom Papst und seiner Gefolgschaft jedoch verächtlich weggeworfen werden, weshalb der "Karsthans" mit dem Dreschflegel auf sie eindrischt. Er ist als einfacher, mit der "Karst", also mit der Hacke, arbeitender Bauer als Verkörperung des "gesunden Menschenverstandes" gemeint, der hier selbstverständlich auf der Seite der Reformatoren steht. Ein fliegender Drache krächzt "Ban[n], Ban[n]", was als Anspielung darauf zu verstehen

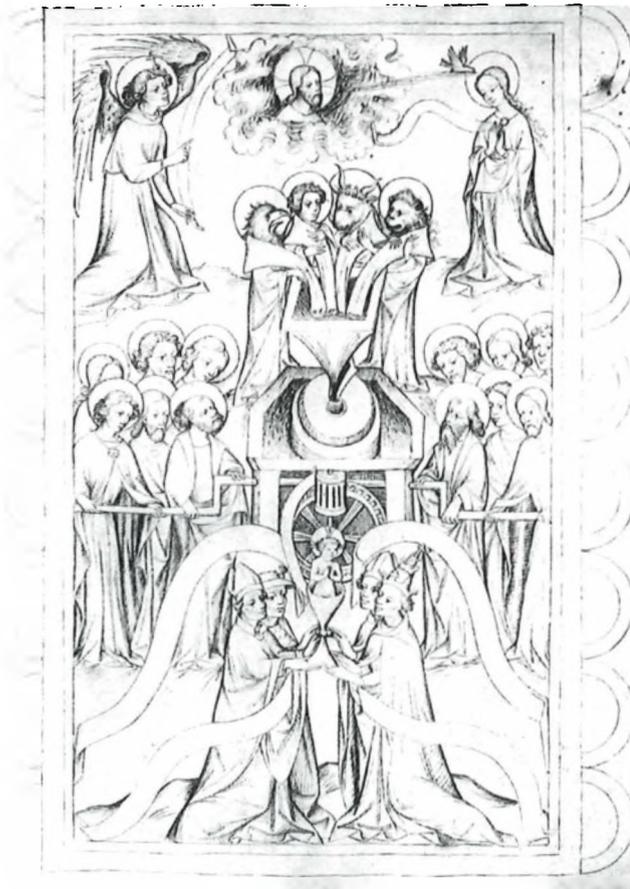


Abb. 11: Eucharistische Mühle
in der Biblia Pauperum aus Metten 1414

Das hond zwen sch weytzer bauren gemacht. Für war sy hondes wol betracht.



Abb. 12: Titelblatt zur „Beschreibung der göttlichen müly“,
Holzschnitt, 1521

Freie Umdeutungen der eucharistischen Mühle wie diese mögen dazu beigetragen haben, die Mühlenmetapher auch auf andere Inhalte anwendbar werden zu lassen. Ein italienischer Kupferstich des 19. Jahrhunderts, auf den Leopold Kretzenbacher aufmerksam gemacht hat³⁷, kommt der Riedener Gerichtsmühle zwar nicht formal, aber doch inhaltlich sehr nahe (Abb. 14): Er trägt den Titel "IL SEDAZZO DELLA MORTE" (das Mühltrieb des Todes) und zeigt in der oberen Bildmitte einen Mühltrichter, zu dem von rechts her eine einfache Holzstiege emporführt. Einige Menschen haben diese bereits bestiegen, während andere noch aus einer großen geborstenen Weltkugel herauschauen. Die begleitende Inschrift lautet "Dalla vita alla Morte e Breve la Strada"³⁸ und Inschriften bei dem Mühltrieb weisen darauf hin, daß am Ort des Gerichts niemand mit Bevorzugung rechnen kann, was ähnlich wie in Rieden dadurch zum Ausdruck gebracht wird, dass die Verstorbenen aus allen Ständen kommen. Aus dem Mahlwerk fallen sie auf ein Sieb, welches der Tod selbst rüttelt und schüttelt, um so gewissermaßen die Spreu vom Weizen zu trennen. Entsprechend werden auf der rechten Seite Verdammte von Teufeln fortgerzert, während auf der linken Seite Engel die Erlösten in Empfang nehmen. Ein bei der Himmelstiege sitzender Engel trägt ihre Namen ins Buch des Lebens ein. Tod und Gericht stehen allen Menschen unausweichlich bevor, wer ein bußfertiges Leben führt, wird auch den entsprechenden Lohn im Jenseits ernten, den anderen droht die ewige Verdammnis. In seiner Bildaussage gleicht der italienische Kupferstich dem Riedener Gemälde, wenn auch die Bildformulierungen etwas unterschiedlich sind. Angesichts der Seltenheit der Gerichtsmühle als Bildthema überrascht es, dass zwei Tafelgemälde, das eine in Frauenneuharting, das andere in Frauenreuth sehr eng mit dem Riedener Mühlenbild übereinstimmen. Beide Orte liegen im

Landkreis Ebersberg bei München, also rund 80 km Luftlinie von Rieden entfernt.³⁹ In der Marienkirche von Frauenneuharting (Abb. 15) hängt an der südlichen Wand unter der Treppe zur Empore ein Tafelgemälde mit einer Darstellung der Gerichtsmühle, welches mit 83 auf 102 cm erheblich bescheidenere Abmessungen aufweist als dasjenige in Rieden, sich aber in deutlich besserem Zustand befindet.⁴⁰ In einer Inschrift am unteren Bildrand ist das Bild auf das Jahr 1708 datiert und von einem Maler namens Michael Dele signiert,⁴¹ auch der Stifter "Georg Schüldt-Gromayer von Frau Nailerdingen"⁴² ist genannt. Anders als in Rieden ist für die Tafel in Frauenneuharting ein Breitformat gewählt worden, weshalb man wohl auf die Wiedergabe der Heiligen Dreifaltigkeit über der Mühle verzichtete. Auch sonst gibt es geringfügige Abweichungen: In Frauenneuharting steht anstelle der Justitia der Erzengel Michael in Rüstung mit Flammenschwert und Waage über dem linken Bogen, in der Mitte und rechts sind dann gleichfalls der Tod und Chronos dargestellt. In der Mühle anstelle von Maria und Michael erscheinen zwei weiß gekleidete, weibliche Gestalten, die wohl als gereinigte Seelen anzusprechen sind. Wie in Rieden, nur erheblich leichter erkennbar, erscheint auf dem Frauenneuhartinger Gemälde der Teufel oben rechts neben der Mühle, auch der Fluss mit dem Kahn und dem watenden Mann findet sich links im Hintergrund. Nicht zuletzt entsprechen sich die gereimten Beischriften beider Bilder bis auf die letzten zwei Verszeilen fast wörtlich. So steht in der Kartusche: "Wan der sackh ist gros und Fohl / So Komptß den Hardt an Der in Tragen Soll" und in den Zeilen am unteren Bildrand: "Wer Anderß als Guets Kohren bringt / Der wierdt in die Hell Gespringt. / Der Nichts alß Lörß stroh dueth Tragen / Wierdt fiel straff zu Gewährthen haben. / Leb fromb und Huet Dich vor Gefahren / So wirst mit Freuden in Himel fahren."



Abb. 15: Frauenneuharting, St. Maria: Gerichtsmühle, 1708



Abb. 16: Frauenreuth, Wallfahrtskirche St. Maria, Gerichtstafel, frühes 18. Jh.



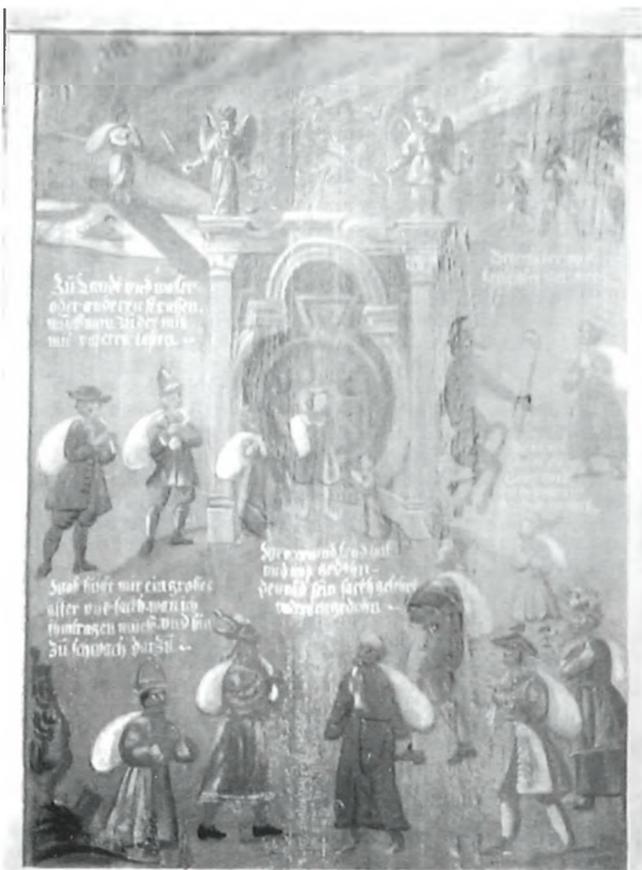
Abb. 17: Johannes Sadeler (nach Christopher Schwarz): Jüngstes Gericht, Kupferstich, 1580/90

In stärker vereinfachter Form begegnet die Gerichtsmühle auf dem Tafelgemälde in der Wallfahrtskirche St. Maria in Frauenreuth (Abb. 16, 18). Dort befindet sich unter der Empore an der Nordwand eine in vier Felder geteilte Tafel von beträchtlichen Ausmaßen (198 auf 160 cm).⁴³ Unter der Darstellung des Jüngsten Gerichtes in der Lünette zeigt es im mittleren Feld die Gerichtsmühle, links davon die Bußsakramente und rechts eine Versinnbildlichung der innigen Liebe zu Gott. Das Weltgericht folgt einem Kupferstich des

Johannes Sadeler von etwa 1580/90 (Abb. 17).⁴⁴ Da die beiden anderen Themen - Bußsakramente und Gottesliebe - auf gedruckten Andachtsbildchen verbreitet waren, dürften auch sie auf druckgraphische Vorlagen zurückzuführen sein. Obgleich die Darstellung der Gerichtsmühle in Frauenreuth (Abb. 19) stark vereinfacht wurde, entspricht sie prinzipiell den beiden anderen Bildern in Rieden und in Frauenneuharting. So fließt überall an der selben Stelle im Hintergrund ein Bach vorbei, durch den ein Mann mit einem Sack auf



Abb. 18: Frauenreuth, Wallfahrtskirche St. Maria, Gerichtstafel, untere Hälfte: Bußsakramente, Gerichtsmühle, Gottes



**Habt Reu und Leydt meine Geseelle
die weiß ihr Könt, dan Zeit vergeht
geschwindt. die wehr macht auch büß**

Abb. 19: Frauenreuth, Gerichtstafel
(Detail mit Gerichtsmühle)

dem Rücken hindurchwatet. Auch die kniende betende Gestalt bei der Mühle findet sich nur geringfügig abgewandelt in allen Beispielen. Was die Beischriften angeht, so bestehen jedoch Unterschiede: in Frauenreuth sind sie über das Bildfeld verteilt und weichen auch inhaltlich von denen in Rieden und Frauenneuharting ab. So steht beispielsweise oben links "Zu Landt und wasser oder andern strassen muess man zu der mill mit unsern lasten" und unten rechts: "die nit geglaubt an gottes wordt die bekommen in der Höll ihr Ohrt." "Wer wandlend hat und buß gedohn dem sind sein sackh gelehrt und recht gedohn.", "Habt Reu und Leydt meine geseelle / die weiß ihr könt, dan Zeit vergeht / geschwindt. die wehr (?) macht auch bueß / daß man kein sekhel dragen muß".⁴⁵ Eine Inschrift am unteren Rand informiert uns zwar über eine Übermalung im 19. Jahrhundert, "Hatt Rennefirren lassen im Jarre 1839 Jochan Steinecker Zur Erre Gottes.", sie besagt jedoch nichts über den ursprünglichen Stifter oder den Maler des Bildes. Das Entstehungsdatum der Tafel in Frauenreuth lässt sich nicht mehr genau feststellen. Florian Trenner datierte sie in das frühe 18. Jahrhundert.⁴⁶

Von den drei Gerichtsmühlenbildern ist also nur eines fest datiert, nämlich dasjenige in Frauenneuharting. (1708). Für die Riedener Gemälde ist durch die Inschrift das Entstehungsjahr in seinen beiden letzten Stellen festgelegt. Bislang wurde das Datum immer zu "1625" ergänzt. Die Tafel in Frauenreuth kann wegen der entstehenden Übermalung des 19. Jahrhunderts nicht mehr genau datiert werden. Für die enge Verwandtschaft der drei Bilder sind zwei Erklärun-

gen denkbar. Entweder sie stehen in direkter Abhängigkeit voneinander oder aber sie lassen sich auf ein gemeinsames Vorbild zurückführen. Im ersteren Fall müsste die Riedener Tafel als die ausführlichste Version des Themas das früheste der drei Bilder sein, welches von dem Maler des Frauenneuhartinger Bildes kopiert worden wäre, und dieses wiederum hätte dann als Vorlage für die Darstellung im nahegelegenen Frauenreuth gedient. In diesem Falle müsste das Riedener Bild vor demjenigen in Frauenneuharting, das heißt vor 1708, entstanden sein und also auf 1625 datiert werden. Aus stilistischen Gründen erscheint mir diese Datierung jedoch zu früh. Die weichen Übergänge im Hintergrund, die Tonigkeit der Farben mit einer gewissen Vorliebe für Rosa, besonders in der Himmelszone, sprechen meines Erachtens eher für eine Entstehung im frühen 18. Jahrhundert. In stilistischer Hinsicht erscheint die Tafel in Rieden sogar deutlich avancierter als die in Frauenneuharting. Dass die Figuren in Frauenneuharting bereits in der Mode des 18. Jahrhunderts gekleidet sind, muss nicht gegen die Annahme einer etwas späteren Entstehung des Riedener Bildes sprechen. Die in meinen Augen wahrscheinlichste Erklärung für die deutlichen Übereinstimmungen zwischen den drei Mühlenbildern ist eine gemeinsame druckgraphische Vorlage für das Frauenneuhartinger Tafelbild anzunehmen - die Frauenreuther Gerichtsmühle kann durchaus auf das Vorbild der Frauenneuhartinger zurückgehen.⁴⁷ Vor allem die enge Übereinstimmung der Verse in Rieden und Frauenneuharting lassen eine Vorlage aus dem Bereich der populären Druckgraphik vermuten. Die Frage nach der Entstehungszeit der Riedener Tafeln - 1625 oder 1725 - kann zwar bis auf weiteres nicht sicher entschieden werden, doch würde ich selbst aus den dargelegten Gründen eher der späteren Datierung zuneigen. Abschließend seien noch einige Überlegungen zum ursprünglichen Bestimmungsort der Riedener Tafeln angestellt, deren Format und Qualität es kaum denkbar erscheinen lassen, dass sie von vornherein für die Georgskapelle gedacht gewesen sind. Gerade für die Ausstattung kleiner Kapellen kam häufig Mobiliar "aus zweiter Hand" zur Verwendung. So ist auch das Altarretabel der Riedener Kapelle, eine Weilheimer Arbeit von etwa 1675, für den Chorraum eigentlich zu hoch und stammt sicherlich ursprünglich aus einer anderen Kirche.

Bereits Karl-August Wirth hat darauf hingewiesen, dass das Thema der Vier letzten Dinge häufig bei der Ausstattung von Friedhofskapellen aufgegriffen wurde.⁴⁸ Das "Speculum Rationis" im Beinhaus von Oberägeri (Abb. 6) wäre als Beispiel anzuführen. Auch für die beiden Riedener Tafelgemälde wäre aufgrund ihrer endzeitlichen Thematik wohl am ehesten an eine Friedhofskirche oder -kapelle als ursprünglichen Bestimmungsort zu denken. In Frage käme - da die Riedener Kapelle ja bis zur Säkularisation zum Kloster Diessen gehörte - am ehesten eine Kirche, die ebenfalls den Diessener Chorherren unterstand. Hierbei könnte es sich um die Friedhofskirche St. Johannes in Diessen gehandelt haben, zumal hier eine Bruderschaft der Armen Seelen seelsorgerisch tätig war: "1692 wurde aus der Pfarrkirche anhero die Bruderschaft der armen Seelen versetzt, welche von selbiger Zeit alda ihre fürgeschriebene conventen hält, die mit großen Eifer, und andacht des Volkes besuecht werden."⁴⁹ Diese Bruderschaft wäre vielleicht sogar als Auftraggeber der Tafeln in Betracht zu ziehen. Die Friedhofskirche St. Johannes wurde in den Jahren ab 1777 von Franz Anton Kirchgrabner unter Einbeziehung älterer Mauerteile neu errichtet und im Stil des Frühklassizismus ausgestattet. Was mit der älteren Ausstattung geschah, ist nicht bekannt. Möglicherweise befanden sich darunter die beiden barocken Riedener Gemälde, die aus Geschmacksgründen nicht in die Neuausstattung übernommen wurden, sondern in einer der unbedeutenderen Dependancen des Diessener Klosters, nämlich in der Riedener Kapelle Verwendung fanden.

Anmerkungen:

- ¹ Diesem Aufsatz liegt in veränderter Form der Text eines Vortrags zugrunde, den ich am 18. November 2000 vor dem Arbeitskreis der Heimatforscher des Ammerseegebiets gehalten habe. Meine Beschäftigung mit der Riedener Kapelle geht auf das Jahr 1998 zurück, als ich im Rahmen eines Praktikums am Landesamt für Denkmalpflege ihre Inventarisierung für das Denkmalsinventar durchführte. Betreut wurde ich damals von Frau Dr. Dagmar Dietrich, der ich für ihre stets wohlwollende und freundlich gewährte Unterstützung danken möchte. Für zahlreiche anregende Gespräche und für die Durchsicht des Manuskripts möchte ich auch Herrn Prof. Dr. Thomas Raff meinen herzlichsten Dank aussprechen.
- ² Zit. nach: Die Diessener Chronik des P. Joseph dall'Abaco. Eine Quelle zur Kulturgeschichte des Augustinerchorherrenstiftes im Barock (Teiledition und Kommentar von Peter Dorner). Paring 1998 (Publikationen der Akademie der Augustiner-Chorherren von Windesheim, hrsgg. von Helmut Grünke, Bd. 1), S. 174. Zur Entstehungszeit der Chronik siehe dort S. 12-14.
- ³ Eine wirklich exakte Vermessung der Gemälde war aufgrund der Höhe, in der sie angebracht sind, nicht möglich. Die Breite der Rahmen beträgt etwa 8 cm.
- ⁴ Für die frühere Datierung haben sich Gustav von Bezold und Berthold Riehl ausgesprochen (Die Kunstdenkmale des Königreiches Bayern, Bd. 1,1: Oberbayern. München 1895, S. 541-542: "Von der Jahreszahl [...] ist nur 1625 erhalten, dem Stil nach ist sie 1625 zu lesen."). Auch Wilhelm Neu trat für eine Entstehung der Gemälde "um 1625" ein (Georg Dehio: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Bd. IV: München und Oberbayern (bearb. von Ernst Götz, Wilhelm Neu u. a.). Darmstadt 1990, S. 1022). Reinhard Helm schrieb die Riedener Tafeln dem Umkreis von Elias Greither zu, ohne dies freilich näher zu begründen (Der Weilheimer Maler Elias Greither d. Ä. (1569/70-1646), in: Lech-Isar-Land 1997, S. 3-76, hier S. 25 und S. 35).
- ⁵ Eva Lachner und Karl-August Wirth: Dinge, die vier letzten, in: Realexikon zur Deutschen Kunstgeschichte (im folgenden abgekürzt: RDK), Bd. IV (1958), Sp. 12-22. - Das hier zusammengestellte Material erfuhr nochmals eine bedeutende Erweiterung durch Karl-August Wirth: Eschatologie, in: RDK, Bd. V (1967), Sp. 1457-1467. - Oskar Holl: Vier letzte Dinge, in: Lexikon der christlichen Ikonographie (im folgenden abgekürzt: LCI), Bd. IV (1972), Sp. 460-461. - Andor Pigler: Barockthemen. Eine Auswahl von Verzeichnissen zur Ikonographie des 17. und 18. Jahrhunderts, 2 Bde. Budapest 1974, Bd. I, S. 547. - Lutz Malke: Zur Ikonographie der "Vier letzten Dinge" vom ausgehenden Mittelalter bis zum Rokoko, in: Zeitschrift des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft 30 (1976), S. 44-66. - Von theologischer Seite: Michael Schmaus: Von den letzten Dingen. Münster in Westfalen 1948. - Weiterführende theologische Literatur zum Thema bei Karl Rahner: Eschatologie, theologisch-wissenschaftstheoretisch, in: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. III (21959), Sp. 1094-1098.
- ⁶ Zu Darstellungen des Todes siehe: Hellmut Rosenfeld: Tod, in: LCI, Bd. IV (1972), Sp. 327-332, hier Sp. 328. - Ders.: Der Tod in der christlichen Kunst und im christlichen Glauben, in: Der Tod in Dichtung, Philosophie und Kunst (hrsgg. von Hans Helmut Jansen). Darmstadt 21989, S. 201-230. - Angelika Dülberg: Skelett- und Todesdarstellungen, in: Lexikon der Kunst, Bd. IV. Leipzig 1994, S. 700-701 (mit umfangreicher Bibliographie).
- ⁷ Als ein Beispiel unter vielen für die szenische Wiedergabe des Todes sei auf die 1569 von Theodor Galle nach einer Vorlage Maerten van Heemskercks gestochene Serie hingewiesen. Rainald Grosshans: Maerten van Heemskerck. Die Gemälde. Berlin 1980, Nr. 134 und Abb. 244a-c.
- ⁸ Danzig, Museum Narodowe. Siehe dazu: Hans Belting und Christiane Kruse: Die Erfindung des Gemäldes. Das erste Jahrhundert der niederländischen Malerei. München 1994, Kat. Nr. 202-205, S. 244-246. - Zum Weltgerichtsmodell allgemein: Beat Brenk: Weltgericht, in: LCI, Bd. IV (1972), Sp. 513-523, bes. Sp. 519-520. - Grundlegend für die Entwicklung des Weltgerichtsbildes ab dem 16. Jahrhundert ist die Dissertation von Craig Harbison: The Last Judgement in Sixteenth Century Northern Europe. A Study of the Relation between Art and the Reformation. New York / London 1976 (Garland Series of Outstanding Dissertations in the Fine Arts).
- ⁹ Zu Darstellungen der Hölle als aufgerissener Rachen: Ernst Guldan: Das Monster-Portal am Palazzo Zucchari in Rom. Wandlungen eines Motivs vom Mittelalter zum Manierismus, in: Zeitschrift für Kunstgeschichte 32 (1969), S. 229-261. - Pamela Sheingorn: "Who can open the doors of his face?". The Iconography of Hell Mouth, in: The Iconography of Hell (ed. Clifford Davidson and Thomas H. Seiler) Kalamazoo, Michigan 1992 (Early Drama, Art and Music Monograph Series, 17), S. 1-19. - Zu Höllendarstellungen allgemein: Beat Brenk und Armand Brulhart: Hölle, in: LCI, Bd. II (1970), Sp. 313-321.
- ¹⁰ Karl August Wirth (in Wirth, Dinge, wie Anm. 5, Sp. 19 und 20) vertrat zunächst die Ansicht, das Thema der Vier letzten Dinge begegne erst im 16. Jahrhundert. Im späteren Artikel zum Stichwort "Eschatologie" ist dies korrigiert, Wirth (Wirth, Eschatologie, wie Anm. 5, Sp. 1457). Neben Wirth hat sich Lutz Malke (wie Anm. 5) am eingehendsten mit der Ikonographie der Vier letzten Dinge befaßt, vor allem was die Aufarbeitung der Quellen angeht.
- ¹¹ Eine wichtige Voraussetzung für seine Entstehung liegt in der Ausprägung einer Bildformel für die personalisierte Wiedergabe des Todes als Knochenmann im 14. Jahrhundert. Siehe hierzu: Rudolf Helm: Skelett- und Todesdarstellungen bis zum Auftreten der Totentänze. Straßburg 1928 (Studien zur deutschen Kunstgeschichte, H. 255). Für Literatur zur Darstellung des Todes siehe auch Anm. 6.
- ¹² Der Name begegnet in unterschiedlicher Schreibweise, so auch als "Denis de Ryckel" u. ä. Mitunter ist als Verfasser des "Cordiale" auch Gerard de Vliederhoven genannt (z. B. bei Wirth, Eschatologie (wie Anm. 5), Sp. 1457). Zu dieser Frage schreibt Malke: "Die Frage der verschiedenen Textfassungen ist noch nicht geklärt. Nach dem Gesamtkatalog der Wiegendrucke [...] sind die Ausgaben bisweilen Henricus de Hassia, Thomas de Haselbach, Gerardus Groot, Dionysius Cartusianus, Gerardus und Johannes de Vliederhoven zugeschrieben." Malke (wie Anm. 5), S. 49, Anm. 5. Die rasche Verbreitung des Traktats belegen bereits im 15. Jahrhundert über 50 Handschriften und über 20 Drucke des "Cordiale". Siehe hierzu: J.-Th. Welter: L'Exemplum dans la littérature religieuse et didactique du moyen-âge. Paris und Toulouse 1927, S. 427-429 und 429, Anm. 9.
- ¹³ Brüssel, Bibliothèque Royale, Ms. 11129; die Jean le Tavernier zugeschriebenen Miniaturen befinden sich auf den Folia 4r (Tod), 37r (Jüngstes Gericht), 90r (Hölle) und 125v (Himmel). Alle Bildseiten sind abgebildet bei Malke (wie Anm. 5), Abb. 6-9. - Zur Handschrift zuletzt: Stefan Lochner. Meister zu Köln. Herkunft - Werke - Wirkung. Ausstellungskatalog Köln 1993 (hrsgg. von Frank Günter Zehnder), Kat. Nr. 84 (Ines Dickmann).
- ¹⁴ Siehe hierzu: Richard Hiepe: Erbauungsbuch, in: RDK, Bd. V (1967), Sp. 941-984.
- ¹⁵ Der Holzschnitt illustriert allerdings nicht das Cordiale, sondern eine Erbauungsschrift mit dem Titel "Ars et modus contemplativae vitae". W. L. Schreiber: Holzschnitte, Schrotblätter und Teigdruck des 15. Jahrhunderts der Sammlung James Mc Guire in New York, Bd. II. Straßburg 1930 (Einblattdrucke des 15. Jahrhunderts hrsgg. von Paul Heitz, Bd. 72), S. 9-10, Taf. 16c. - Abgebildet bei Wirth, Eschatologie (wie Anm. 5), Abb. 1.
- ¹⁶ Zu den wenigen Beispielen rechnet eine von Hieronymus Bosch (um 1450-1516) bemalte Tischplatte im Prado, welche eine Allegorie der Sieben Todsünden umgeben von den Vier letzten Dingen zeigt: Charles de Tolnay: Hieronymus Bosch. Kritischer Katalog. Baden-Baden 1965, S. 336-337, Abb. S. 58-59. - Maerten van Heemskerck (1498-1574) schuf 1565 ein heute in den Sammlungen des britischen Königshauses in Hampton Court aufbewahrtes Tafelgemälde, welches in ganz ungewöhnlicher Weise die Vier letzten Dinge zu einer breit angelegten, einheitlichen Komposition zusammenfaßt (Grosshans (wie Anm. 7), Nr. 98, S. 241-243, Abb. 134.). Einige Jahre später, fertigte der Kupferstecher Theodor Galle in Anlehnung an dieses Bild eine Kupferstichfolge, wobei er bezeichnenderweise die Szene in vier Medaillons teilte (Grosshans, Abb. 244a-c).
- ¹⁷ Marie Mauquoy-Hendrickx: Les Estampes des Wierix conservées au Cabinet des Estampes de la Bibliothèque Albert Ier. Catalogue raisonné enrichi de notes prises dans diverses autres collections. 3 Bde. in vier Teilen. Brüssel 1978-1983, Bd. II, S. 272f., Nr. 1492.
- ¹⁸ Siehe hierzu: Peter Jezler: Jenseitsmodelle und Jenseitsvorsorge - eine Einführung, in: Himmel, Hölle, Fegefeuer. Ausstellungskatalog des Schweizerischen Landesmuseums Zürich 1994. München 21994, S. 13-26.
- ¹⁹ Im 17. und 18. Jahrhundert gewinnen zunehmend allegorische Darstellungen der Vier letzten Dinge an Beliebtheit. Meist erscheint hier der Tod als Totenschädel, während bei Gericht, Himmel und Hölle der emotionale Zustand der menschlichen Seele ins Bild gesetzt wird. Das Antlitz der Seele ist beim Gericht angstvoll und ehrfürchtig, im Himmel selig verzückt und in der Hölle verstockt und schmerzverzerrt. Maßgeblich für diese ikonographische Neuerung dürften Darstellungen der "anima humana" gewesen sein, die vor allem in Antwerpener Erbauungsbüchern verbreitet waren (Hiepe, Erbauungsbuch (wie Anm. 16), Sp. 961-963). Zu diesen Darstellungsformen der Vier letzten Dinge, die im Zusammenhang mit der Riedener Tafel nicht näher behandelt werden brauchen, weil sie als Vorbild nicht in Frage kommen, siehe Malke (wie Anm. 5), S. 56-66. - Christine Göttler: Die Kunst des Fegefeuers nach der Reformation. Kirchliche Schenkungen, Ablass und Almosen in Antwerpen und Bologna um 1600. Mainz 1996 (Berliner Schriften zur Kunst, Bd. 7), S. 26-28 und S. 257-268 (Gedruckte Folgen der Vier letzten Dinge und bunte Seelenbilder aus Wachs).
- ²⁰ Johann Andreas Pfeffel war als Kupferstecher und Verleger in Augsburg tätig. Der Stich ist - leider nur mit dem Vermerk "Photo W. Glock, München" und ohne Angabe des Aufbewahrungsortes - in Wirth, Eschatologie abgebildet (wie Anm. 5), Abb. 8. Trotz Recherche in den Kupferstichsammlungen von München, Nürnberg und Augsburg, wo zahlreiche Werke Pfeffels aufbewahrt werden, ist es mir leider nicht gelungen, ein Exemplar des Stiches nachzuweisen.

- ²¹ Gedenke in all deinen Werken der letzten Dinge und du wirst in Ewigkeit nicht sündigen.
- ²² Himmel, Hölle, Fegefeuer (wie Anm. 18), Kat. Nr. 116 (Susan Marti).
- ²³ Du sollst den Herrn, deinen Gott und deinen Nächsten lieben wie dich selbst (Wohl nach Lk. 10,27).
- ²⁴ Regula Odermatt-Bürgi: Das "Speculum Rationis" aus dem Beinhaus in Oberägeri, in: Untervegs. Religion in Kunst und Brauchtum. Ausstellungskatalog Zug 1984, ohne Seitenzählung. Bei der Vorlage für die Tafel in Oberägeri handelt es sich um einen Einblattholzschnitt aus dem späten 15. Jahrhundert, den die Staatliche Graphische Sammlung in München aufbewahrt. Siehe: Die Frühzeit des Holzschnitts. Ausstellungskatalog München 1970, Nr. 91, S. 33-34.
- ²⁵ "Er hat die Wurfschaufel in seiner Hand, um seine Tenne zu fegen und den Weizen in seine Scheune zu sammeln, die Spreu aber wird er in unauslöschlichem Feuer verbrennen." (Ähnlich Mt. 3,12) Lutherübersetzung.
- ²⁶ Siehe dazu: Christus mit der Wurfschaufel, in: Ornamenta Ecclesiae. Katalog zur Ausstellung in Köln (hrsgg. von Anton Legner), 3 Bde., Köln 1985, Bd. I, S. 52, Kat. Nr. A3 (Franz Niehoff).
- ²⁷ Diese Redewendung geht offenbar bereits auf den griechischen Philosophen Sextus Empiricus (2. Jh. n. Chr.) zurück. Franz Freiherr von Lipperheide: Sprichwörterbuch. Berlin 1976 (photomechanischer Nachdruck der ersten Ausgabe Berlin 1907), S. 632. - Vgl. zur Mühle auch: Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Ein Hausschatz für das deutsche Volk (hrsgg. von Karl Friedrich Wilhelm Wander). Darmstadt 1964 (photomechanischer Nachdruck der ersten Ausgabe Leipzig 1873), Bd. III, Sp. 725, 27 "Die Mühlen der Götter mahlen langsam, aber fein Mehl" und 28 "die Mühlen Gottes mahlen langsam, aber sie zermahlen."; außerdem Bd. III, Sp. 1812, 85: "Jeder muß seinen Sack selber zur Mühle tragen." und 86 "Jeder trage seinen Sack zur Mühle".
- ²⁸ Heinrich Jungwirth: Mühle, in: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. VI (1934/35), Sp. 602-609.
- ²⁹ Alois Thomas: Mühle, mystische, in: LCI, Bd. III (1971), S. 297-299. - Leopold Kretzenbacher: Voraussetzungen und Erscheinungsformen von Bild- und Wortzeugnissen zum Thema der "Geistlichen Mühle", in: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1980/81, S. 55-75. - Harald Rye-Clausen: Die Hostienmühlenbilder im Lichte mittelalterlicher Frömmigkeit. Stein am Rhein 1984. - Einen hervorragenden Überblick bietet die Dissertation von Martin Schawe, der sich eingehend mit den theologischen und historischen Einflüssen auf die Entstehung dieser Bildform sowie mit volkstümlichen Mühlenliedern befaßt hat: Martin Schawe: Ikonographische Studien zum Göttinger Barfüßer-Altar von 1424. Der geschlossene Zustand. Göttingen 1989, S. 4-68.
- ³⁰ München, Bayerische Staatsbibliothek, Clm 8201, fol. 37r; zur Handschrift: Robert Suckale: Das geistliche Compendium des Mettener Abtes Peter, in: Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 1982, S. 7-22.
- ³¹ Schawe (wie Anm. 29), S. 26.
- ³² An der Abfassung des Textes soll Zwingli beteiligt gewesen sein. Christine Göttler: Das älteste Zwingli-Bildnis? - Zwingli als Bild-Erfinder. Der Titelholzschnitt zur "Beschreibung der göttlichen müly", in: Bildstreit. Kulturwandel in Zwinglis Reformation (hrsgg. von Hans Dietrich Altendorf und Peter Jezler). Zürich 1984, S. 19-39.
- ³³ Paulus wird in Apg. 9,15 von Gott als sein auserwähltes Werkzeug für die Verbreitung des Wortes bezeichnet.
- ³⁴ Hierzu Rye-Clausen (wie Anm. 29), S. 149-150, Abb. 23.
- ³⁵ Tobias Stimmer. Ausstellungskatalog Basel 1984, Kat. Nr. 154 (Paul Tanner).
- ³⁶ Vergleichbar ist die volkstümliche Vorstellung von der "Altweibermühle", bei denen alte Frauen durch das Vermahlen wieder in junge verwandelt werden. Siehe dazu Schawe (wie Anm. 31), S. 46, Anm. 165 (mit Literatur). - M. de Meyer: Verjüngung im Glutofen - Altweiber- und Altmännermühle, in: Zeitschrift für Volkskunde 60 (1964), S. 161-167.
- ³⁷ Kretzenbacher (wie Anm. 29), S. 64-65, Abb. 29.
- ³⁸ Vom Leben zum Tod ist es ein kurzer Weg.
- ³⁹ Auf die Ähnlichkeit der beiden Tafeln hat zuerst Erwin Richter hingewiesen (Erwin Richter: Jedermann und die Jüngste-Gericht-Mühle. Von oberbayerischen Jedermann-Tafeln in Frauenneuharting und Frauenreuth, in: Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes 1955, S. 111-121). Der Autor interpretiert die beiden Gemälde in meinen Augen wenig überzeugend als bildliche Umsetzungen von volkstümlichen Jedermann-Spielen, die er ohne jeden nachvollziehbaren Grund im Landkreis Ebersberg als bekannt voraussetzt (S. 120) und darüber hinaus die Aufführung eines solchen Spiels als Beweggrund für die Stiftung der Tafeln angibt. Als formale Analogie zum Mühlrad der Gerichtsmühle bemüht er Schicksalsräder - unter Hinweis auf die Edda und das Hakenkreuz (S. 117-119). Daß Richters Ausführungen, wie er selbst schreibt, "germanischem Denken entsprechen" (S. 119) mag zutreffen, eine plausible Deutung der Bilder geben sie aber nicht.
- ⁴⁰ Mit Rahmen: 100 auf 120 cm.
- ⁴¹ Es ist mir leider nicht gelungen, etwas über den Maler herauszufinden. Erwin Richter hat darauf hingewiesen, daß im Landkreis Miesbach in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein Maler ähnlichen Namens tätig gewesen ist (Michael Delln, auch Delln und Dölle) und hält es für denk-

bar, "daß dieser Maler einen gleichnamigen Sohn oder Nachfolger gehabt hat, der mehr in der Gegend von Ebersberg tätig war und so auch 1708 das Bild für Georg Schüldt-Gromayer von Frauenneuharting gemalt haben konnte." Richter (wie Anm. 39), S. 113-114. Diese Vermutung läßt sich jedoch durch nichts erhärten.

- ⁴² Nach Ausweis der Frauenneuhartinger Familienchronik (S. 420) stammte der Stifter Georg Dick aus Ezenberg im Kreis Ebersberg und heiratete am 23. November 1699 die Witwe Margaretha Schulckgrabmair, geborene Löchlin von Frauenneuharting. Am 26. August 1744 ist er verstorben. Ein Anlaß für die von späterer Hand in der Chronik vermerkte Stiftung des Gemäldes ist nicht mehr auszumachen. Die Auskünfte zum Stifter verdanke ich der freundlichen Hilfe von Herrn Pfarrer Jakob Brandl aus Frauenneuharting.
- ⁴³ Der Bildteil mit der Mühle mißt 71 auf 50 cm. Der Rahmen ist etwa 9,5 cm breit. - Bei Dehio (wie Anm. 4), S. 302-303 ist das Bild als "Ungewöhnliches Tafelbild des frühen 18. Jh.s" erwähnt. - Siehe auch Rudolf Kriss: Volkskunde der altbayerischen Gnadenstätten, Bd. 1, Oberbayern. München 1953, S. 206.
- ⁴⁴ Der Kupferstich von Johannes Sadeler (um 1550-1600) wurde nach einer Vorlage von Christopher Schwarz gestochen. Siehe: Hollstein's Dutch and Flemish Etchings, Engravings and Woodcuts ca. 1450-1700. Bd. XXI: Aegidius to Raphael Sadeler II. Text compiled by Dieuwke de Hoop Schefer, ed. by K. G. Boon. Amsterdam 1980, Nr. 260, Tafelband XXII, Abb. 260. - Auch der Maler des Jüngsten Gericht in der Kapelle von Bierdorf (in der Nähe von Rieden) hat auf diesen Stich zurückgegriffen. Das Augsburgische Diözesanmuseum bewahrt ein kleines Gemälde nach derselben Vorlage auf.
- ⁴⁵ Bei Richter sind die Schreibungen abweichend und zum Teil sinnentstellend wiedergegeben, in der letzten Zeile liest er etwa "die uehr macht euch buesß / daß man Kein sekhel dragen mueß." S. 116.
- ⁴⁶ Dehio (wie Anm. 4), S. 302-303.
- ⁴⁷ Eine druckgraphische Vorlage nahm bereits Kretzenbacher an (wie Anm. 31), S. 73, Anm. 44. Leider ist es mir nicht gelungen, diese ausfindig zu machen. Ich möchte an dieser Stelle insbesondere Frau Dr. Nina Gockerell für ihre Hilfe danken, die für mich die Sammlung Kriss im Bayerischen Nationalmuseum auf eine solche druckgraphische Vorlage hin durchgesehen hat.
- ⁴⁸ Zahlreiche Beispiele bei Wirth, Dinge (wie Anm. 5), Sp. 21-22 und Wirth, Eschatologie (wie Anm. 5), Sp. 1463.
- ⁴⁹ Dies geht aus einer unveröffentlichten "Beschreibung des Churfürstlichen Bann-Markt der Pfarr, und Klosters Dieben am Amber-See, 1790" hervor (S. 54f.) Eine Kopie der in Privatbesitz befindlichen Handschrift besitzt Herr Prof. Dr. Thomas Raff, dem ich den freundlichen Hinweis auf diese Quelle verdanke.

Abbildungsnachweis

- Farbtafeln I u. II, Abb.1-5: Restaurierungswerkstätten E. Wieglering
- Abb. 6: W. L. Schreiber: Holzschnitte, Schrotblätter und Teigdruck des XV. Jahrhunderts der Sammlung James McGuire in New York. Straßburg 1930 (Einblattholzschnitte des XV. Jahrhunderts, hrsgg. von Paul Heitz, Bd. 72), Taf. 16c.
- Abb. 7: Christine Göttler: die Kunst des Fegefeuers und der Reformation. Mainz 1996 (Berliner Schriften zur Kunstgeschichte, Bd. 7), Abb. 2.
- Abb. 8: Zentralinstitut für Kunstgeschichte in München, Redaktion des Reallexikons zur Deutschen Kunstgeschichte.
- Abb. 9: Untervegs. Religion in Kunst und Brauchtum. Ausstellungskatalog Zug 1985, Abb. o. S.
- Abb. 10: Anton Legner: Rheinische Kunst und das Kölner Schnüttgen-Museum. Köln 1991, Abb. S. 183.
- Abb. 11: Harald Rye-Clausen: Die Hostienmühlenbilder im Lichte mittelalterlicher Frömmigkeit. Stein am Rhein 1981, Abb. 1.
- Abb. 12: Harald Rye-Clausen: Die Hostienmühlenbilder im Lichte mittelalterlicher Frömmigkeit. Stein am Rhein 1981, Abb. 23.
- Abb. 13: Tobias Stimmer. Ausstellungskatalog Basel 1984, S. 261, Abb. 171.
- Abb. 14: Paolo Toschi: Arte Popolare Italiana. Rom 1960, Abb. o. S.
- Abb. 17: Hollstein's Dutch and Flemish Etchings, Engravings and Woodcuts ca. 1450-1700. Bd. XXI: Aegidius to Raphael Sadeler II. Text compiled by Dieuwke de Hoop Schefer, ed. by K. G. Boon. Amsterdam 1980, Nr. 260, Tafelband XXII, Abb. 260.
- Abb. 15;16;18;19: Ernst Adolf, Landsberg

Der Pfarrhof in Stoffen und dessen Pfarrer

von Emil Hartmann, Ummendorf

Mit dem Umbau des Stoffener Pfarrhofes 1981 - 1983 zu einem zeitgerechten Wohnhaus für die Pfarrer und dem Abbruch des angebauten landwirtschaftlichen Nebengebäudes 1972 wurde der um 1686 erbaute Pfarrhof, einer der ältesten der Umgebung, vollkommen verändert. Mit seinen Pfarrwidumsgrundstücken war er noch bis Mitte des 19. Jahrhunderts der zweitgrößte Hof in Stoffen und wurde bis Ende jenes Jahrhunderts von den Pfarrherren landwirtschaftlich bewirtschaftet.

Schon vom Jahre 1172 bis 1200 wird als erster Pfarrherr von Stoffen ein „sacerdos de Stouphen“ *Rapoto* genannt. Es war in der Zeit, als erstmals im Jahre 1030 die hier ansässigen Herren von Stouphen urkundlich erwähnt werden, welche vermutlich in der Burg auf dem Fuchsloch lebten. Von ihnen ist der Ortsname „Stoffen“ abgeleitet. Der bekannteste aus diesem Geschlecht war Heinrich von Stouphen. Enge Verbindungen bestanden zum Kloster Wessobrunn. Wegen des Eintritts von Angehörigen aus dem Geschlecht der Stouphenner und deren Schenkungen von Landbesitz erlangten sie großes Ansehen und Einfluss im Kloster. Es ist anzunehmen, dass in dieser Zeit durch die Stouphenner die Pfarrstelle Stoffen geschaffen und mit Grundbesitz versehen wurde. Seit Rapoto (Raboto) sind die nachfolgenden Pfarrherren mit nur kurzen Unterbrechungen in der Geschichtsfolge von Stoffen belegt.

Nach dem Tode Heinrichs von Stouphen (21.06.1192) gingen die Besitzungen, dabei auch die Pfarrstelle Stoffen, in die Hände der Pflugdorfer und Hundhammer über, denen im

16. Jahrhundert die Pittrich'schen Hofmarksherren folgten. An die jeweiligen Grundherren entrichteten auch die Stoffener Seelsorger aus ihren Einnahmen den jährlichen Zehent. 1591 hatte Pfarrer *Michael Haffner* an die Pittrich'schen Hofmarksherren 5 Scheffel Vogteihaber und 2 Metzen Fesen abzugeben. 1595 nach dem Tode des letzten Pittrich, fiel der Besitz von Stoffen an den bayerischen Herzog Wilhelm zurück.

Zeitgleich waren auch die Klöster Wessobrunn, Rottenbuch, St. Ulrich zu Augsburg und Andechs in Stoffen begütert. Wohl unter dem Einfluss des Klosters Andechs übereignete Herzog Wilhelm der Fromme anno 1598 das Patronatsrecht der Pfarreien Stoffen und Stadl schenkungsweise diesem Kloster. Durch die Bulle Papst Pauls V. vom 10. März 1605 wurde die Pfarrei Stoffen mit allen Zehenten und Rechten dem Benediktinerkloster auf dem „Heiligen Berg“ (Andechs) einverleibt. Am 4. September 1606 wurde zwischen dem Bischof von Augsburg und dem Kloster Andechs vereinbart, was letzterem der jeweilige Pfarrer von Stoffen zu leisten habe. Dabei war besonders bestimmt, dass es die pfarrlichen Gebäude herzustellen und zu unterhalten habe. Diese Pflicht erfüllte das Kloster Andechs bis zur Säkularisation 1802.

Während der Zugehörigkeit der Pfarrei Stoffen zum Kloster Andechs hatten die Einwohner schwere Zeiten zu ertragen. 1627 trat die Pest auf, die viele Todesopfer forderte. Ab 1632 wütete der Dreißigjährige Krieg (1618 bis 1648) auch in unserer Gegend. 41 Jahre, nämlich von 1615 bis 1656, wirkte

während dessen Pfarrer *Georg Mollitor* in der Gemeinde. Er versah zudem noch 30 Jahre Pürgen, Pflugdorf und Stadl mit. Sein Nachfolger Pfarrer Johann Stoll schrieb 1658, dass das ganze Widum unter den Auswirkungen des Krieges verödet liege und er das jährliche Pflichtrechneris von einem Goldgulden und 2 Scheffel Getreide nicht abliefern könne.

Trotz der Kriegsfolgen konnte 1686 mit Unterstützung des Klosters Andechs der Pfarrhof gebaut werden. Der damals amtierende Pfarrer hieß Franz Friedl. 1740 erhielt das Gotteshaus „Mariä Heimsuchung“ unter Pfarrer *Johann Georg Drexl* seine heutige Gestalt. Schwer scheint Stoffen unter den Einquartierungen und Kontributionen, die der Österreichische Erbfolgekrieg mit sich brachte, gelitten zu haben. Am 17. März 1742 musste die Gemeinde 104 fl in Eile bezahlen, darunter 30 fl der Pfarrer Johann Drexl allein. In seiner Not bezahlte er die Summe mit einem bei ihm hinterlegten Geld. Andern Tags eilte er gleich nach Schwifting, wo Obrist Menzel im Quartier lag, und ließ sich in das Matrikelbuch eine Quittung eintragen in der Meinung, die 30 fl durch Verteilung auf die Ganz- und Halbhöfe wieder zu bekommen. Doch scheinen seine Bemühungen vergebens gewesen zu sein.



Der Pfarrhof zu Stoffen, erbaut 1686

Abt Bernhard von Andechs wandte sich 1768, nach dem Tod von Pfarrer Merz - zum zweiten Mal nach 1751 - an den Bischof von Augsburg, um die Bewilligung zu erlangen, die Pfarrei Stoffen für 15 Jahre mit einem Ordenspriester besetzen zu dürfen. Bischof Josef zu Augsburg erteilte dazu am 22. April 1768 die Genehmigung. Diese Zuteilung eines Ordenspriesters für die Pfarrei Stoffen erregte besonderes Aufsehen beim weltlichen Klerus. Pater *Romualdus Schleich* war nun für 15 Jahre Priester in Stoffen. Ihm folgte 1783, nach einer Fristverlängerung durch den Bischof um 6 Jahre, Pater *Clement Kettl*. Diese Erlaubnis wurde 1789 zum letzten Mal auf weitere 6 Jahre ausgedehnt. Letzter Pater war *Bernard Pfatischer*.

Durch die von Minister Maximilian von Montgelas ausgelöste Säkularisation 1803 zur künftigen Gestaltung Bayerns verloren die Klöster den größten Teil ihres Landbesitzes, so auch das Kloster Andechs die Pfarrei Stoffen. Mit der Säkularisation gingen alle Grundbesitze und Rechte der Pfarrei Stoffen mit der Baupflicht für die Pfarrgebäude an den König (Staat) über. Für die baulichen Instandsetzungen war nun die Königliche Bauinspektion Weilheim zuständig. Erster Pfarrherr unter dem neuen Grundherren der Pfarrei Stoffen war von 1805-1810 *Sebastian Hager*.

Um 1824 - unter Pfarrer *Adam Ulrich* - wurden die pfarrlichen Realitäten aufgeschrieben. Nach diesem war der Pfarrhof ein stattlicher Bau gegenüber den umliegenden bäuerlichen Häusern, die noch überwiegend aus Holz erbaut waren. Die Aufschreibung lautet:

„1. Gebäude: Das Pfarrhaus in Stoffen - samt Nebengebäuden - gehört Seiner Majestät dem König, welchem auch - als Soly Decimation - die Baulast obliegt. Das Wohnhaus ist 3 Stockwerke hoch, ganz mit Backsteinen gemauert, und mit Ziegelplatten gedeckt. Dann befinden sich im ersten Stocke:

a die Gesindestube, b die Mehlkammer, c die Knechtskammer, d die Küche samt dem Speisgewölbe. Im zweiten Stocke: a des Pfarrers Wohnzimmer nebst Schlafgemach, b das Kaplan- oder Gastzimmer, c. eine Kammer für die Köchin, d. eine andere für die Mägde. Im dritten Stocke der Getreidkasten. Das Haus ist von 3 Seiten eingeschlossen, und nur von einer offen; die Basis ist ein reguläres Quadrat. Es befindet sich, mit Ausnahme einiger Fenster und Fensterstöcke nebst Rahmen, in einem guten Bauzustande. - An das Wohnhaus ist angefügt der Pferdestall, und an denselben der Kühviehstall: Diese beiden sind bis auf den darüber angebrachten Heuboden gemauert, mit Legschindel gedeckt, und ziemlich baufällig. Hinter dem Kühstall (außer dem Gebäude) ist der Keller, welcher oft fußhoch Wasser hat.

2. Der Getreidestadel - samt angefügten Kleinviehställen u. Wagenremise - ist etwa 30 Schritte vom Wohnhause entfernt, ganz von Holz, und so wie die abgesonderte Holzhütte, sehr baufällig; letztere irreparabel.

3. Das Back- u. Waschhaus ist ganz gemauert, und noch im ziemlich guten Bauzustande. - Beim Hause befindet sich ein Gemüßegärtlein, und 2 Springbrunnen. Alle Gebäude ruhen auf einem sehr feuchten Boden. Wann der letzte Hauptbau geführt worden sei, kann aus Mangel einer Urkunde nicht angegeben werden. Das amtl. Schätzungsprotokoll bestimmt den Kapitalswert zu 1150 fl (Gulden).

II. Zum Pfarrgute gehören ferners:

Nachstehende - aus dem amtl. Steuerkataster-Auszuge dargelegte „Widdumsgrundstücke“:

Gesamtfläche 109 Tgw. 66 Dez. Bewirtschaftet wurden 52 Tgw. 32 Dez. als Acker, 32 Tgw. 88 Dez. als Wiesen, unterteilt in Ober-, Mittel- und Unterfeld. 24 Tgw. 63 Dez. waren wegen schlechter Beschaffenheit und weiter Entfernung, wodurch sich der erforderliche Aufwand nicht lohnte, verpachtet und größtenteils von den Pächtern zur Viehweide benützt. Dazu gehörten auch die 11 1/2 Tgw. Wiesgrundstücke, die sich an der 1 1/2 Stunden entfernten Windach bei

Obermühlhausen befanden. 6 Tgw. davon wurden überdies alle Jahre durch unverhütbare Überschwemmungen verwüestet.“

Mehrere Grundstücke, die in Richtung Stadl lagen, wurden von dortigen Bauern bewirtschaftet. Im Streit 1839 mit dem Pfarrer von Stoffen, wegen zu hohen Lehngelühren, wurde dieser Streit in Schongau abgeurteilt. Stadl gehörte in jener Zeit zum Landgericht Rauhenlechsberg.

In der Chronik von Andechs wird 1764 berichtet, dass in der Zeit der Zugehörigkeit der Pfarreien Stoffen und Stadl zum Kloster Andechs jeder Fronbauer von Utting jährlich zwei- oder dreimal das Getreide von den klösterlichen Getreidescheunen in Stoffen und Stadl nach Utting zu fahren hatte.

Für zwei Priester war die Pfarrstelle in Stoffen nur von kurzer Dauer: Pfarrer *Sebastian Lang* (1827- 1829) wollte am 28. November 1829 in der Filialkirche Ummendorf eine hl. Messe lesen. Vor der Kirche fiel er auf dem Glatteis auf den Hinterkopf und wurde bewusstlos in die ehemalige Wirtschaft Nr.23 getragen. Kurz darauf ist er im Alter von 44 Jahren verschieden.

Pfarrer *Josef Kurz* (1849-1850), kam am 13. Juni 1849 nach Stoffen und starb hier schon am 8. März 1850. Beide Grabstätten befinden sich auf der rechten Seite vor dem Eingang zum Gotteshaus.

Die damals 140 Jahre alten Pfarrgebäude erforderten wiederholt Instandsetzungen. So war 1812, 1817 und 1831 - unter Pfarrherrn *Ignaz Mayer* - neuer Verputz an den Wänden und den Zimmerdecken und die Erneuerung der Fußböden und Stiegen erforderlich. Außerdem mussten der Brunnen und die Wasserleitung, um der Gefahr der Verantwortung bei Feueregefahr zu begegnen, hergestellt werden. Die nächste Baureparatur fand 1851 mit dem Einbau von neuen Türen und der Verlegung von neuen hölzernen Wasserrohren in den Brunnen statt.

Pfarrer *Franz Xaver Trapp* (1850-1856) schrieb am 17. Oktober 1853 an das Königliche Landgericht Landsberg über die Pfarrwohnung in Stoffen: „ Die Pfarrwohnung dahier befindet sich zwar in nicht schlechten baulichen Zustände; dagegen aber ist sie viel zu beschränkt und bietet nicht die nötigen Räumlichkeiten zur Wohnung für den Pfarrer und dessen Köchin, und für 3 männliche und 4 weibliche Dienstboten, welche zur Führung der Ökonomie erforderlich sind. Genauso unzumutbar seien die Stallungen: Der Pferdestall ist nicht für Pferde geeignet, sondern für Esel, und der Kuhstall nicht für Kühe, sondern für Ziegen. Der weitaus größte Übelstand ist aber die Pfarrwohnung, höchst ungesund und eigentlich eine Mördergrube. Bei nasser Witterung laufe das Wasser an den Wänden herab und über den Boden. Im oberen Stock ist die Wohnung noch so feucht, daß Bücher, Schuhe u. d. gl. gänzlich vermodern. Dieser Übelstand wirke sich besonders nachteilig auf die Gesundheit aus, und er könne unter diesen Umständen auch den Dienstboten ein Verbleiben nicht verwehren. (Diese Übelstände) Nötigten noch alle Pfarrer von Stoffen, recht bald ihre Versetzung von hier zu bewirken. Selbst (ein zu) einer Kettenstrafe verurteilter Verbrecher erfreut sich der Fürsorge der Königlichen Regierung. Einer gleichen Fürsorge von Seite der Königlichen Regierung möchte sich auch ein königl. Pfarrer und dessen Dienstboten erfreuen dürfen. Er ersuche die Königl. Regierung bei Gelegenheit von Amtswegen den Pfarrhof untersuchen zu lassen und veranlassen, daß diesem Übel Abhilfe geschaffen wird“.

Nach Bewilligung der Baumaßnahme durch die Königl. Regierung 1853, stellte Pfarrer Trapp für den Haushalt 1853/54 den Antrag für einen neuen Gartenzaun und für ein neues Pflaster im Backofen, denn er sei nun Willens, das Brot selbst zu backen; für den Schweinestall ein neues Legschindeldach, 48 Schuh lang und 18 Schuh breit, dieses Dach sei ganz verfault. Außerdem brauche er gemauerte Türstöcke mit eisernen Türen zur Brandverhütung zu den

Stallungen, die durch eine Mauer vom Pfarrhof getrennt sind.

In einem weiteren Schreiben an das Königl. Rentamt beschwerte sich Pfarrer Trapp über die jährliche Zuteilung des zustehenden Kompetenzholzes des Staates von 20 Klafter weiches und 2 Klafter Buchenholz durch die nun erfolgte Hauer- und Rückerlohnabrechnung. Er wies dabei auf die Verpflichtung des Klosters Andechs von 1606-1802 hin, die damals das Kloster Andechs zum Unterhalte der Pfarrei zu Stoffen zu leisten hatte. Dabei verlangte er die verrechneten Nebenkosten für drei Jahre wieder zurück. - Dieses Kompetenzholz wurde durch den Staat bis 1933 dem Pfarrhof Stoffen zugewiesen, nach dem Antrag des damaligen Pfarrers Josef Mayer in Geldleistung umgewandelt.

Pfarrer Trapp war als ehemaliger Lehrer ein Mann der genauen Buchführung. So erstellte er zu allen Matrikelbüchern in seiner Stoffener Amtszeit alphabetische Namensuchlisten auf. Auch über die Arbeiten in der Landwirtschaft führte er genau Buch. So wurde u. a. 1855 der Schleifwegacker mit 0,46 Dez. mit Feesen angebaut. Dazu waren erforderlich: 5 Fuder Dünger a 1 fl., Ausführen desselben a 12 xr., Aufladen und Breiten desselben a 9 xr., 5 Faß Odel a 18 xr., viermal ackern a 1 fl., viermal eggen a 12 xr., 3 Metzen Saamen-Feesen a 1 fl. 45 xr. Säen und Einrechen 24 xr. Zusätzliche aushelfende Arbeiter wurden in den Ernte- und Dreschzeiten beschäftigt. Pfarrherr Ägydius Trapp ließ sich, wohl wegen der aufgeführten baulichen Umstände, 1856 nach Hurlach versetzen; schon 1859 ist er dort gestorben.

Sein Nachfolger *Johann Georg Drexl* (1856-1867) führte 1863 eine Arrondierung der Pfarrgrundstücke durch. Nach Genehmigung der Königl. Regierung und des Bischöflichen Ordinariates verkaufte er die über 1 1/2 Stunden an der Windach bei Obermühlhausen gelegenen Wiesen, welche wegen der großen Entfernung und der höchst mühseligen Einheimung sehr geringen Nutzen eintrugen., ebenso die über dem Walde gegen Pflugdorf gelegenen Widdurnsgründe, welche ebenfalls wegen der Entfernung und der sehr nassen Lage wenig Nutzen brachten, an Johann Mastaller von Stoffen, der ein Haus dahin baute und seit dem Jahre 1863 dort wohnte. Dafür kaufte er [der Pfarrer] in der Flur Stoffen im Osterfeld einen großen Acker und auf der Reute eine große Wiese und einen Acker, die an die Widdurnsgrundstücke des Pfarrhofes angrenzten. Bezirksamtmann von Nagel, der den Pfarrer auch damals noch als Landrichter auf die Pfarrei installierte, stand in diesem Unternehmen hilfreich zur Seite.

Pfarrer Joh. Georg Drexl erhielt 1858 den Vikar *Max Friedinger* zugeweiht. Am 19. Oktober 1867 wurde dieser zum *Vikar in Pitzing* ernannt, wo er 1911 im hohen Alter starb. Im gleichen Jahr ließ sich auch Pfarrer Joh. Drexl aus Gesundheitsrücksichten nach Berg im Gau bei Schrobhausen versetzen.

Pfarrer *Franz Xaver Waibl*, von 1882-1891 Pfarrer und Distriktsschulinspektor in Stoffen, verkaufte nach der Genehmigung durch die Regierung und der kirchlichen Behörde am 26. August 1882 von dem noch 70 Tgw. umfassenden Pfarrwiddum 41,89 Tgw. Äcker und Wiesen an neun Stoffener Bauern - zahlbar in 10 Jahresfristen zu 4 1/2 % Zinsen. Gleich darauf wurde in öffentlicher Versteigerung der Rest des Pfarrwiddums auf 9 Jahre mit oberhirtlicher Zustimmung verpachtet.

Sein besonderes Anliegen war der Neubau des baufälligen Ökonomiegebäudes. Er schrieb am 18. Juni 1883 an das Königl. Landbauamt Weilheim: „ Daß nach Genehmigung von der Pfarrpfürnde Stoffen 41,89 Tgw. verkauft, ferner durch den reduzierten Besitzstand auch der Pfarrzehentstadel am 10. April 1883 um den Preis von 1700 M bei öffentlicher Versteigerung von Andreas Heilrath (Lorenzenbauer) ersteigert wurde. Diese 1700 M sollen zur Deckung der

Ausgaben beim Umbau der ganz baufälligen Ökonomiegebäude der Pfarrpfürnde verwendet werden. Durch die Reduktion der Pfarrgründe werden nur 5 höchstens 6 Stück Vieh und 2 Pferde gehalten werden können, während die gegenwärtigen Stallungen einen Raum für 18 Stück Vieh und 4 Pferde bieten. Dazu kommt noch, daß weder Wagenremise noch Tenne vorhanden ist und den Betrieb einer Ökonomie geradezu ausschließt. Um in der Zeit der Frühjahr-Aussaat, um welche Zeit ich als Distriktsschulinspektor 6 Wochen kontinuierlich ein Gefährt benötige, das ich heuer immer von dem 6 km von Stoffen entfernten Landsberg kommen lassen mußte, [die Schulen visitieren zu können,] bin ich fest entschlossen, selbst ein Pferd zu halten, wenn der Umbau des Ökonomiegebäudes erfolgt ist. Ich bitte die hohe k.Regierung um Genehmigung zur Anfertigung des Bauplanes, nachdem durch die höchste Finanz-Ministerial-Entschliebung, die primäre Baupflicht des Staatsäras an den Pfarrgebäuden zu Stoffen anerkannt worden ist“

Der beantragte Neubau des Ökonomiegebäudes wurde endlich im Jahre 1888 vom Landtage mit der beantragten Kostensumme von 15 958 Mark genehmigt und mit dem Umbau am 17. April 1888 begonnen. Maurermeister Stiegler aus Dießen und Zimmermeister Eichner von Stoffen erhielten als die am wenigsten Fordernden den Zuschlag. Vom Material des Abbruchs konnten bei der Versteigerung am 5. Mai 1888 229,30 M eingenommen werden. Beim Ausgraben des Baugrundes (1,50 m tief) und des Kellers erschwerte erheblich viel Grundwasser die Arbeiten. Ein gemauerter Kanal vom Abort bis zum alten Brunnen war erforderlich. Dieser Kanal wurde 3,29 m tief gelegt und war in der Planung nicht vorgesehen. Am 28. Mai früh 8 1/4 Uhr nach vorausgehendem Gottesdienste begann Zimmermeister Eichner mit seinen Leuten die Aufrichtungsarbeiten, dabei waren 10 Zimmerleute und 17 Maurer, Tagelöhner und Handlanger beschäftigt.

Gewitterregen und anhaltend schlechtes Wetter verzögerten die Arbeiten. Am 3. Tage waren die Zimmerleute mit der Errichtung des Dachstuhles fertig, jedoch die Eindeckung des Daches mit Falzziegeln konnte, da nur ein Teil der bestellten Falzziegelplatten von Waiblingen bei Stuttgart geliefert wurde, nur zu 2/5 gedeckt werden. Abends des 30. Mai erhielt jeder Arbeiter vom Maurermeister 2 Liter Bier und 2 Brote bezahlt. Der Pfarrer dagegen gab jedem Arbeiter 30 Pfennig. Das war fast ebenso viel! Wegen der späten zweiten Plattenlieferung konnte erst am 27. Juni die vollständige Bedachung mit Ausnahme der Abschlussplatten vollzogen werden. In der Zwischenzeit hatte der Neubau durch Gewitter und anhaltendes Regenwetter arg gelitten. Am 28. Juni verließen die Arbeiter wegen der kommenden Feiertage den Bauplatz. Unterdessen hatte sich der Keller 4cm hoch mit Wasser gefüllt. Um das Wasser, welches am 14. Juli auf 11 cm anstieg, abzuleiten, wurde der Bau eines weiteren Kanals notwendig. Infolge des Kellergrundaushubes setzte sich das Wohnhaus nach Westen. Das Gebäude musste abgesichert und die entstandenen Schäden in der Wohnung behoben werden. Der Bau war am 27. Oktober mit der Stall- und Hopfpflasterung und der Deckung der Dachabschlussplatten beendet.

Am 5. Oktober 1891 wurde der beliebte Pfarrer Waibl zum Stadtpfarrer in Weilheim ernannt. Am 17. Oktober 1891 fand man ihn ertrunken in der Amper. Die Beerdigung erfolgte unter großer Anteilnahme in Stoffen.

Ob der nachfolgende Pfarrherr *Anton Miller* (1892-1909), der ebenfalls Distriktsschulinspektor war, noch Landwirtschaft betrieben hat, ist nicht nachzuweisen. Er kam 1910 nach Unterigling, ist dort 1914 gestorben und wurde auf Antrag des Stoffener Gemeinderates in Stoffen beerdigt. Die nun leerstehenden Ökonomiegebäude mieteten Stoffener Landwirte zur Einlage von Heu und Stroh. Die Stallung diente als Abstellraum und bei Brand oder Notfällen als Ein-

stellraum für das Vieh der Betroffenen.

Pfarrer *Moritz Wegler* (1947-1972) war der letzte Geistliche im alten Pfarrhof. In seiner Amtszeit wurden 1951, nach Genehmigung durch die Bischöfliche Finanzkammer, 2,40 ha der Pfarrgründe zum Bau von Siedlungshäusern für die Heimatvertriebenen auf Erbbaurecht verpachtet. Nach seinem Wegzug (10.02.1972) verhinderten dringend notwendige Baumaßnahmen am und im Pfarrhofgebäude eine Weiterbenützung als Wohnung.

Der nachfolgende Pfarrer, *Friedrich Piendl* (1972-1981) wohnte während seiner Amtszeit in einer Privatwohnung. Schon vor dem Wegzug von Pfarrer Moritz Wegler, 1972, hatten sich die Kirchenverwaltung, der Pfarrgemeinderat und die politische Gemeinde um die Renovierung des Pfarrhofes bemüht. Dazu wurde von der zuständigen Baubehörde 1972 die Baufallschätzung durchgeführt und für den nicht mehr benötigten Ökonomieanbau die Abbruchserlaubnis erteilt. Nachfolgend musste die westliche Giebelseite des Pfarrhofes wegen Einsturzgefahr abgestützt werden.

Die Jahre vergingen, ohne dass sich ein weiterer Schritt zur Bauausführung abgezeichnet hätte. Mehr und mehr erwies sich der alte Pfarrhof als baulicher Schandfleck des Ortes. Pfarrer Friedrich Piendl und der Pfarrgemeinderat entschlossen sich daher 1979 sowohl mit Hilfe von Diözesanbischof Dr. Josef Stimpfle, als auch durch eine Petition beim Bayerischen Landtag, endlich eine Entscheidung über das weitere Vorgehen herbeizuführen.

Dabei ging die Diskussion auch um einen Abbruch des gesamten Komplexes und die Errichtung eines zweckmäßigen Neubaus. Während eines Lokaltermines, Anfang 1980, dem u.a. einige Mitglieder des Petitionsausschusses beiwohnten, konnte - auch Dank der beteiligten Denkmalbehörde - ein Abriss verhindert werden. Vielmehr wurde beschlossen, nunmehr so schnell wie möglich mit den Renovierungsarbeiten zu beginnen. Der Wunsch der Pfarrgemeinde, in den Bau zugleich ein Pfarrheim zu integrieren, konnte wegen der veranschlagten hohen Bausumme nicht verwirklicht werden.

Im Spätherbst 1981 rückten die Handwerker an. Als sie die Arbeiten 1983 abschlossen, waren Kosten in Höhe von etwa 650 000.- DM entstanden. Im Rahmen eines großen Pfarrfestes weihte der damalige Weihbischof von Augsburg, Rudolf Schmid, das vorbildlich renovierte Domizil für die künftigen Pfarrer von Stoffen.

Als erster konnte der polnische Pater *Jan Bloch* das stattliche Haus beziehen. Ihm folgte 1988 *Christoph Kowalski*, der am 9. Januar 1996 im Alter von 38 Jahren überraschend während einesurlaubes in seiner polnischen Heimat starb. Seit dem 20. September 1996 bewohnt nun der indische Geistliche Pater *Josef Thottumarickel* den Stoffener Pfarrhof

Quellen:

Pfarrarchiv Stoffen Fach I und VIII,
Farnilienbuch Stoffen 1838, S.63 und 64,
Stoffener Chronik ab S.15
Landsberger Geschichtsblätter 1928, 25. Jahrgang, ab Nr.2
Eduard Pflanz, Landsberg - Heinrich von Stoffen -
Landsberger Kreisheimatbuch, S. 720
Gottfried Kircher, Stoffen

Der Kirchenumbau in Stoffen

1739 - 1742

nach den Aufzeichnungen von *Josef Johann Schober* (+)

(Aus dem 1. Buch im Pfarrarchiv Stoffen, S.405)

„Zu dem Gotshaus hat a 1737 alwo ich [d.i.Pfarrer Johann Georg Drexl] die Pfarr angetreten, gegeben

1. Hr.Michael Böckh, Pfarrer und Cammerer des Kapitels all sein Verlassenschaft in testamento, so sich auf 1150fl beloffen, um welches Geld nach dero anschaffung die Kir-

che ausgeputzet worden 6 Fenster ney in dem Lankhenhaus eingesetzt, umb 7 schuch lenger gemacht worden ist und also die ganz kirchen von ihm de novo zu sagen erbaut worden ist in dem Hr.Michael Böckh den thurm sambt Chor und Choraltar im leben erbauet und vil aus eignen beigetragen hat, mithin billich restaurator hujus ecclesiae zu nennen ist.

Neben anderer Stiftung gab Maria Schmidin Witib genannt das Jochin Mihle 1 weißen Rock mit gelben plumen eingewirkt,

Andreas Hoys Zimmerman verschaffte in seinem letzten Willen ein geschnitztes Bild Mariä Empfängnis mit gutem Silber und Gold gefaßt.

Den hl.Kreuzpartikel wie auch 2 hl.Gebein in 2 Altär eingefaßt hat Johann Ruile, hiesiger bauernsohn verehrt, so in Rom als Böckhenknecht vil Jar gearbeitet hat.“

(S.417) „Verzeichnis wie dies von Böck an das Gottshaus vermachte Vermögen eingenommen, verbaut und wieder ausgeben worden, folgt nun erstlich die Einnahm thails von den Hr.Executoribus Testamenti, talis durch nachstiften so den anfang genommen in anno 1728 und 1742 vollendet.

Hergeben 1739: 150fl - Executor war Herr Cammerer in Stadl der 171+68 1/2+150+222+243fl zahlte und für 10 Schneidbäum 16fl.

1740: 40+50+11+15fl; 1741: 100fl. Zur Bezahlung der Stein in Augsburg die letzt Frist à 100fl hergeben - zusamm 1171fl 45xr. - Außerdem waren noch 117fl 31xr in Stadl von der Verlassenschaft des Pfarrers Simon Aigeman als Executor zu erhalten, die aber erst 1748 mit 17fl eingingen, die andern 100fl mußten bei dem Bauern in Hübschenried geklagt werden.

Bauausgaben - anfang der ausgab ist gemacht worden 1739 wie folgt: 600 Kibl Kalk samt Fuhrlohn 90 1/2fl, 5600 Ziegelstein 565fl, 1000 Preis und 1200 Hagen 20fl, 7 Reiß im Schlöglwald vom Spital 14fl, dem Schlosser von Bavr-diessen für eiserne Kreuzstöckh 80fl,

dem Glaser von Bürgen 47fl, 8 Fäbl Gibs 25fl 15xr samt Fuhrlohn,

bei Aufhebung des Dachstuls und Legerung des ersten Stems verzehrt 5fl 25xr, 525 Wurflatten 17 1/2fl, dem Maurermeister mit sein Taglohnern gemacht 298 1/2 tag, der Meister 24xr, Gesell 22, lehrjung 18 = 109fl 27xr.

Mer hat der Maurermeister die Kirchen ausgegibt und mit i[h]m per accord ibereinkommen und geben 150fl und 30xr Trinkgelt.

Simon Hohenadl Zümermeister hat verdient samt Gesellen 66fl 49xr. -

Kistler von Stoffen wegen neuen Stihlen Taglohn 9fl 44xr,

dem erngeachteten und kunstreichen Hr.Caspar Scheffler, Mahler von Oberfinningen vor das stuckh in der höhe im lanckhhaus, vor fassung zweyer alterlein alwo hl.reliquien item S.Johann Baptist bildnus uf dem taufstein 51fl 20xr, mehrmaln 1740 vor fassung der Kanzel 20fl.-

vor 1000 Pflasterstein 100fl, Fuhrlohn von Augspurg bis Stoffen 20fl,

dem Hr. Bildhauer [Johann Luidl] vor die bildnus des hl.Johann Franz Regis item S.Chrysostomus, 4 mayenkrieg [Maienkrüge] die kanzel etc. 12fl,

vor fassung der obstehenden bildhauerarbeit dem Mahler von Hofstötten 10fl 30xr,

dem Gipser vor Ausgipsen des Khor accordirt von den durch Hr.Pfarrer in Stadl 70fl 1 Carlin in gelt: 7 9 f 1 30xr,

dem kunstreichen Caspar Scheffler. Mahler in Oberfinning vor ausmahlung des Chors 40fl, vor einlegung des Pflasters 12fl 45xr.“



Der Blitzschlag in den Turm der Pfarrkirche zu Stoffen im Jahre 1862

Im Frühjahr 1862 wurde der bis dahin bestehende Zwiebelkirchturm in Stoffen durch einen Blitzschlag schwer beschädigt. Der damalige Pfarrer von Stoffen, Johann Georg Drexl, schreibt darüber in seinen Aufzeichnungen:

„Das Jahr 1862, das frühe schon mit schweren Gewittern sich einstellte, so daß man mit Bangen der Ernte entgegenzusehen mußte, ereignete sich, daß am 4. April ein schweres Gewitter über Stoffen hin zog. Schon glaubte man der Gefahr entronnen zu sein und Mensch und Tiere atmeten leichter, als noch ein Nachzügler kam und plötzlich abends 6/ Uhr der Blitz in den Turm der Pfarrkirche schlug unter furchtbarem Knall und grauenhaftem Leuchten des Blitzes. Der Blitz fuhr am Kreuz in die Kuppel, zerriß das Gemäuer an der süd-westlichen Spitze, und von da fuhr ein Teil des Blitzes durch das nahe Kirchendach in die Kirche, wo er am neu gefaßten Dreikönigsaltar [also am Seitenaltar auf der Turmseite] dem Golde nach ging, an einem Leuchter ins Antependium fuhr und selbes zerschmetterte.

In Brand geriet nichts, was um so mehr zu bewundern ist, als es gerade Fastenzeit war und das Altarblatt, dessen Goldrahmen der Blitz verwüstete und das Bildnis verbrannte, mit dem blauen Tuche verhüllt war. Zum Glück war keine Abendandacht; wäre es am vorhergehenden Donnerstag geschehen, wo Ölbergandacht abgehalten wurde, so hätte es vermutlich Menschenleben gekostet. Der Schaden am Seitenaltar, wo die eine Hälfte der Vergoldung der Blitz ableckte, belief sich auf 20 fl [= Gulden], welchen Augustin Kranzeder, der den Altar, wie oben gemeldet wurde, fassen ließ, wieder deckte. Gott wird diesem hochherzigen Wohltäter es reichlich vergelten. Ein anderer Strahl des Blitzes, denn der Blitz teilte sich in 3 Teile, fuhr in den daneben angebaute Ölberg. [Der Ölberg ist heute nicht mehr vorhanden]. Ein dritter

Strahl des Blitzes fuhr an den eisernen Stangen des Uhrzeigerwerkes und am Perpendickel herab, zerschmetterte die unter dem letzteren sich befindliche Stiege des Turmes und fuhr ins Gemäuer. Der Turm, der leider mit keinem Blitzableiter versehen war, mußte infolge der Beschädigung bis aufs Viereck abgetragen werden. Die Glocken und die Uhr blieben unverletzt, ebenso auch die Kirche, wofür man dem allgütigen Gott nicht genug danken kann.

Durch den Blitzschlag erschien ein teilweiser Neubau des Turmes unumgänglich. Von der Gemeinde Stoffen wurde zu den Baumaßnahmen Baumeister Johann Wolf von Stoffen beauftragt. Er brachte vor: ‚Ich habe mit dem Zimmermann Bauer von hier die Reparatur des Kirchturms zu Stoffen übernommen. Im heurigen Frühjahr durch Blitz so beschädigt, daß bei Läuten der Glocken der Mörtel herabfällt. Risse in Schallöchern.

Wenn das Läuten nicht eingestellt wird, Unglück‘. Das Landgericht verfügte: ‚Die Gemeinde soll das Läuten sofort einstellen. Die anfallenden Kosten sollen von den Filialen Lengensfeld und Ummendorf mitfinanziert werden, Hand- und Spanndienste unentgeltlich geleistet werden.‘ Die Filialen, besonders Ummendorf, weigerten sich dazu. Die Kirchenstiftung Stoffen wendete sich zur Klärung der Kostendeckung an das Landgericht in Landsberg und an die Regierung von Oberbayern.“

In zahlreichen behördlichen Schreiben und Protokollen wird über die neue Bauausführung des Kirchturms mit einer Turmspitze, die Finanzierung und die strittige Frage der zu leistenden Hand- und Spanndienste sowie die Ermittlung der zuständigen Baulastträger berichtet. Für die Gemeinde Ummendorf wurde zur Concurrenzleistung das Stadtpfarramt in Landsberg wegen der Schenkung des großen Zehents und des Pfarrwidums im Jahre 1385 an die Allerheiligenkapelle [die frühere Michaelskapelle auf dem Friedhof bei der Stadtpfarrkirche in Landsberg] durch den Grundherrn von Ummendorf Friedrich Wolf als Großdezimator von Ummen-



dorf zahlungspflichtig. Bis zur endgültigen Restabrechnung 1868 waren noch 920 fl [Gulden] und 12 xr [Kreuzer] zu bezahlen.

Über den Ausgang der Zahlungsfrist und die zu leistenden Arbeiten zum Kirchturmbau schreibt Pfarrer Johann Drexl: „Im Jahre 1866, in welchem der deutsche Bruderkampf wütete und namenloses Elend brachte, wurde der Pfarrturm, der im Jahre 1862 durch einen Blitzschlag zerstört wurde, wieder aufgestellt um die Summe von 3000 fl [Gulden], welche das kgl. Staatsärar und Herr Stadtpfarrer Martin von Landsberg als Großdezimator von Ummendoff bezahlen mußten, Hand- und Spanndienste mußten die drei Gemeinden: Stoffen, Lengensfeld und Ummendorf unentgeltlich leisten.“

Quellen:

Pfarrarchiv Stoffen Fach VIII

Dreihundert Jahre „Schwedenskapelle“ zu Stoffen

An der Straße nach Pitzling am nordwestlichen Ortsausgang von Stoffen, steht im Schatten einer mächtigen, naturgeschützten Linde, die sogenannte „Schwedenskapelle.“ Die dankbaren Bürger von Stoffen errichteten sie, weil sie während des Dreißigjährigen Krieges von einem Haufen marodierender schwedischer Soldaten verschont blieben.

1632, nach der verlorenen Schlacht bei Rain am Lech, bei der Tilly besiegt und tödlich verwundet wurde, zogen die Schweden unter dem berichtigten General Torstensohn von Augsburg kommend gegen Landsberg. In der Folgezeit unternahm schwedische Reitertruppen wiederholte Raubzüge mit Mord und Brand hinaus in die Dörfer und Einöden. Angst und Schrecken verbreitete sich bei der schutzlosen Landbevölkerung. Meist vor Einbruch der Nacht versammelten sich die Dorfbewohner in ihren Kirchen und erflehten gemeinsam Schutz und Hilfe des Himmels für sich und ihren Ort. Von der Rettung Stoffens von einem dieser Raubzüge ist u. a. in der Sage folgendes erhalten:

„In einer Oktobernacht des Jahres 1632 jagte ein schwedischer Reitertrupp aus Landsberg über Pössing nach Pitzling, um auch diesem Orte und dem Schloß Pöring einen unerwünschten Besuch abzustatten. Die in Pitzling nicht

mehr zum Zuge kommenden Reiter; es waren zwischen 80 und 100, sprengten auf der Straße weiter nach Stoffen. Wegen der von ihnen meist geübten Überrumpelungstaktik verhielten sich die Plünderer möglichst still. Auf einmal schob sich eine dichte Nebelwand zwischen die anreitenden Feinde und das Dorf. Kaum konnte einer den anderen sehen. Die Rosse bäumten sich auf und weigerten sich, den Weg weiter zu gehen obwohl sie mit Sporengewalt vorwärtsgedrängt wurden. Bestürzt drehten die Feinde um und ergriffen die Flucht. Erst von den Pitzlingern, die aus Furcht vor den schwedischen Unholden des Nachts in den Schlögelwald geflohen waren, erfuhren die Stoffener von ihrer Errettung aus höchster Gefahr: Sie erblickten darin die Hilfe des Allerhöchsten, dem sie sich mit all ihren Sorgen anvertraut hatten. Sie gelobten, sollten sie von den Schweden auch weiterhin verschont bleiben, nach dem Krieg eine Kapelle zu bauen“.

Erst der Westfälische Friede 1648 zu Osnabrück beendete den Krieg zwischen den deutschen Reichsständen und den Schweden. Das Land war verödet, Hungersnöte und die Pest forderten viele Todesopfer. Erst 1697 konnten die Überlebenden der dreißigjährigen Schreckenszeit ihr Versprechen einlösen. Sie bauten ungefähr an der Stelle, an der die schwedischen Reiter zur Umkehr gezwungen wurden, ein kleines Gotteshaus.

Am 05.05.1698 gingen die Stoffener Bürger Martin Ruille, Georg Hägg, Jakob Auhberger mit ihrem Dorfführer Hans Auhberger zum „Stadt- u. Landgerichtsamt-Commissarius“ nach Landsberg und erklärten zu Urkunde, dass die Gemeinde die Kapelle zu Ehren des Heilands an der Rast (Herrgotts Ruh) unterhalten werde. Dekan Erhard von Landsberg berichtet nämlich unter dem 30.04.1698 an das Ordinariat Augsburg: „Die Gemeinde Stoffen hat vergangene Herbst unangefragt negst beim Dorf eine Kapelle erbaut; allwo schon vor Jahren einmal eine gestanden, aber zugrunde ging. Hab den Vieren einen scharfen Verweis gegeben, sie sich aber darauf hinausgeredet, nachdem, daß schon eine Kapelle dawar; sie nicht glaubten, daß man wieder anfragen müsse. Die Kapelle sei wohl erbaut und so groß, daß sie, wenn sie (was in diesem Frühling geschehen soll) föllig fertig, zum Zelebrieren tauglich sei. Die Gemeinde Stoffen wolle 1 fl. 30 Kreuzer Krautgartenzins, den sie jährlich einzunehmen hat, der Kapelle zuwenden. Da eine

Zu Abb. auf der linken Seite:
Inneres der Pfarrkirche
„Maria Heimsuchung“
in Stoffen (Aufnahmen von
J.J. Schober um 1910)



Die Schwedenskapelle
bei Stoffen

öffentliche Straße vorbeiführte, würde man auch aus dem Stock etwas einnehmen und das alles genüge zur baulichen Unterhaltung der Kapelle“.

Bei der Vorgängerkapelle kann es sich um die im Pfarrarchiv vermerkte „Pestkapelle“ handeln, sie diente wohl als Gebetsstätte für die an der Pest Verstorbenen und an dieser Stelle Begrabenen aus Stoffen. Die letzte Pestzeit war 1650.

Am 28.03.1700 ersuchte Dekan Ehrhard den Weihbischof, er möge am Sonntag, den 20. April, wenn er zur Benediktion nach Steingaden reise, die wiederhergestellte Kirche zu Ummendorf und die neuerbaute Kapelle zu Stoffen konsekrieren. Diese Weihe vollzog am 28. April 1700 Bischof Eustach Egwolf v. Westernach.

Hier fanden nun im Jahresablauf Gottesdienste, Andachten und Bittgänge als Dank für die Rettung vor den Schweden statt. Lange Zeit wurde am Sonntag in der Oktav von Christi Himmelfahrt Kirchweih in der Feldkapelle „ad requiem salvatoris“ (Herrgotts Ruh) mit Amt und Predigt gehalten und nie hat es gefehlt an Opfern und Spendern für die Feldkapelle. So spendete auch Pfarrer Johann Georg Drexl aus seinem Testament am 3.2.1742 30 Gulden. Der 1716 gegründete Seelenbund von Simon Griebböckh mit 12 Mitgliedern betete hier alle Sonn- u. Feiertage von 6 bis 11 Uhr, dabei einen hl. Rosenkranz und eine Litanei vom Leiden Christi. Aus diesem Seelenbund entstand 1747 unter Pfarrer Johann Drexl die heute noch bestehende Bruderschaft vom Allerheiligsten Altarsakrament.

Zu Ende des 18. Jahrhunderts war Bayern auch Kampfplatz der Koalitionskriege, die Kaiserliche und Russen gegen die Franzosen führten. Abwechselnd zogen deren Truppen raubend und plündernd durch das Land. 1800 ist Napoleon in Landsberg. Angst und Schrecken verbreiteten sich auch in Stoffen. Um von dem Unheil verschont zu werden, versprechen sich die Stoffener Einwohner mit dem damaligen Pfarrer Franz de Paula Kaiser mit einem Verlöb- nis, deren Niederschrift lautet:

„Den 27 ten May anno 1800. Seindt die frantzossen in Landsperg abents 2 Uhr ein gezogen, Nemlich am diensttag in der Pfinst wochen, so hat sich Eine ganze Ehrsamme gemeinde, zu Stoffen, Eine Verlobniß mit her gehenden Feir Tag zu Ewigen Zeiten gemmacht, und wird dieser Feirtag so gehalten in der von dem Pfarrgottes haus gett die ganze gemmeinde Mitt dem Creutz in die felt Kapell: zu unseres herrn Ruehe: und wird die hl. Mess vor die gantze gemmeinde gelessen, das opfer aber in den Stockh, bey unsers herrn Ruehe gelegt Die Feirdegliche Rossen Krentz so um Mittags Zeit gehalten werden welche auch in schwöden Krieg seind verlobt worden. Da schon der Feind sich her zu nachett. so hat gott der aller weissiste einen dickchen Nepl ein fallen lassen daß sie so gahr das dorfnicht mehr antroffen haben, also wollen wir durch die ob stehenten Verlobniß, gott in Stendig bitten daß er uns Vor allem Uübell behietten, besonders Vor demm erschrücklichemm Krieg, hunger Pest und Kranckheiten und allem Uippl Leibs und der Sehllen, also soll disses von uns und unser Nachkömmlichen onzerbrechlich gehalten werden, actum et supra“.

Dieser im Gelöb- nis versprochene Rosenkranz wurde mit der dazu verfassten Litanei und Gebete zur göttlichen Vorsehung bis Mitte 1930 jeden Sonntag um 11 Uhr vormittags in der Schwedenkapelle gebetet. Auch heute noch wird diese Litanei bei Andachten und Rosenkränzen in der Kapelle gebetet.

1792 hatte die Kapelle die Haus-Nr. 67. Zusammen mit 13,66 Tgw. Grund (Plan Nr. 1074) war sie freies Eigentum der Pfarrkirche. Ein Teil dieser Fläche war an 27 Stoffener Hausbesitzer als Krautgarten verpachtet. Das erwirtschaftete Vermögen der Kapelle wurde als Darlehen ausgegeben. 1786 erhielt u. a. „ Ferdinand Probst von Peierbach restiert 70 fl (Gulden) gemein geld an alten Zinsen, die in wechselnd Fristen zu bezahlen sind 3 fl. 30 xr “. An das königl. Rent-

amt nach Landsberg musste aus den grundherrlichen Rechten der Feldkapelle die Einfache Rustikalsteuer mit 13 xr, 6 hl bezahlt werden. Im Kaufvertrag der Bauersleute Johann u. Theresia Meile (Kussenbauer) an den Käufer Johann Keller 1862 ist vermerkt: „ Die Linde byers Kapelle soll Eigenthum der Kapelle werden und darf nicht umgehauen werden“.

In der im Chor und Laienhaus mit dem angebauten Vorbau und dem schlanken Spitztürmchen erbauten Kapelle wird als Inventarium 1870 aufgeführt: 1 Choralta- 2 Nebenaltäre, 12 hölzerne Leuchter, 6 Maibüschchen, 1 Weihwasserkessel, 2 Klingsel, 1 Glocke, klein, a.d. Sakristeithüre, 1 Anpel, 1 Meßpult, 2 alte abgetragene Meßgewänder samt Kelchbedeckungen, 1 Kasten, Turmglocke, klein, Sakristeikasten u. Tisch, 18 Betstühle, Aspergile, Löschhorn, 16 Votivtafeln, Altartücher mit Spitzen, Staubdecke aus Wachseleinwand, 1 Tisch, Kirchenthürschlüssel. Als die Walburgiskapelle in Seiferstetten, die zur Pfarrei Stoffen gehört und von dieser auch den Kleinzehent bezog (sie zerfiel vermutlich Ende des 18. Jahrhunderts) sollen - nach Aussagen des Urgrößvaters von Georg Miller aus Pitzling - die Heiligenfiguren zur Schwedenkapelle nach Stoffen gekommen sein. Der von Georg Huber aus Seiferstetten gestiftete hübsche Kelch mit der Jahreszahl 1695 zur Walburgiskapelle kam in die Pfarrkirche nach Stoffen.

Im Laufe der Jahrhunderte waren wiederholte Renovierungen an der Kapelle notwendig. So u. a. 1795 die Ausbesserungen der 3 Altäre, der Decke und des Daches. 1862 musste das ruinöse Kapellentürmchen, unter Pfarrer Johann Georg Drexl, neu erbaut werden. Dazu spendeten der Söldner Josef Hager und seine Ehefrau Maria geb. Metzger 200 Gulden. Auch der Anbau für die Sakristei soll in dieser Zeit erfolgt sein. 1867 wurde die Kapelle ganz neu restauriert durch den Fassmaler Johann Schmid aus Pflugdorf. An der alten Muttergottesstatue wurden die fehlenden Teile durch Josef Keller aus Thaining um 12 fl nachgeschnitten und ergänzt. Das Deckengemälde im Chor schuf der Kunstmaler Karl Frey aus Egling für 10 fl. Die Restaurationskosten zahlten wieder die Söldnersleute Josef Hager und Maria geb. Metzger. 1887 erhielt die Kapelle ein neues Dach. 1888 wurde sie innen u. außen neu getüncht. 1964, unter Pfarrer Moritz Wegler, war eine erneute Instandsetzung der Kapelle notwendig. Die Innenarbeiten mit der Restaurierung der Altäre und der Heiligenfiguren wurde von der Fa. Josef Lang aus Lechbruck ausgeführt. Die letzte Renovierung erfolgte um 1985. Der polnische Pater Jan Bloch war zu dieser Zeit Pfarrer von Stoffen.

Die Kapelle wurde von Einbrechern nicht verschont, so 1887 am Freitag vor Kirchweih. 1945 wurde die alte Muttergottesstatue gestohlen. Pfarrer Josef Schmölz machte dazu den Vermerk: „ Wahrscheinlich hat der, der im Jahre 1945 diese Muttergottes-Statue aus der Kapelle verschwinden ließ, den Altertumwert gekannt. Der Herr möge es ihm vergelten!“.

Um 1967 wurde die Statue des hl. Rochus entwendet. Sie konnte aber wiederbeschafft werden.

Gemäß dem gemeinsamen Versprechen hat Stoffen bis zum heutigen Tag für die Instandhaltung der Kapelle gesorgt.

Seit dem Tod ihrer Mutter, 1971, pflegt Maria Stadler dieses Kleinod des Dorfes in liebevoller und uneigennütziger Weise.

Quellen:

Der Heimatfreund, Jahrgang 1954 Nr. 4; Landsberger Geschichtsblätter 1928, 25. Jahrgang Nr.3; Eduard Pflanz: Seifriedstetten bei Pitzling, 9. Folge (Lech-Kurier); 1250 Jahre Pürgen, Ummendorf S. 276; Ortschronik Stoffen, S.19 u. Heimatpflege S.16; Aufzeichnungen des Pfarrers Drexl: Pfarrarchiv Stoffen Fach VIII

Niederschriften: Pfarrarchiv Stoffen Fach VIII

Die Pfarrer von Stoffen

nach Aufzeichnungen von Josef Johann Schober(†) zusammengestellt von Klaus Münzer

Unter dem Titel „Die Pfarrherren im Bezirke“ beschrieb der Begründer der „Landsberger Geschichtsblätter“, Josef Johann Schober, in den Jahren 1908 bis 1919 zahlreiche Pfarreien unseres Landkreises und deren Pfarrer. Zur Veröffentlichung des Materials über die noch fehlenden Pfarreien kam er aber nicht mehr. Im Kreisarchiv fanden sich jedoch unbearbeitete Materialien Schobers aus Augsburger und Münchner Archiven, die nun geordnet und kommentiert veröffentlicht werden. Der Vollständigkeit halber ließ es sich dabei nicht vermeiden, dass Pfarrer erwähnt werden, über die z.T. im vorangegangenen Beitrag von Emil Hartmann berichtet wird. Da die Aufzeichnungen Schobers mit dem Jahre 1910 enden, wurde die Liste der nachfolgenden Pfarrer von Emil Hartmann ergänzt.

Raboto 1171 - 1200

Ein Raboto oder Rapoto, sacerdos de Stoffen, wird in der Zeit von 1171 bis 1200 mit anderen Geistlichen der Gegend als Zeuge in Urkunden genannt. So tritt er im Jahre 1171 bei der Austragung einer Streitigkeit zwischen dem Pfarrer Heinrich zu Geretshausen und dem Kloster Wessobrunn auf¹. Damals gehörte der Ort den Herren von Stouphen (=Stoffen), deren Schloss auf dem „Fuxla“ (Fuchsloch) gestanden haben soll. Die Herren von Stoffen waren damals Schirmvögte des Klosters Wessobrunn.

Heinrich 1224/1242

Hainrich Diaconus et plebanus de Stouphe tritt 1224 - 1242 als Zeuge in Urkunden auf². Unter „plebanus“ verstand man damals meistens einen vom Ortsherrn eingesetzten Leutpriester, im Gegensatz zum „parochus“, dem Pfarrherrn.

Heinrich der Paur 1370

Hainrich der Paur, Kirchherr zu Stoffen, gehört am 24.Juni 1370 zu den Gründungsmitgliedern der Herrenbruderschaft in Landsberg, der alle Priester der beiden Ruralkapitel Landsberg und Schwabhausen und anfangs auch einige angesehene Bürger und Bürgerinnen von Landsberg angehörten. Die Gründungsurkunde ist uns in einer Abschrift im „Liber Rangk-Greiff“ aus dem Beginn des 16.Jahrhunderts erhalten³.

Wilhalm Hunthaimer 1411

Wilhalm der Hunthaimer, Kirchherr zu „Stawffen“, gehört einem alten Geschlecht an. Er beurkundet am 11.Juli 1411 mit seinem Bruder Göswein, dass sie sich mit Probst Ulrich von Rottenbuch wegen des Zehents zu Stoffen und Schwifting verglichen haben⁴. Der Bruder, Goswein der Hunthaimer, tritt 1406 (als Gozwein Hunthammer) als Zeuge in einer Landsberger Urkunde auf und ist 1410 und 1411 als Stadt- und Landrichter zu Landsberg bezeugt⁵. Sein Siegel (auf der Landsberger Urkunde von 1411 gut erhalten!) zeigt einen aufspringenden Hund.

Hainrich Igelbeckh 1420/1429

Er ist wohl der Nachfolger von Wilhalm Hunthaimer und wird am 25.Januar 1420 als „rechter vnd confirmyrter kirchher zu Stauffen“ bezeichnet, als er zusammen mit Hanns Pflugdorffer und Göswein Hunthaimer, der nun als herzoglicher Pfleger zu Dachau auftritt, sich mit Probst Johann von Rottenbuch abermals wegen des Zehents vergleicht⁶. Gegen Austausch ihrer Rechte in Schwifting sind nun Hanns Pflugdorffer und sein Erbe Göswein Hunthaimer Herren der gesamten Pfarrei Stoffen. Diese Urkunde wird daher ausgestellt von Hanns Pflugdorffer, „auch rechter Lehensherr der Kirchen und des Kirchensatz zu Stauffen“ und Goswein Hunthaimer, „auch Warter und rechter Erb der Lehenschafft

der Kirchen und des Kirchensatz der pfärrlichen Kirchen zu Stauffen“. Igelbeckh ist Mitsiegler der Urkunde; sein sprechendes Siegel zeigt einen Igel. Am Erichstag (Dienstag) vor St.Martinstag 1429 tritt er dann als „Taydinger“ (Fürsprecher) des Gözwein Hunthaimer auf, als dieser ein Höfle zu „Purgstal“ auf dem Forst im Landsberger Gericht an Chunz Schneider und dessen Hausfrau um 4 Gulden rheinisch verkauft, und zwar für seinen Sohn Wilhalm Hunthaimer, der sich zur Zeit im Ausland befindet⁷.

(Caspar Lederer 1470)

Sein Name steht zwar auf der Tafel links vom Haupteingang der Kirche. Doch handelt es sich hier nicht um einen Pfarrer, sondern um den in Stoffen begüterten Landsberger Bürger Caspar Lederer, der 1470 in der Landtafel Herzog Albrechts genannt wird und wohl mit dem Bürgermeister gleichen Namens identisch ist⁸. Siehe auch bei Balthasar Lederer 1497!

Hans Müller 1479

Sein Name ist nur durch eine einzige Urkunde bezeugt: Am 14.April 1479 verkauft Anna Schmidin zu Stoffen an Magister Hans Myller als derzeit Kirchherrn zu Stoffen einen Gulden Ewigzins jährlich aus ihrer 10 Tagwerk großen Wiese zu Lengenfeld, genannt die Prangerin⁹.

Paul Keller 1497

Auch sein Name ist nur auf der Tafel links vom Haupteingang der Kirche zu finden.

Balthasar Lederer 1497

Magister Balthasar Lederer (auch Walthasar Ledrer geschrieben), Lizentiat der Rechte, Pfarrer zu Stawfen, entstammte einer sehr angesehenen Landsberger Familie, die seit 1398 in der Stadt nachweisbar ist und bereits 1426 bis 1440 mit Ulrich Ledrer und 1457 mit Caspar Ledrer Bürgermeister stellte und ein Siegel führte. Auch Balthasar Ledrer führt ein Siegel mit dem Kopf eines Einhorns als Wappenbild. Es hängt an einer am 24.April 1497 ausgestellten Urkunde¹⁰. Sie berichtet von einem Streit des Pfarrers mit Abt Peter von Wessobrunn um den Zehent aus zwei Höfen in Lengenfeld, der durch einen Vergleich beendet wurde. Danach sollte dieser Zehent fortan dem Pfarrer von Stoffen gehören, der aber dafür als Eisengilt dem Kloster jährlich 18 Schilling und 30 Münchner Pfennige reichen musste. Unter den Schiedsleuten findet man auch den Landsberger Pfarrer Dr.Paul Koler, den Stadtprediger Dr.Wolfgang Eiselin und den Benefiziaten Heinrich Neumayr.

Johann Rueff 1527/28

Johann Rueff, „plebanus in Stoffen“, wird 1527 und 1528 erwähnt. Am 17.Juni 1527 ist er mit anderen Zeuge, als der Schongauer Notar Stephan Romberg in der Vorhalle der Kirche zu Pössing („sub porticu parochialis ecclesiae S.Petri in Pessingen“) eine Urkunde ausfertigt.

¹ Leutner, S.237

² Monumenta Boica VIII, 148

³ BayHStA KL Wessobrunn 22; Leutner II, S.80

⁴ BayHStA, Landsberger Ger.Urk. Schwifting, Fasz.1

⁵ StadtA LL, Urk.122, Urk.136 (Gözwein der Hunthamer), Urk.139 (Gößwein Hunthaimer)

⁶ Siehe Anmerkung 4

⁷ BayHStA, KL Wessobrunn, Fasz.11

⁸ Krenner, Landtafel-Verhandlungen XV, 428

⁹ BayHStA, KL Wessobrunn, Fasz.3

¹⁰ BayHStA, KL Wessobrunn, Fasz.3, siehe auch Landsberger Geschichtsblätter 1918, S.40

Michael Zimmermann 1576 - 1591

Am 27. Februar 1576 wird Michael Zimmermann die erbetene Confirmation auf die Pfarrei Stoffen gewährt¹¹. Präsentiert wurden die Stoffener Pfarrer im 16. Jahrhundert von den damaligen Hofmarksherren, der Münchener Patrizierfamilie Pittrich (auch Püterich genannt), die die Hunthaimmer abgelöst hatten.

Michael Haffner 1591 - 1608

Nach dem Tode von Michael Zimmermann präsentiert am 4. Mai 1591 Hieronymus Pittrich zu Stegen als Patronats-herr von Stoffen den Michael Haffner als Pfarrer (plebanus) von Stoffen. Während seiner Amtszeit fiel die Pfarrei nach Aussterben der Pittrich 1597 an den bayerischen Herzog heim. Herzog Wilhelm V. schenkt und übereignet sie am 22. Dezember 1605 dem Hauskloster der Wittelsbacher, „dem würdigen Gottshaus und Kloster des heiligen Bergs Andex frei eigentümlich als ein Gottsgab“. Laut dieser Urkunde¹² fällt mit der Pfarrei Stoffen das Vogteirecht und auch der Kirchensatz der inkorporierten Filiale Lengenfeld, sowie die Pfarrei Stadl samt der Filiale Pflugdorf an Andechs. Das Kloster hat damit das Präsentationsrecht, d.h. es präsentiert dem Bischof die von diesem zu ernennenden Pfarrer. Dieses wurde auch durch eine Bulle von Papst Paul V. bestätigt und so blieb Stoffen bis zur Säkularisation mit allen Zehenten und Rechten bei Andechs.

Michael Haffner war vorher in Oberschondorf. Man sagte ihm einen sehr ärgerlichen, unpriesterlichen Lebenswandel nach und verdächtigte ihn stark einer ketzerischer Gesinnung, was aus Berichten des Dekans Christoph Mosmüller, Pfarrer in Dettenschwang, und Beschwerden seiner Pfarrangehörigen hervorgeht. Michael Haffner stirbt 1608 in Stoffen.

Die Sorgen des Ordinariats um das oft rufschädigende Verhalten der Landpfarrer im Dekanat mag ein Schreiben an den Landsberger Dechanten vom 6. Mai 1631, also kurz vor dem Schwedeneinfall, demonstrieren: Unserem gnädigen Fürsten und Herrn (dem Bischof) seien Klagen vorgebracht worden, wie dass etliche Landpfarrer „*stôts in Wirtshausern steckhen, grosse Ärgeruß mit voltrunkhen rauffen, schlagen, zankhen, reden und dergleichen geben, sich bei allen Hochzeiten, Kündtstauffzechen und dergleichen einmängen und also ein unpriesterlichen Wandel fiehren... Und weil täglich die vom Landt herein kommanden Gaistlichen sich alhie zu Augspurg in allerhandt lutherischen Wirtzheüßern voltrinkhen und dan bei den Uncatholischen Ärgeruß geben, offi ihre Köchinen, Schwestern und dergleichen an der Seiten fiehren.*“ Deshalb werde „*allen und jeden geboten, bei Straff 10 Daler ferters die Herberg aintveders auf der Paltz oder in einer catholischen Herberg zenemen, ein erbarn exemplarischen Wandel zefieren und ainiches (=kein) Weibsbild in die Statt mitzenemen. Das alles Ihr werdet wüssen in eurem Capitel zu publicieren und darauf Achtung zegeben. Augspurg den 6. May an(no). 1631*“¹³

Martin Trost 1608 - 1615

Nach dem Tode Michael Haffners ist Martin Trost aus Pöttmes der erste durch das Kloster Andechs präsentierte Pfarrer von Stoffen (am 4. Mai 1608). Es gibt allerdings „Irrung“ mit dem Kloster Andechs wegen des Pfarrers Widumbauern Balthasar Drexl.

Georg Molitor (Miller) 1615 - 1656

Nach dem Wegzug (abitum) von Pfarrer Martin Trost wurde Georg Miller von Pürgen (Birgen), der sich den Humanistennamen Molitor zugelegt hatte, am 11. Februar 1615 vom Kloster Andechs auf die Pfarrei Stoffen präsentiert. Im Mai 1631 berichtet Dekan Weiß von Landsberg, am Samstag, 14 Tag vor Lichtmess habe es sich ergeben, dass

der Pfarrer Georg Miller von Stoffen abends zur Zeit des Sperrglockenläutens wohl bezechet von Landsberg nach Pürgen gekommen sei und den Menhover von Pürgen mit ungebührlichen Worten angefallen habe. Dabei sei auch vorgekommen, dass der Menhover zum Pfarrer von Stoffen gesagt habe: „*Ich hab mein Weib, du die Khüe*“ et cetera und ihn auch mit seiner Köchin verdächtig machen wolle. Dekan Weiß berichtet weiter, dass der Pfarrer von Stoffen den Menhover nicht verklagt habe, aber von Hof aus [d.h. vom herzoglichen Hof zu München] Befehl an das Landgericht gekommen sei, den Menhover wegen seiner erschrecklichen Gotteslästerungen zur Verantwortung zu ziehen. - In Molitors Amtszeit fielen 1627 die Pest und 1632/33 und 1646/48 die kriegerischen Einfälle der Schweden und Franzosen. 1650 wird berichtet, dass Molitor in den vergangenen kriegerischen Jahren auch Stadl, Pflugdorf und Pürgen versehen hat. Molitor verfasste am 15. Mai 1656 sein Testament, nachdem er unverhofft „*von einer schweren Leibskrankheit überfallen*“ worden war, und starb am 30. Mai 1656 in Stoffen. Nicht ohne Interesse mag die Garderobe eines Landpfarrers in der Mitte des 17. Jahrhunderts sein: Im hinterlassenen Inventar befanden sich: 2 lederne Paar Hosen samt Wams, ein wollenes Paar Hosen samt ledernem Wams, eine zeugene und eine wollene Kutte, ein rot wollenes Hemd, 2 Leinenhemden, 3 Paar lederne und ein Paar leinene Strümpfe, ein Paar gestrickte Winterstrümpfe, ein Paar gestrickte und ein Paar lederne Handschuhe, zwei Hüte und eine Winterhaube, mit Marderfell gefüttert. Wegen des Nachlasses kam es übrigens am 17. Juni 1656 zum Streit zwischen dem Ordinariat und dem Kloster Andechs wegen Eingriffs des Abtes in die landesherrlichen und bischöflichen Rechte, da das Kloster die Testamentsexekution allein durchführen wollte. Abt Coelestin entschuldigte sich schließlich beim Herrn Bischof. Das Ordinariat verfügte dann am 30. August 1657, dass die 100 Gulden, die Pfarrer Molitor für seinen Jahrtag nach Stoffen, und die 20 Gulden, die er der Landsberger Rosenkranzbruderschaft vermachen wollte, zur Deckung seiner vielen Schulden herangezogen werden sollten.¹⁴

Johann Stoll 1656 - 1671

Johann Stoll war Vikar in Schmiechen, bis er am 10. Juni 1656 die Pfarrei Stoffen erhielt. 1661 wird auf seine und der Pfarrgemeinde Bitten vom Ordinariat gestattet, dass der in der Mitte der Kirche stehende Kreuzaltar, da er die Aussicht auf den Hochaltar behinderte, entfernt werden durfte. Mit dem Kloster Wessobrunn hatte er in den Jahren 1658 bis 1661 Differenzen wegen Bezügen für die Vikarierung einer Pfarrei 1658/59¹⁵. Pfarrer Stoll starb am 7. Januar 1671 in Stoffen.

Johann Caspar Spenesberger 1671 - 1686

Er wurde am 13. Januar 1671 präsentiert und wird am 6. Februar 1677 genannt, als er durch Dekan Schwarzwalder um die landesherrliche Possess nachsuchte¹⁶. Er resignierte am 26. Januar 1686¹⁷.

Franz Fridl 1686 - 1703

Am 22. August 1686, nach dem Weggang Spenesbergers, schreibt Abt Maurus vom Heiligen Berg ans Ordinariat, dass sich um die Pfarrei Stoffen Franz Fridl, gewester Pfarrer zu [Markt] Schwaben, dann zu St. Hypolit in Weilheim, jetzt Vikar zu Hirbling, beworben habe. Am 30. August 1686 wurde Franz Fridl dann präsentiert. Gleich nach seinem Antritt wurde der Pfarrhof erbaut. Unter ihm wurden auch 1686 und 1690 die noch heute existierenden ersten Matri-

¹⁴ aufgezeichnet von Schober im damaligen Ordinariatsarchiv Augsburg

¹⁵ StA München, Ger. Lit., Faszikel 2017

¹⁶ StA München, Ger. Lit., Fasz. 2022. Zu diesem Datum würde auch eine Notiz Schobers an anderer Stelle passen: „1676 kommt Casp. Spenesberger nach Stoffen“. Wer war dann aber zwischen 1671 und 1676 Pfarrer in Stoffen?

¹⁷ Schober liest an anderer Stelle auch: Caspar Spengenberger (K.A. VII, 35) oder Spennensberger (1673, 1685)

¹¹ StA München, Hofkammerprotokolle Band XXI

¹² aufgezeichnet von Schober im damaligen Ordinariatsarchiv Augsburg

¹³ aufgezeichnet von Schober im damaligen Ordinariatsarchiv Augsburg

kelbücher angelegt. Während seiner Amtszeit erbaute die Gemeinde (ohne eine Erlaubnis beim Ordinariat eingeholt zu haben¹⁸) die Kapelle zu des Herrgotts Rast, die sogenannte Schwedenkapelle. 1690 klagt die Gemeinde Stoffen gegen Pfarrer Fridl in verschiedenen Punkten, und zwar dass er an Sonntagen nicht um die Kirche gehe, öfters keine Vesper halte, die Kinder zur Erstkommunion nicht vorbereite, bei Krankenbesuchen sehr saumselig sei und manche gar ohne Sakramente sterben lasse. 1701 klagt der Oeconomus des Klosters Andechs, der Dr.theol. et med. Pater Ulrich Staudigl, beim Ordinariat gegen Pfarrer Fridl wegen beschwerlicher Schwängerung seiner Magd: Fridl habe zudem versucht, diese Schwängerung seinem Neffen zuzuschreiben. Auch habe Fridl mit Gewalt 5 Scheffel Fesen und 5 Scheffel Haber aus dem Zehentstadel des Klosters genommen¹⁹. Am 10. März 1702 erhält der Dekan vom Ordinariat den Auftrag, Fridl nahezu legen, zur Verhütung der wirklichen Privation (Amtsenthebung) sich rechtzeitig um eine anständige Permutation (Ortswechsel) zu bewerben. Fridl starb am 31. Juli 1703 im Alter von 76 Jahren in Stoffen.

Joseph Storckh 1703 - 1704

Joseph Storckh wurde am 13. März 1675 in Landsberg als Sohn des Schneiders Georg Storckh (Storgg) und seiner Ehefrau Salome geboren. Gerade 30 Wochen war er Pfarrer, als er am 5. April 1704 in Stoffen im Alter von 29 Jahren starb. Seine Schulden überstiegen das hinterlassene Vermögen weit. Sein Bruder Sebastian Storckh vom heiligen Berg Andechs trieb 6 Rinder in Eile weg und schaffte Betten und anderes Mobiliar nach Landsberg. Bis zur Ernennung eines Nachfolgers versah Michael Gerber die verwaiste Pfarrei.

Magnus Joachim Gasser 1704 - 1706

Auch er ein Landsberger Bürgerkind, wurde am 6. September 1663 als Sohn des Kaufmanns, Gastwirts und Ratsherren Joachim Gasser, der von 1668 bis 1670 sogar Bürgermeister war, geboren. Er kam am 20. Mai 1704 auf die Pfarrei Stoffen. Doch bald gab es Streit mit den Dorfbewohnern. In einem Schreiben des Ordinariats an den Kammerer wegen der von der Gemeinde beklagten „ärgerlichen Exzesse“ des Pfarrers Gasser wird ihm vorgeworfen, er halte sich fast täglich in Landsberg auf. Der Kammerer antwortet, Gasser sei von Natur aus jähzornig, sonst aber eifrig und ordentlich. Gasser seinerseits wirft der Gemeinde vor, sie habe ihm gewalttätig Heu und Holz vom Feld hinweggeführt, ja etliche ihm nächtlicherweile gar 8 Scheffel Haber aus dem Stadel entführt; den Peter Aichberger und dessen Sohn Nikolaus heißt er Schelme, Haberdiebe u.a. Am 30. Januar 1706 klagt die Gemeinde wiederum beim Ordinariat, der Pfarrer beteilige sich nicht an den Gemeindelasten, drohe mit Verweigerung der österlichen Beichte und Kommunion, wehe nur die Palmzweige derer, die ihm das vom Ordinariat längst abgeschaffte Kasgeld reichen. So habe er auch den Weichbrunnkessel aus der Mauer gezogen und heimgenommen, nun gebe er das Weihwasser, wem er wolle. Am St. Martinsabend fing die Gemeinde mit dem Rosenkranzgebet an, weil der Pfarrer noch in Landsberg war. Als dieser verspätet eintraf, stellte er sich in den Chor und schrie: „Welche Besti, welcher Limmel hat zu beten angefangen? Den wollt ich mit meinem Stock also empfangen, dass er gewiss sein Lebtig daran denken möcht. Und dass ihrs wisst, euer Gebet ist ein verfluchtes, ein Teufelsgebet, wenn ich nicht dabei bin.“²⁰

Überdrüssig der Auseinandersetzungen, bemühte sich Pfarrer Gasser bereits im Januar 1706 um einen Pfründentausch mit dem Pfarrer von Heretsried, doch dieser lehnte

ab, weil ihm der Feldbau nicht „anständig“ sei. Im Mai 1706 bemühte er sich dann um einen Tausch der Pfarrei Stoffen mit der Kaplanei Maria Kappel bei Schmiechen. Und bereits im Juni besorgte ihm Graf Bonaventura Fugger, Hofmarksherr zu Schmiechen, das von diesem 1691 gestiftete Benefizium bei der Wallfahrtskirche Maria Kappel²¹. Bis zum Eintreffen seines Nachfolgers versah Pfarrer Philipp Probst von Hagenheim die Pfarrei.

Michael Böckh 1706 - 1737

Michael Böckh, Gassers Nachfolger in Stoffen, war sein Vorgänger als Benefiziat zu Maria Kappel bei Schmiechen. Am 18. Juni 1706 wurde er nach Stoffen berufen. Er war hier 31 Jahre Pfarrer und 22 Jahre Kammerer des Kapitels. Am 22. November 1723 nachts brach er sich ein Bein, welches vom Landsberger Bader und Wundarzt Ignaz Schmid „neu gerichtet“ wurde. Er starb nach langwieriger Krankheit am 18. März 1737 früh um 6 Uhr in Stoffen im Alter von 69 Jahren. Das Matrikelbuch vermerkt über ihn [aus dem Lateinischen hier übersetzt]: Am 18. dieses [Monats] gab um die 6. Stunde seinen Geist in die Hände unseres Erlösers Jesus Christus der hochwürdige Herr Michael Böckh, Pfarrer, Candidat des Kirchenrechts, Kammerer des Kapitels, Vater der Armen, (...) der am 20. vom H.H. Dekan Franz Xaver Hagenrainer in Begleitung der benachbarten Geistlichkeit unter Tränenausbrüchen der Erde übergeben wurde²². Nach seinem Tode kam es über die Erfassung seines Nachlasses zwischen dem Dekanat und dem Klostersrichter von Andechs zum Streit, in den sich schließlich das Ordinariat in Augsburg einschaltete. Seine ganze Hinterlassenschaft, die sich auf 1150 Gulden belief, hatte er seiner Pfarrkirche vermacht. Für dieses Geld wurde 1741 das Kirchenschiff um 7 Schuh verlängert und 6 neue Fenster im Langhaus eingesetzt, nachdem er bereits zu Beginn seiner Amtszeit 1707 den Turm samt Chor und Choralter hatte neu erbauen lassen. Auf seiner Grabplatte am Triumphbogen auf der Epistelseite ist daher zu lesen: „magnus Ecclesiae Benefactor“.

(1713: Pfarrer **Benedikt Wametsberger** in Stoffen ?)

Schober schreibt unter dem Vermerk „O.A. [Ordinariatsarchiv] I. Zu Stoffen“ anlässlich eines Berichtes vom Streit des Pfarrers Lidl mit den Bauern 1819 bis 1823 darüber, ob für die auf der Brache angebauten Kartoffeln ein Erdäpfelzehent zu entrichten sei, dass „schon 1713 Pfarrer Benedikt Wametsberger mit den Bauern Streit gehabt wegen des kleinen Zehents, den sie ihm von Flachs und Rüben nicht geben wollten“. Sonst findet sich keine Erwähnung dieses Pfarrers, dessen Amtszeit ja in die von Pfarrer Böck fallen würde.

Johann Georg Drexl 1737 - 1751

Drexl wird am 24. März 1737 nach Stoffen berufen. Er war ein Landsberger: Im 2. Matrikelbuch des Pfarrarchivs Stoffen ist, von seiner Hand geschrieben, am 28. März zu lesen: „1737 vicesimo octavo Martii Joan. Georg Drexl, Landtspergensis, cum antea per novem annos cooperato“²³. Im 2. Matrikelbuch der Pfarrei Stoffen finden sich ab 1730 Einträge von Johann Georg Drexl, „presbyter von Landtsperg“ bzw. „cooperator“²³. Er kann mit dem Vermächtnis seines Vorgängers Michael Böckh den oben genannten Umbau der Pfarrkirche vornehmen. 1742 legte Pfarrer Drexl das 3. Matrikelbuch der Pfarrei an. In Pfarrer Drexls Amtszeit fiel der Österreichische Erbfolgekrieg. 1742 such-

²¹ Raab Hubert und Gabriele, Schmiechen und Unterbergen, Band I, S. 332. Augsburg 1988

²² 2. Matrikelbuch der Pfarrei Stoffen, S. 200

²³ Drexls Schwester war die Lechbaderin Maria Resle, verwitwete Mayr, geborene Drexl, die am 30. Mai 1747 zum zweitenmal Witwe geworden war. Ihr hatte der Bruder 1747 von neuem 180, dann nochmals 30 Gulden geliehen, zusammen mit anderem insgesamt 270 Gulden. Er ist der am 9. März 1703 geborene Johann Georg, Sohn des Bierbrauers Johann Drexl und der Euphrosina; seine Schwester Maria wurde am 1. Juli 1701 geboren (Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt Landsberg, Taufbuch II, S. 61 und 33)

¹⁸ Bericht des Dekans Erhard vom 30. 4. 1698 ans Ordinariat. Aufzeichnung Schobers aus dem damaligen Ordinariatsarchiv Augsburg

¹⁹ aufgezeichnet von Schober im damaligen Ordinariatsarchiv Augsburg

²⁰ Briefe vom 30. März und 30. Mai 1706, aufgezeichnet von Schober im damaligen Ordinariatsarchiv

te der Husarenoberst Baron von Menzel mit seinen gefürchteten Panduren die Gegend heim. Er belegte die Gemeinde mit einer Kontribution von 104 Gulden zum Unterhalt seines Stabes. Die Gemeinde suchte den Betrag durch eine Umlage aufzubringen, in der sie ihren Pfarrer „mit falscher weis und haimlich“ mit 30 Gulden veranlagte. Pfarrer Drexl fühlte sich zu hoch belastet und erwog, ob er wegen der Immunitas ecclesiae von der Gemeinde überhaupt veranlagt werden dürfe. Schon lange vor seinem Tode verfasste er 1742 sein Testament mit einer Vielzahl von interessanten Legaten: Zum Heiligen Grab in Jerusalem verfügt er 50 Gulden, je 30 zu Unseres Herrgotts Ruh bei Friedberg und auf den Heiligen Berg Andechs, je 15 Gulden nach Vilgertshofen und nach Lechfeld; für Seelmessen je 100 Gulden den Kapuzinern in Türkheim, den Karmelitern in Schongau und den Franziskanern in Weilheim; schließlich auch seiner Pfarrkirche zu Stoffen 40 Gulden zur farbigen Fassung der zwei Nebenaltäre. Drexl starb am 22. Februar 1751 im Alter von 48 Jahren in Stoffen. 9 Jahre war er hier Cooperator und 14 Jahre Pfarrer. Nach seinem Tode gibt es wieder Reibereien des Dekanates mit dem Kloster Andechs wegen der Erfassung des Nachlasses.

Johann Michael Schütz 1751

Drexls Nachfolger blieb nur wenige Monate Lebenszeit als Pfarrer. Am 1. April 1751 wurde er nach Stoffen berufen, bereits am 8. November dieses Jahres starb er an einer unbekannteren Krankheit, erst 30 Jahre alt²⁴. Er stammte ebenfalls aus Landsberg, sein Vater war kein geringerer als der Stukator und Baumeister Nikolaus Schütz, den sich Dominikus Zimmermann 1717 als fähigen Palier nach Landsberg geholt hatte. So wundert es nicht, dass Theresia Zimmermann, die Ehefrau des Meisters, am 16. September 1721 Schützens Sohn Johann Michael aus der Taufe hob, eben jenen Johann Michael, der so kurze Zeit nur Pfarrer in Stoffen war. Im Matrikelbuch wird Schütz gelobt: „36 septimanis parochiam hanc laudabilime administravit“²⁵ Eine Steinplatte mit seinem Signum findet man im Pflaster des Stoffener Kirchturms. Als Provisor der Pfarrei wird nach Schützens Tode **Joseph Ignaz Stoiber** am 23. Dezember erwähnt.

Joseph Merz 1752 - 1768

Auch er ist Landsberger und wurde am 12. März 1720 als Sohn des Nagelschmiedgesellen Ignaz März und seiner Ehefrau Magdalena dort getauft²⁶. Er kam am 7. Januar 1752 als Säkularpriester des Klosters Andechs auf die Pfarrei Stoffen. 1753 klagt Nikolaus Schütz, Bürger und Stuckador in Landsberg, gegen Joseph Merz als Nachfolger seines verstorbenen Sohnes um 175 Gulden für überlassenes Mobiliar. Merz will zahlen, zahlt aber schließlich nur 100 Gulden. Joseph Merz wirkte hier 16 Jahre als Pfarrer und war auch Kammerer des Ruralkapitels. Bitter beklagt er sich am 6. März 1756 über seinen Dorfwirt Eugen Lechler, einen „Meister im Sacramentieren“ (Fluchen bei den hl. Sacramenten), der ein recht gottloser, gewalttätiger, rachgieriger Mann sei. Am 27. Oktober 1761 teilt er dem Ordinariat mit, dass zur Abwendung des Viehfalls das Fest der heiligen Wendelin und Leonhard als Feiertag gehalten werde. Vor einigen Jahren wollte aber die Pfarrgemeinde auch das Fest Zacharias und Elisabeth zu feiern beginnen, was ihnen vom Pfarrer abgeschlagen worden sei. Trotzdem aber hätten sie es getan, denn sein Vorgänger hätte ihnen aus Privatandacht

die alttestamentarische Elisabeth zu feiern angeraten, sei aber im gleichen Jahre gestorben. Pfarrer Merz fragt daher an, was zu tun sei. Am 31. Oktober 1761 erhält er die Antwort, er solle es geschehen lassen, brauche aber die Gottesdienste nicht anders als sonst herkommens zu halten. Als Pfarrer Merz am 26. März 1768 nach kurz ausgestandener Krankheit stirbt, ist er nur 48 Jahre alt. Auch an ihn erinnert eine Steinplatte mit Signum im Kirchturmpflaster.

P. Romuald Schleich 1768 - 1783

Er war Prior und emeritierter Novizenmeister des Klosters. Abt Bernhard von Andechs hatte sich 1768 - zum zweiten Mal seit 1751 - an den Augsburger Bischof um Bewilligung gewandt, die Pfarrei Stoffen für 15 Jahre mit einem Ordenspriester zu besetzen. Bischof Joseph erteilte hierzu am 27. April 1768 die Genehmigung. Diese Überlassung der Pfarrei an einen Conventualen erregte sehr großes Aufsehen beim weltlichen Klerus, wie ein Schreiben des Dekans von Weilheim an den geistlichen Rat Joseph Herz in Augsburg vom 16. Oktober 1768 bezeugt. Darin teilt er mit, dass in dem eben abgehaltenen Kapitel die Kapitelherren eine Beschwerde eingebracht hätten, dass eine Pfarrei kaum mehr einen Kaplan aufbringen und bezahlen könne, weil das Kapitel mitten unter Klöstern gelegen sei, die ihre Pfarreien mit ihren Conventualen teils schon besetzt, teils zu besetzen sich eifrig bemühen. Folglich bleibe den Cooperatoren keine Hoffnung, eine Pfarrei zu erhalten, wie es jetzt wieder mit Stoffen geschehen sei. Es scheine, als ob der Säkularklerus gänzlich solle ausgerottet werden und alle Pfarreien mit Ordensleuten besetzt werden, wie ja Polling, Benediktbeuern, Bernried bei 20 Patres ausschicken, obwohl bei den Visitationen nur schlechter Seelennutzen sich zeige. Diese Conventualen spielten sich wie Hofmarksherren auf, die auf die kleinsten Übertretungen aus und daher Beamte, aber nicht Seelenhirten seien... Auch das Kloster Dießen wolle in Kaufing eben einen prächtigen Pfarrhof mit vielen Zimmern und schönem Speisssaal erbauen, aber nicht für einen Petriner [Weltgeistlichen], sondern für sich, d.h. für einen Religiösen, und sieht nur mit Verlangen dem Tod des jetzigen Pfarrers entgegen. Die jura episcopalia wie capitularia würden auf diese Weise erlöschen, weil das Kloster keinen Religiösen auf den erhaschten Pfarrhöfen sterben lässt. Der ganze Säkularklerus ersuche deshalb, seine Beschwerde bei der höchsten Behörde einzureichen, damit diesem widerrechtlichen Unwesen der Religiösen abgeholfen werde. - 1775 verfasst P. Romuald für die Visitation eine ausführliche Beschreibung seiner Pfarrei. So erfährt man auch etwas über das längst verschwundene Seiferstetten²⁷. Damals stand bei dem abgebrannten Hof zu Seiferstetten noch die Kapelle St. Walburg mit drei Altärlein. Sie wurde vom jeweiligen Gutsbesitzer unterhalten; die Gemeinde Pitzling als Käuferin konsentiere aber den Unterhalt noch nicht. Über die Schule in Stoffen erfährt man, dass es einen Schulmeister gebe, der Unterricht aber nur etliche Wochen im Winter gehalten werde, „und werden ganz wenig Kinder darein geschickt, teils aus Armuth, teils aus Eigennutz der Eltern“²⁸. Wenig erbauliches berichtet P. Romuald auch über den Kirchengesang: „Keine Orgel. Lieder werden nicht gesungen, denn die leuth seynd darzu nit zu bereden; es urgier auch nit aus Sorg, es dürfften die cantationes [Gesänge] den Menschen mehr als Gott und den heiligen gefallen.“ Unter Pater Romuald wirkte in Stoffen **Johann Martin Sartor** als Cooperator.

P. Clement Kettl 1783 - 1789

Kurz bevor die 15 Jahre der Besetzung der Pfarrei mit einem Religiösen des Klosters um waren, bat Abt Johann

²⁴ Im Vorzeichen der Kirche steht auf der Platte: „Ad memoriam Rev. p. docti Dni Johannis Michaelis Schütz de Landsberg Parochi Stoffensis 1751, obiit I anno muneris sui ac XXXVI anno aetatis suae R.I.P.“. Demnach wäre er also 36 Jahre alt geworden, was aber ein Irrtum ist.

²⁵ In Übersetzung: 36 Wochen verwaltete er diese Pfarrei sehr rühmend.

²⁶ Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt Landsberg, Taufbuch II, S. 351. Nach Schober starb Merz im Alter von 41 Jahren. Dann müsste er aber etwa 1727 geboren sein. Um dieses Jahr herum wird aber kein Merz in Landsberg getauft.

²⁷ Ordinariatsarchiv, Visitationsakten, Kapitel Landsberg, tomus II.

²⁸ Die Dorfschulmeister konnten bei so sporadischem Unterricht von ihrer Schultätigkeit nicht leben. Sie waren zumeist Mesner oder Handwerker. So wird 1739 in Stoffen ein „Arcadius Dirr, Weber und Schuelmeister“ erwähnt (Pfarrarchiv Stoffen)

Baptist am 24. Januar 1783 den Bischof, nachdem das Kloster bereits im vergangenen Jahre die Pfarrei Stadel mit einem Weltpriester besetzt hatte und zur Zeit keinen tauglichen, in der Seelsorge geübten Titulanten habe, den er auf das Pfarrvikariat²⁹ Stoffen präsentieren könne, auch ferner noch diese Pfarrei mit einem Religiösen des Klosters besetzen zu dürfen. Der Abt führt als weitere Beweggründe die hohen Baukosten der Pfarrhöfe, Viehseuchen, Misswuchs, Schauer usw. an. Nach bischöflicher Genehmigung „auf 6 Jahre für dies- und letztesmal“, mit der Auflage, „sich hierum künftig nicht mehr zu melden“ kann der Abt am 4. Mai 1783 Pater Clement Kettl nach Stoffen exponieren. Er blieb bis zum 14. Februar 1789.

P. Bernhard Pfatischer 1789 - 1795

Bevor die 6 Jahre von Pater Clement Kettl auf der Pfarrei Stoffen abgelaufen waren, kam der Andechser Abt jedoch wieder zum Bischof mit der Bitte, Stoffen weiterhin mit einem Religiösen besetzen zu dürfen. Diesmal berief er sich auf die Fürsprache der verwitweten Kurfürstin. Deren Schwester hatte nämlich mit des Abtes Erlaubnis ein Benefizium aus dem Gotteshaus zu Gauting in die Damenstiftskapelle zu München transferiert. Um das Kloster schadlos zu halten, sollte nun Stoffen für erbetene 15 Jahre mit einem Religiösen besetzt werden. Der Bischof gibt nochmals nach, aber wieder nur für 6 Jahre, „und zwar sicher das letztemal und ohne alle weitere Konsequenz“. So übernahm er am 14. Februar 1789 Pater Bernhard Pfatischer die Pfarrei von Pater Clement Kettl und blieb bis zum 4. Mai 1795. Am 17. März 1795 war Abt Gregor wieder beim Bischof erschienen und hatte um weitere Verlängerung gebeten. Begründung: Man habe wie früher eine außerordentliche Menge Gäste im Kloster zu bewirten und den alten Schmarrn, zu dem der Krieg und die Schule noch beigetragen habe. Jetzt aber wurde die Sache dem Herrn Generalvikar in Augsburg doch zu dumm, und am 18. April wurde der Herr Abt ohne weitere Bewilligung heimgeschickt. Am 4. Mai 1795 musste Pater Bernhard Pfatischer die Pfarrei übergeben. Ende 1804 musste er noch einmal einspringen, als die Pfarrei verwaist war. Von nun ab finden wir bis 1981 Weltpriester auf der Pfarrei.

Joseph Walch 1795 - 1797

Joseph Walch, aus Dünzelbach gebürtig, wirkte vor seiner Berufung nach Stoffen am 4. Mai 1795 als Kaplan in Oberalting. 1797 wird Joseph Walch Pfarrer in seiner Heimatgemeinde Dünzelbach.

Anton Graf 1797 - 1800?

Pfarrer Anton Graf ist nur aus dem Schematismus bekannt.

Franz de Paula Kaiser 1799 - 1804

Am 29. Juli 1799 präsentiert der Abt von Andechs den bisherigen Kaplan in Seehausen bei Murnau, Franz de Paula Kaiser, einen Lizentiaten der Theologie, auf die Pfarrei Stoffen. Es ist der letzte vom Kloster präsentierte Pfarrer, denn 1803 wurde Andechs durch die Säkularisation aufgelassen und alle Rechte (Präsentation der Pfarrer u.a.) und Pflichten der Pfarrei (z.B. die Baulast) gingen an den Kurfürsten bzw. den bayerischen Staat über. Pfarrer Kaiser findet neben dem Pfarrhof baufällige Gebäude vor: der alte Getreidestadel sei dem Einsturz nahe, das Backhaus sei ruinös und auch der Holzschuppen. Franz Kaiser machte sonst vor allem durch seine hohen Schulden von sich reden. So stellt Pfarrer Joseph Walch (bis 1797 Pfarrer in Stoffen, seit dem in Dünzelbach) an ihn eine Schuldforderung über 528 Gulden 48 Kreuzer. Nach Vergleich vor dem Dekan Stadtpfarrer Hagenrainer in Landsberg am 1. März 1800, erklärte sich

Kaiser schließlich bereit, 445 fl 44x zurückzuzahlen. Als Pfarrer Kaiser am 23. November 1804 in Stoffen starb, hinterließ er immer noch so hohe Schulden, dass sein Nachlass am 27. Dezember versteigert werden musste. Nach Kaisers Tod wurde die Pfarrei provisorisch vom Wessobrunner Exconventualen Bernhard Pfatischer versehen, der schon während Pfarrer Kaisers Krankheit eingesprungen war.

Sebastian Hager 1805 - 1810

Am 24. Dezember 1804 wurde auf die Pfarrei Georg Hager präsentiert, der bisher Kuratpriester in der kurfürstlichen Trift in der Riß war. Im März 1805 wurde er vom Kurfürsten ernannt. Zugleich erfolgte eine Neueinteilung der Pfarrsprengel. So wurde die Seelsorge in Ummendorf, bisher Filiale der Pfarrei Untermühlhausen, am 9. Februar 1805 zunächst provisorisch an den Pfarrer in Stoffen übertragen. (Dabei blieb es bis heute.) Die bisherige Pfarrei Pitzling war bereits 1803 zu Stoffen geschlagen worden, war aber bis 1805 noch von ihrem letzten Pfarrer, Ignaz Reiner, weiterversorgt worden³⁰. Am 20. April 1810 erhielt Sebastian Hager die Pfarrei Regen im Bayerischen Wald, Bistum Passau, musste aber noch in Stoffen bleiben, bis er im Oktober das Dimissorium erhielt.

Joseph Lasser 1811 - 1814

Am 25. März 1811 wurde der aus Zenting bei Grafenau im Bistum Passau kommende Expositus Joseph Lasser vom bayerischen König auf die Pfarrei Stoffen präsentiert. Unter ihm wirkte als Hilfspriester der Exconventuale **Amant Wagner**, bis dieser am 13. August 1811 wegen Krankheit entlassen und für ihn der Exconventuale **Nonos Reichardt**, bis dahin Chorregent bei St. Martin in Landshut, auf die Hilfsgeistlichenstelle berufen wurde. Ein weiterer Hilfspriester unter Pfarrer Lasser war ab 23. Oktober 1813 der Exconventuale **Joseph Knaupp** aus München, den Pfarrer Lasser als „famosen Priester“ rühmt. Als dieser am 8. Januar 1814 von Stoffen abberufen und an das Priesterseminar in Dillingen berufen wird, bittet Lasser am 23. Februar 1814 um Wiederbesetzung der Hilfspriesterstelle. Ihm wird bedeutet, er solle sich selbst um einen geeigneten Mann umsehen. Am 8. Januar 1815 kam **Bernhard Neumayr** aus Scheuring als Hilfspriester nach Stoffen. Pfarrer Lasser trat noch 1814 aus dem Bistum.

Korbinian Lidl 1815 - 1823

Lidl, geboren am 31. August 1775 in Unterast im Bistum Freising, geweiht am 18. September 1802, war Kooperator in Gündlkofen bei Landshut und wurde am 12. Januar 1815 als neuer Pfarrer von Stoffen präsentiert, wo er im März eintraf. 1818 bemühte sich die Gemeinde Ummendorf um einen eigenen Gottesdienst an jedem 3. Sonntag, wie das früher war. Da aber Pitzling die Dienste eines Kaplans für sich in Anspruch nahm, war Stoffen gegen das Ansuchen der Ummendorfer, deren Gesuch am 27. August 1819 angesichts der kurzen Entfernung zum Pfarrsitz Stoffen abgewiesen wurde; zudem sei auch die Kirche in Ummendorf zu klein. 1819 berichtet Lidl dem Ordinariat von der Sittenverderbnis der Pfarrjugend. Er nennt Namen von Jugendlichen, die miteinander Unzucht treiben. Es gebe im Dorfe auch Väter, die ihre eigenen Töchter missbrauchen. Lidl berichtet, das Pfarrvolk bestehe größtenteils aus Landhausierern, zum Teil aus Bettlern mit den solchem Gelichter eigentümlichen verderblichen Gewohnheiten und verhalte sich im Vergleich zu anderen Orten wie die Nacht zum Tage. Die Gemeinde war über die Vorwürfe ihres Pfarrers sehr aufgebracht, verstüm-

³⁰ Bis 1808 vikarierte ein vom Stoffener Pfarrer Sebastian Hager aufgestellter Exconventuale des Klosters Beuerberg die Pitzlinger Kirche, dann wurde der Pfarrei Stoffen eine Hilfspriesterstelle für Pitzling genehmigt. 1814 zog wieder ein Kaplan in den Pitzlinger Pfarrhof, 1820 schließlich wurde in Pitzling eine der Pfarrei Stoffen untergeordnete Expositur errichtet. [Siehe: Dietrich, Dagmar: Stadt Landsberg am Lech, Band 4 (Die Kunstdenkmäler von Bayern, Neue Folge) München Berlin 1999, S.496]

²⁹ Ebenso wie der Landsberger Stadtpfarrer war - bis zur Säkularisation - der Pfarrer von Stoffen kirchenrechtlich nur Vikar des Abtes von Wessobrunn, da beide Pfarreien (Landsberg-Phetine 1315, Stoffen und Stadel 1605) durch päpstliche Schenkung dem Kloster inkorporiert worden waren.

melte seine Obstbäume und stahl das Obst. Am 21. September 1819 wurde dem Pfarrer vom Ordinariat aufgetragen, beim Landgerichte wahrheitsgemäße Anzeige zu erstatten. Der Ausgang der Angelegenheit ist unbekannt. Am 18. Januar 1823 beklagte sich Pfarrer Lidl, in den 8 Jahren seines Hierseins habe er, ungeachtet der Einschränkung allen Aufwandes, über 1800 Gulden mehr ausgegeben als eingenommen und dabei noch Sorgen und Verdruss gehabt. Deshalb bitte er um Versetzung auf eine bessere Pfründe, zumal auch die Einkünfte von Pitzling verloren gegangen seien. Wirklich erhielt Pfarrer Lidl kurz darauf das Kuratbenefizium zu Gelting im Landgericht Ebersberg. Statt seiner wurde am 11. März 1823 dem Kuratkanonikatsprovisor in Laufen, **Johann Michael Freminger** die Pfarrei Stoffen verliehen. Da dieser aber erfolgreich um Dispens ersuchte, wurde am 24. April 1823 der Vikar zu Törring im Landgericht Tittmoning, **Joseph Reichthalmer**, praesentiert. Doch auch dieser ersuchte um Dispens vom Antritt der Stoffener Pfarrstelle, und diesem Ersuchen wurde ebenfalls stattgegeben.

Adam Ulrich 1823 - 1825

So wurde endlich am 30. Mai 1823 Adam Ulrich präsentiert, der nach dem Konkurs der 1815 in Salzburg geprüften Pfarramtskandidaten Vikar zu Tengling geworden war, das bei Waging im Landgericht Tittmoning gelegen ist. Ulrich zog am 19. Juli auf, berichtete aber kurz darauf am 1. August, dass er die Pfarrei in größter Unordnung vorgefunden habe, die Kelche voller Unrat, die Schule zerrüttet, denn „*nicht der Lehrer; sondern der Bauer hat in selber decisive [=entscheidende] Stimme, so daß kömmt wer mag, und der Lehrer martert sich umsonst halb zu tot. Ganze Herden Kinder ziehen wie Wilde im Bettel herum.*“ Ulrich erklärte deshalb, nicht gleich anreisen zu können, und so konnte er erst am 14. März 1824 in Stoffen eingesetzt werden. Die Gemeinde Pitzling erschien jedoch nicht zu Pfarrer Ulrichs Installation, da der Pitzlinger Kurat-Expositus Jocher um die Anerkennung gleicher Rechte mit dem jeweiligen Pfarrer von Stoffen stritt. Erst am 21. März 1824 erkannte die Gemeinde Pitzling Pfarrer Ulrich doch als ihren Pfarrer an und legte das Handgelübde ab. Am 11. Dezember 1825 erhielt Adam Ulrich die Pfarrei Petting im Landgericht Laufen. Nun folgte wieder, wie bereits 1823, nacheinander die Präsentation mehrerer Geistlicher auf die vakante Pfarrei, nach der Klassifikationsreihe der geprüften Pfarramtskandidaten des Bistums: Am 11. Dezember, dem Datum der Versetzung von Pfarrer Adam Ulrich, wurde **Sebastian Helming**, Kooperator und Expositus zu Kirchdorf am Inn, präsentiert, der die Pfarrei aber nicht annahm. Auch der am 30. Januar 1826 präsentierte **Georg Götz**, Kaplan am Allgemeinen Krankenhaus in München, erbat und erhielt Dispens, desgleichen am 26. April 1826 **Joseph Strohmair**, Pfarrvikar in Inkofen im Landgericht Moosburg. Der nächste Kandidat war **Bartholomäus Gerstl**, vormals Frühmesser in Schwabmünchen, zur Zeit Kooperator in Holzen, Landgericht Ebersberg, Auch dieser bat um Dispens, wie die Vorgänger wohl wegen der schlechten Verhältnisse um die Ökonomie der Pfarrei. Am 7. Dezember wurde auch **Georg Gerstl**, Hilfspriester zu Putzbrunn, des Antritts auf der ihm verliehenen Pfarrei Stoffen enthoben und am gleichen Tage der 2. Kooperator der Pfarrei Mariä Himmelfahrt in Landsberg, Sebastian Lang, berufen. Lang nahm die Berufung vom 7. Dezember 1826 an und trat die Pfarrei noch Ende Dezember an.

Sebastian Lang 1826 - 1829

Sebastian Lang stammte aus Igling, wo er am 19. Januar 1785 geboren wurde, er wurde also mit knapp 42 Jahren Pfarrer von Stoffen. Er setzte nach Auffassung der Gemeinde die Pfarrökonomie mit großer Aufopferung in besten Stand. Der tüchtige Pfarrer starb aber plötzlich am 28. November 1829 vormittags um 10 Uhr in Folge eines schweren Falles auf das Hinterhaupt, als er eben im Begriffe

war, sich zur Filiale in Ummendorf zur Haltung einer Seelmesse zu begeben. Er wurde allgemein wegen seiner Güte, seines offenen Charakters und der ordentlichen Amtsverrichtung betrauert. Nun bewarb sich der Vikar **Ignaz Mayr** aus Langerringen um die Stelle. Auch die Gemeinde ersuchte am 25. Januar 1830 um den Vikar als Nachfolger, da dessen familiäre und Vermögensverhältnisse die Übernahme der Pfarrei gestatteten, doch der König war anderer Meinung. Am 9. April 1830 ernannte Ludwig I. (das Schreiben ist datiert in Panella auf der Insel Ischia!) nach der Ordnung den Kemptener Stadtpfarrkaplan **Johann Königsberger**, dem jedoch am 11. Juni 1830 Dispens gewährt wurde.

Ignaz Mayr 1830 - 1833

Jetzt erst kam doch noch Ignaz Mayr zum Zuge. Mayr war zunächst Kuratbenefiziat in Schwarzenberg, Landgericht Sonthofen, gewesen; bevor er auf die Pfarrei Stoffen ernannt wurde, war er jedoch Kaplan in Günzburg. Er kam schwer unpässlich hierher. Am 25. Februar 1831 gab Pfarrer Mayr an die Regierung ein, das Landgericht als Bauträger habe die unaufschiebliche Bauführung seines ganz ruinösen Pfarrkirchengebäudes versagt. Es bleibe ihm da nur der Verkauf seines Viehes und die Verpachtung der Pfarrökonomie übrig. Die Verpachtung gehe aber nicht gut, da die Bauern selber genug Anbaufläche hätten. Er selbst habe auch viele Kosten bei der Übernahme der Pfarrei gehabt. Seitens der Regierung geschah aber nichts, für die kleineren Baufälle musste der Pfarrer selbst sorgen. Am 31. März 1833 wurde Ignaz Mayr zum Pfarrer im Markt Grönenbach, damals Sitz eines Landgerichtes, ernannt.

Benedikt Kreuzer 1833 - 1838

Benedikt Kreuzer, am 8. April 1801 geboren und am 20. August 1827 zum Priester geweiht, war vorher Kaplan in Wiggensbach und Stadtpfarrkaplan bezw. Expositus bei Heilig Kreuz in Kempten. Am 17. Juni 1833 trat er die Pfarrstelle in Stoffen an. Am 7. August 1838 genehmigte der König einen Pfründetausch mit Franz Xaver Rau, Pfarrer in Kimratshofen, Landgericht Grönenbach.

Franz Xaver Rau 1838 - 1841

Franz Xaver Rau, geboren am 22. Februar 1799 in Weisenhorn, geweiht am 22. August 1821, war seit 1831 Pfarrer im Emmenhausen. Am 15. März 1838 hatte er den Possessbefehl für Kimratshofen erhalten. Der Pfründetausch mit Pfarrer Kreuzer trug den Vermerk „Geheime Sache“. Am 11. September 1838 wurde Rau in Stoffen installiert. Am 11. Juli 1840 wurde er vor die Alternative gestellt, entweder die verpachteten Gründe des Widums in Selbstregie zu nehmen oder sich um eine andere Pfarrpfründe zu bewerben. Rau entschied sich für das letztere. Er schreibt 1841, er habe in 4 Jahren 29 mal vergeblich suppliziert; er könne seine Gläubiger nicht befriedigen und habe deshalb Pfründe, Vieh und Fahrnis verkaufen müssen. So musste das Widum unter ihm zu Grunde gehen. Am 10. September 1841 erhielt er die Pfarrei Kicklingen bei Höchstädt an der Donau und trat am 21. September dort an. In dieser Zeit wurde Stoffen von Kaplan **Mathäus Wunderle** in Stadl vikariert und ab 6. Oktober 1841 von **Ulrich Thoma**, geboren am 27. August 1812 in Illertissen.

Christian Braun 1841 - 1848

Am 20. Dezember 1841 wurde die Pfarrei Stoffen dem Christian Braun, geboren am 13. Januar 1801³¹ in Unterliezheim bei Höchstädt an der Donau und bisher Pfarrer in Ludenhausen, unter der Bedingung verliehen, dass er sich die Ausparrung von Pitzling gefallen lasse. Auch er hatte hier kein gutes Auskommen und hinterließ, als er am 26. Dezember nachts um 10 Uhr plötzlich am Schleimschlag verschied, 2000 Gulden Schulden. Vom 20. Januar bis 13. Juni 1849 vikarierte die Pfarrei der am 13. Januar 1816 in

³¹ Sein Grabstein an der nördlichen Außenmauer der Pfarrkirche gibt den 13. VI. 1801 als Geburtstag an.

Dillingen geborene **Joseph Anton Bruggeier**. Seine Bewerbung um die Pfarrei wurde abgelehnt, da er noch zu jung sei, und er kam als Pfarrvikar nach Hagenheim.

Joseph Kurz 1849 - 1850

Statt Bruggeier kam am 13. April 1849 auf die Pfarrei Stoffen der am 5. März 1805 in Zöschingen bei Lauingen geborene Joseph Kurz, Pfarrer in Herbertshofen bei Wertingen. Kurz verschied aber schon am 8. März 1850 nach mehrwöchigem schmerzhaften Leiden, und wieder vikarierte der ein Jahr zuvor als Pfarrer abgewiesene **Joseph Anton Bruggeier** vom 18. März bis 7. Juni 1850 die Pfarrei.

Franz Ägid Trapp 1850 - 1856

Franz Ägid Trapp, geboren am 12. Oktober 1806 in Tirschenreuth, war Benefiziat und Vorbereitungslehrer an der Lateinschule in Wasserburg am Inn, bis ihm am 7. Juni 1850 die Pfarrei Stoffen verliehen wurde. Er stellte fest, dass sein Vorgänger Christian Braun in den Jahren 1841 bis 1848 viele Jahrtage und Seelenmessen nicht gehalten, die Bezüge dafür in Höhe von insgesamt 101 fl 55xr aber eingestrichen habe. Trapp verlangte diesen Betrag aus der Erbschaftsmasse Brauns. 1856 kam Trapp als Pfarrer nach Hurlach, wo er 1859 starb. Zunächst vikarierte die Pfarrei **Josef Kappelmayer**, dann am 10. Mai 1856 **Josef Renz** aus Oberrieden bei Mindelheim. Renz ersuchte um Enthebung, die am 29. August 1856 genehmigt wurde.

Johann Georg Drexl 1856 - 1867

Drexl wurde am 17. April 1809 in Thannhausen geboren und kam von Saxenried. Er galt als sehr friedfertiger Mann. Im Herbst 1867 wurde ihm aus Gesundheitsgründen ein Pfründentausch mit Peter Paul Lidl auf das Frühmessbenefizium in Berg im Gau bei Schrobenhausen gewährt. In diesen Jahren, vom 16. März 1858 bis 1868 wirkte in der Pfarrei der am 19. Juni 1831 in Mering geborenen **Max Friedinger** als Vikar. 1866 wurde in Pitzling eine eigene Pfarrkuratie errichtet und der bisherige Filialverband mit Stoffen aufgelöst. 1868 kam Friedinger als Pfarrkurat nach Pitzling, wo er am 3. März 1911 starb.

Peter Paul Lidl 1867 - 1882

Lidl hatte, wie erwähnt, mit Pfarrer Drexl getauscht, der von Lidl das Frühmessbenefizium in Berg im Gau übernommen hatte. Lidl wurde am 10. Juli 1810 in Obermeitingen geboren, 1851 geweiht, war seit 1857 in Berg im Gau und wechselte am 1. Oktober auf die Pfarrei Stoffen. Für seinen prozeßsüchtigen Bruder Camillus bezahlte er wiederholt beträchtliche Prozesskosten. Anfang Februar 1881 wollte er unter Vorlage eines ärztlichen Zeugnisses resignieren. Das Bezirksamt äußerte sich dazu, dass er im besten Mannesalter stehe, vollkommen gesund und gut genährt aussehe und nicht bekannt sei, dass er überhaupt ärztliche Hilfe gebraucht habe. Darauf zog Pfarrer Lidl am 9. Februar sein Gesuch zurück, bat im April um einen zweimonatigen Urlaub und zog nach Weilheim, wo er beim Buchbinder Bauer wohnte. Da sich damit die Notwendigkeit der Aufstellung eines Verwesers der Distriktschulinspektion ergab, wurde Pfarrkurat **Max Friedinger** aus Pitzling damit betraut, der in Abwesenheit Lidls auch die Pfarrei Stoffen vikarierte. Als Lidls Urlaub Ende Juni auslief, wollte er eine Verlängerung. Als man ihm nahelegte, um ein Benefizium nachzusehen, soll er geäußert haben: „Lieber ein Schweinehirt als ein Benefiziat!“. Das Verhältnis zu seinen Pfarrkindern war so unerquicklich geworden, dass ein ersprießliches Wirken nicht mehr zu erhoffen war. So wurde am 23. Februar das neuerdings eingereichte Gesuch Lidls um Resignation genehmigt. Er war nun 62 Jahre alt und blieb als Kommorantpriester in Weilheim. Friedinger, der weiter die Pfarrei Stoffen vikarierte, hatte Streitigkeiten mit Lidl um das Vikarsgehalt und wollte deshalb das Vikariat nicht weiterführen. Daher wurde am 3. Juni 1882 ein neuer Pfarrer für Stoffen präsentiert.

Franz Xaver Waibl 1882 - 1891

Waibl wurde am 30. August 1846 in Sulzschneid bei Marktoberdorf geboren, 1870 geweiht, war zunächst Stadtkaplan in Landsberg und seit 1878 Pfarrer von St. Ulrich und Katharina in Spötting/Landsberg. Am 22. Juni 1882 bezog er die Pfarrei Stoffen. Pfarrer Waibl war auch Distriktschulinspektor und sehr beliebt. Am 12. September 1891 wurde er als Stadtpfarrer nach Weilheim berufen, wo er am 5. Oktober antrat. In einem Anfall von Geistesstörung fand er kurz darauf in der Ammer seinen Tod und wurde am 17. Oktober ertrunken aufgefunden. Beerdigt wurde er in seiner alten Pfarrei Stoffen. Bis zur Berufung eines neuen Pfarrers vikarierte wieder Max Friedinger aus Pitzling.

Anton Miller 1892 - 1910

Miller wurde am 28. März 1852 in Aystetten bei Augsburg geboren, 1876 geweiht, kam 1876 als Kaplan und ab 1878 als Pfarrvikar nach Aresing bei Schrobenhausen. Im gleichen Jahr noch wurde er Benefiziatvikar in Waidhofen und dann 1879 in Pöttmes. 1882 erhielt er die Pfarrei Oberlauterbach im Bezirksamt Schrobenhausen. Am 28. Januar 1892 übernahm er die Pfarrei Stoffen und wirkte im Dekanat auch als Kammerer und Distriktschulinspektor. Am 22. Januar 1910 wird dem Pfarrer und Geistlichen Rat Anton Miller die landesherrliche Bestätigung auf die ihm am 10. Dezember 1909 ausgestellte Präsentation des Grafen Karl von Maldeghem, erblichen Reichsrat, auf die Pfarrei Unterigling erteilt, wo er am 1. August 1914 starb. Beerdigt wurde er jedoch am 5. August in Stoffen.

Von Ende Januar bis zum Eintreffen des neuen Pfarrers vikarierte Pfarrer Ströbele von Pürgen die Pfarrei Stoffen.

Karl Schabel 1910 - 1924

Schabel wurde am 3. Januar 1869 in Wasseralfingen /Württemberg geboren und war Pfarrer in Altenmünster, Bezirksamt Zusmarshausen. Am 22. März trat er seine neue Pfarrstelle in Stoffen an.

Mit der Ernennung von Pfarrer Karl Schabel enden die Eintragungen Josef Johann Schobers über die Pfarrer von Stoffen. Die folgende Aufzählung der Pfarrer wurde von Emil Hartmann zusammengestellt:

- 01.11.1924 - 1938 **Josef Mayer** *09.05.1878 München, ernannt am 19.12.1924, ab 01.12.1938 in Apfeltrang, dort +30.08.1952
- 1938 - 1939 **Albert Nusser** Pfarrvikar bis März 1939 *19.03.1901 Langwied, v.Kempten (Religionslehrer)
- 01.03.1939 - 1941 **Dr. Josef Zimmermann** ernannt 01.03.1939; 1941 Pfarrer in Kissing, ernannt Weihbischof 25.01.1953, +29.12.1976 (Grab im Dom)
- 1942 - 1946 **Josef Schmölz** *14.08.1906 in Osterzell, kam von Döpslofen, ernannt am 30.05.1941, +13.01.1991 in Birkland
- 01.02.1947 10.02.1972 **Moritz Wegler** *09.09.1898 in Edelhausen, kam von Kleinkotz, ernannt 01.02.1947 +10.12.1972 in Edelhausen
- 11.02.1972 - 1981 **Friedrich Pindl** kam vom Hl. Geistspital Landsberg, ernannt 02.1972, ging 1981 nach Kaisheim
- 1981 - 06.1988 Pater **Jan Bloch** aus Polen, ernannt im März 1981, kam aus Wertingen, (Orden des Herrn Jesu u. Marie, Polen) im Juni 1988 als Pater nach Wien
- 08.1988 - 1996 **P. Christoph Kowalski** *23.09.1957 Wlodarka, Priesterweihe 24.05.1986 in (Orden des Herrn Jesu u. Marie, Polen) Breslau. +09.01.1996 im Urlaub in Wodarka.
Bis 20.09.1996 war die Pfarrei verwaist und wurde von den umliegenden Pfarrern vikariert. Wegen Priestermangel Gründung der Pfarrgemeinschaft mit den Pfarreien Stoffen, Pürgen und Penzing unter Vorsitz des Pfarrers Robert Mair aus Penzing.
- 20.09.1996 **P. Josef Thottumarickal** *29.03.1959 in Indien, kam als Benefiziat von Hiltigen. unterstellt der gegründeten Pfarreiengemeinschaft
- 15.04.1997 **P. Josef Thottumarickal** Pfarrer in Stoffen mit der Pfarrei Pürgen in der neu eingeteilten Pfarreiengemeinschaft.

Erstellt im April 1995, ergänzt im Oktober 1997 von Emil Hartmann
Die Angaben sind nicht vollständig, sie können jederzeit ergänzt oder verbessert werden. Irrtum vorbehalten!

Quellen: Gedenktafel an der Kirchenmauer
Familienbücher der Pfarrei, Pfarrarchiv
Ortschronik Stoffen

Chronik der Pfarrkirche St. Mauritius in Weil

von Ludwig Eberle, Weil*

Die Geschichte der Vorgängerkirche

Leider ist über die Frühgeschichte unserer Kirche, sowohl was geschichtliche Unterlagen und Aufzeichnungen in den Gemeinde- oder Kirchenakten, als auch überörtliche Archive angeht und betrifft, sehr sehr wenig Brauchbares oder Aufschlussreiches vorhanden. Auch im Diözesanarchiv Augsburg ist soviel wie nichts über eine frühere Baugeschichte der Kirche in Weil zu finden oder bekannt.

Dessen ungeachtet kann die tatsächliche Entstehungszeit unserer Kirche bzw. des Langhauses jedoch um mehr als 200 Jahre zurückdatiert werden und zwar genau ins *Jahr 1500*. Denn ein Dokument besonderer Art befindet sich über dem Gewölbeansatz an der Nordwand zwischen Orgel und Kanzel im Dachbodenraum und zeigt einen riesenhaften Christophorus-Kopf mit Jesuskind und der Jahreszahl 1500. Dies kann doch wohl als eindeutiger Beweis gelten und anzusehen sein, dass der jetzige Kirchenraum bis zum Chorbogen zu diesem Zeitpunkt errichtet war. Das damalige Langhaus hatte somit eine durchlaufende Flachdecke; dies beweist auch die Tatsache, dass sich auf der Unterseite der Deckentragebalken sich noch eine Unzahl von handgeschmiedeten Nägeln befindet. Des weiteren sind hinter den beiden Seitenaltären die Sockelansätze für jeweils zwei Figuren zu erkennen, so wie sie jetzt für die Apostelplastiken bestehen.

Auch an der Südwand, wo jetzt das große Missionskreuz hängt, kamen anlässlich der letzten Renovierung im Jahr 1985 unter mehreren Kalkschichten Teile einer Wandbemalung zum Vorschein, die eine Art Vorhang oder Baldachin darstellt, sowie eine kleine Wandnische, die wohl eine kleine Heiligenfigur beherbergte. In diese frühere Kirchengestaltung dürfte wohl auch mit ziemlicher Sicherheit dieses eben erwähnte große Missionskreuz einzuordnen sein, denn die Sachverständigen sind geneigt, es um die Zeitspanne 1480 bis 1500 herum einzuordnen. Des weiteren ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, dass die zwei noch vorhandenen Holzplastiken der Heiligen Ulrich und Sebastian, die sich in Verwahrung der Kirche befinden und wohl in früherer Zeit in der Rupertkapelle standen, ehemals zur Ausstattung der Vorgängerkirche gehörten. Außerdem ist uns bekannt, dass sich der ehemalige Kircheneingang dort befand, wo jetzt außen der Ölberg angebaut ist.

Leider bin ich bei allgemeiner Nachforschung erst jüngst darauf gestoßen, dass zu den eben genannten zwei Heiligenfiguren aus der Rupertkapelle auch noch eine Madonna mit Jesuskind sowie eine Pieta gehörten. Laut Abbildung und Beschreibung in den Landsberger Geschichtsblättern (1915, Seite 8) waren diese überaus wertvollen Holzplastiken noch zu Beginn dieses Jahrhunderts vorhanden. Leider muss der Geschichtsschreiber jedoch vermelden, daß diese letztgenannten Heiligenfiguren nicht mehr aufzufinden und nicht mehr vorhanden sind. Zum Leidwesen muss auch angeführt werden, dass sich niemand erinnern kann - oder auch will -, wohin diese Altertümer „entschwunden“ sein könnten! Ähnlich verhält es sich mit dem Verschwinden des kleinen Engels von der Kreuzigungsgruppe aus der St. Wolfgangkapelle, der noch nach Kriegsende vorhanden war und etwa seit Anfang der 1950er Jahre verschwunden ist.

Ein schwerwiegender Verdacht ist dem Chronikschreiber zwar bekannt, doch ist eine stichhaltige Beweisführung nicht mehr gegeben oder möglich und Vermutung allein hilft nicht weiter!

Diese nunmehr gesicherte Beweisführung über 500 Jahre St. Mauritius-Kirche ist dem Verfasser dieser Dokumentation jedoch nicht genug, und gewisse Anzeichen haben ihn bewogen, noch weiter in die Vergangenheit zurückzuforschen, und so kann heute noch folgende Beweisführung angefügt und erbracht werden:

Durch persönliche Augenscheinnahme und Erfahrungswerte anlässlich umfangreicher Grabungen bei Erd- und Fundamentarbeiten innerhalb der Kirche in der Zeit von 1973/74 anlässlich des Einbaues einer Kirchenheizung mit Pflastererneuerung und neuer Bestuhlung, kamen sehr interessante Dinge zu Tage, die zu neuen Erkenntnissen führen. Nach Entfernung der alten Bestuhlung und Pflasterung, wurden vom gesamten Kirchenboden ca. 50 - 60 cm Erdreich abgetragen und entfernt, sodann begann eine Spezialfirma mit der Rundum-Entfeuchtung und Isolierung des gesamten Kirchenfundamentes. Gleichzeitig begann man auch mit dem sehr umfangreichen Erdaushub für den Heizungs-Speicherofen und die damit verbundenen Warmluftschächte und -kanäle. Hierbei stießen wir auf eine Art von besonderem Fundament: etwa 80 - 100 cm tief und ca. 70 - 80 cm breit, verlief dieses der Längsachse der Kirche nach, so ca. 2 m vom heutigen Kirchenfundament entfernt, von ganz hinten bis zum rechten Seitenaltar. Dieses alte Fundament bestand gänzlich aus dicht aufgeschichteten Flusssteinen von beinahe Kindskopfgröße, jedoch nicht mit Mörtel fest verbunden, sondern mit Sand durchsetzt. Beim Ausheben des Querlüftungsschachtes bis vor den linken Seitenaltar stießen wir hier ebenfalls auf dieselbe Flussstein-Fundamentierung, ungefähr mit gleichem Abstand zum Kirchenfundament.

Hinzu kam noch, dass wir beim Ausheben des Lüftungskanals vor bis zum Hochaltar auf ein umfangreiches Massengrab stießen, mit wirt durcheinander liegenden Totenschädeln und Gebeinen, und diese Ansammlung fand sich zwischen dem rechten Seitenaltar und dem Eingang zur Sakristei, also genau vor dem rechten Chorstuhl. Insgesamt handelte es sich um die sterblichen Überreste von etwa 20 bis 25 innerhalb der Kirche bestatteten früheren Bewohnern von Weil, nach der Zahl der Totenschädel zu schließen. Auch die Gebeine des in der Mitte der Kirche bestatteten früheren Kastners der Hofmark Weil, eines Adligen des Deutschen Ritterordens, gelegen zwischen beiden Seitenaltären, kamen zum Vorschein, dessen Schädel noch ein vollkommenes Gebiss mit 32 Zähnen aufwies, trotz erreichtem Lebensalter von 67 Jahren. Dessen Grabplatte wurde später auf Wunsch des damaligen Pfarrers Konrad Lohr hinter den Hochaltar verlegt, ebenso die kleineren Gedenkplatten im Pflaster, die sich ehemals links und rechts neben den Seitenaltären befanden.

Auf Grund dieser Erkenntnisse und Sachlage kam ich zur Überlegung, ob dieses Fundament nicht doch ein Überbleibsel einer noch früheren Vorgängerkirche gewesen sein könnte, um die herum vielleicht schon ein Friedhof bestand; die beim Ausheben des jetzigen Kirchenschiff-Fundamentes dann angeschnittenen Gräber und somit zu Tage gekommenen Gebeine wurden sodann in ein Massengrab zusammengelegt und kamen dann, beim späteren Turmneubau und der Chorerweiterung, eventuell innerhalb der nun größeren Kirche zu liegen?! Gesicherte Erkenntnisse liegen uns zwar nicht vor, doch als unhaltbar kann diese Überlegung auch nicht abgetan werden.

* Nach dem Stand der Ermittlungen, Nachforschungen und Erkenntnisse von 1998 wurde diese Kirchenchronik erstellt und niedergeschrieben im Jahre 1998 durch Ludwig Eberle, Noch-Mitglied der Kirchenverwaltung St. Mauritius von Weil. Alle Rechte bleiben dem Verfasser vorbehalten.



Weil, St. Mauritius. Aufnahme von 1962

Alle oben genannten sterblichen Überreste wurden nach Abschluss der Erdarbeiten außerhalb der Kirche, doch innerhalb des Friedhofes in einem Sammelgrab wiederbestattet. Nach Beendigung aller Betonierungsarbeiten und dem Einbau der elektrischen Speicherzelle unter der rechten Stuhlreihe wurde die ganze Kirchenfläche wieder mit Rollkies aufgefüllt, anschließend mit einer 15 cm dicken Betonschicht versiegelt, darauf mit Solnhofener Platten neu gepflastert und das neue Kirchengestühl unter Wiederverwendung der alten und überaus schönen, in Eiche geschnittenen Stuhlwangen eingebaut.

Die eben genannte Erkenntnis und Vermutung, dass wohl unter der jetzigen eine Früh- oder Urkirche bestanden haben könnte, hat durch intensives Forschen in jede nur mögliche Richtung insofern Früchte und fast Bestätigung erfahren, als im Staatsarchiv München eine Urkunde aus dem Jahr 1374 ausfindig gemacht werden konnte, in welcher die Kirche St. Moritz zu Weyhl erwähnt. Daraus seien die wichtigsten Eintragungen hiermit wiedergegeben:

Ich, Chunrad (Konrad) der Zwigel von Pöczenhausen (Petzenhausen) und ich, Agnes, sein ehelich Wirtin (Weib) tun kund mit diesem Brief, und mit Gunst und Willen unseres rechten Herrn Heinrich des Smiechers, des ehrsamten Ritters, und Herrn Stephans, seines Bruders, dass wir zu kaufen gegeben haben den ehrbaren Leuten Paulsen dem Unfrid und Hermann dem Mann von Weil, *sand Mauriczen und dem Goczhaus* (Gotteshaus) daselben Pflegern und Kirchpröbsten an Pflegers statt, 6 Tagwerk Gras, die stoßen hinan gen Weyl auf den Graben und den Garten, der da heißt der Weissin Garten, und unsern Acker, der da heißt der Acker mit den Zwei Bifangen, und den Acker hinter dem Anger, und den Acker bei dem Zeil, und den Acker der da heißt der Wegkinger, und den Acker über der Swabhauser Steig und die zwei Äcker auf dem Geren, das ganze um 30 Pfund Würzburger Pfennig.

Daraus sind nur die wichtigsten Passagen einer umfangreichen Kauf- bzw. Verkaufurkunde für heutige Leser verständlich wiedergegeben. Aufgespürt oder ausfindig gemacht hat diese Urkunde Herr Franz J. Seiler aus Weil, anlässlich seiner Forschungsarbeit über die Deutschordenshofmark Weil der Kommende Blumenthal.

Nach aller Erkenntnis dürfte diese als bisher älteste bekannte urkundliche Erwähnung der Kirche St. Mauritius gelten. Somit kann als gesichert gelten, dass zumindest bereits zu diesem Zeitpunkt eine St. Mauritiuskirche hier in Weil bestanden hatte. Außerdem kann als gesicherte Erkenntnis gelten, dass seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, oder zumindest gegen Ende desselben, die damaligen Herren von Haldenberg den Ort Weil dem Deutschen Orden mehr oder weniger als Schenkung gegeben, und die neuen Herren wohl schon sehr bald hier eine neue Kirche gebaut haben.

Ob nun bei dieser Altkirche, also vor der Umgestaltungsphase von 1715 -1760, ein Turm stand, darüber ist leider ebenfalls nichts bekannt oder auszumachen. Dass jedoch wohl eine Art Glockenaufhängung bestanden haben muss, sagt uns die Tatsache, dass eine sehr sehr alte Glocke vorhanden ist, die im Turmparterre aufbewahrt wird. Diese Glocke aber wird im Landsberger Kreisheimatbuch als älteste Glocke des Landkreises bezeichnet und soll sich noch dem späten 13. Jahrhundert zuordnen lassen. Dies könnte besagen oder bedeuten, dass die Entstehung dieser Glocke und der Bau der ersten Mauritiuskirche zeitlich zusammenfallen könnten. Allerdings müssen wir den Beweis hierfür noch schuldig bleiben.

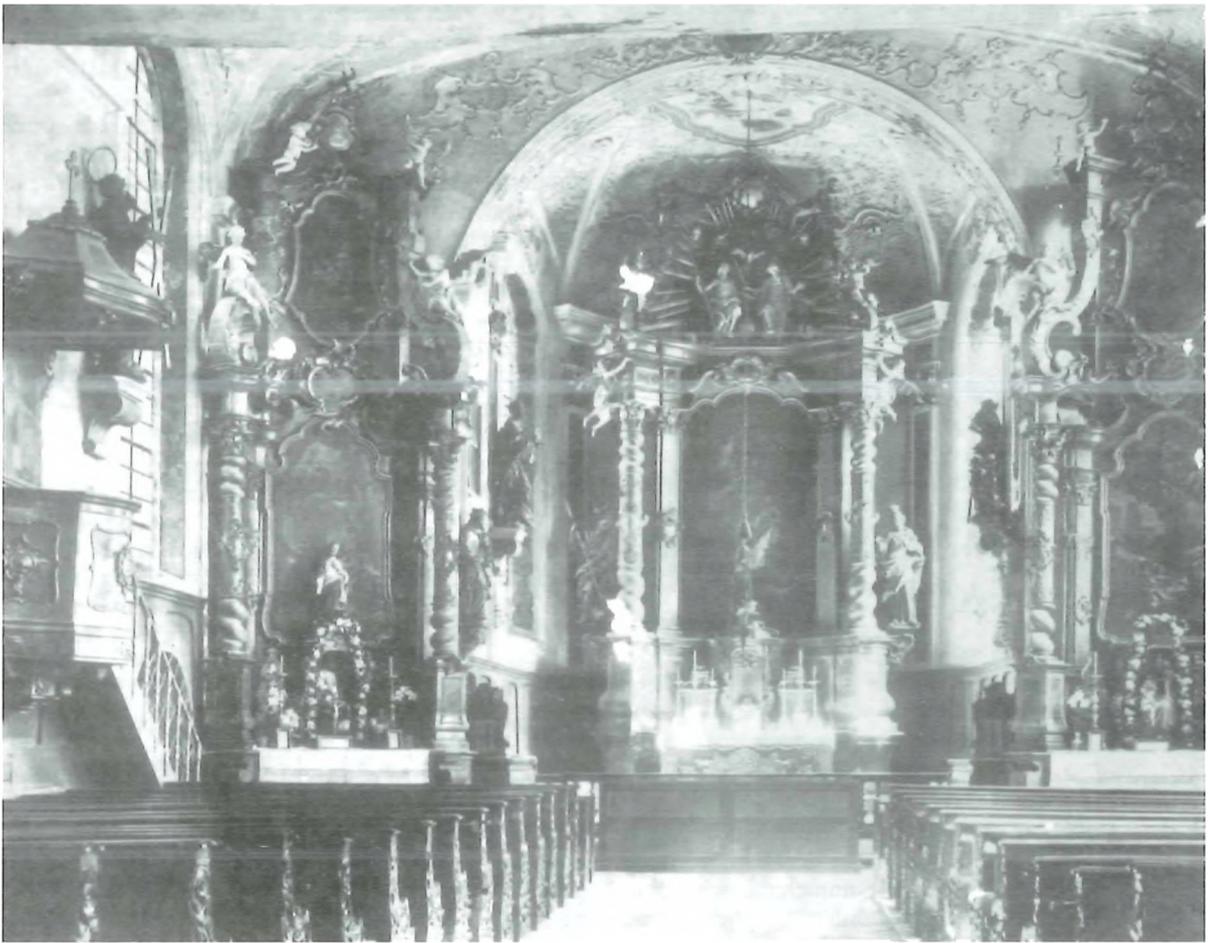
Die Baugeschichte der jetzigen Pfarrkirche

So, wie sie sich in der derzeitigen Erscheinungsform darstellt, lässt sich die Entstehungszeit oder Bauepoche unserer Kirche St. Mauritius noch ziemlich genau feststellen und einordnen, jedoch muss sogleich zu Beginn dieser Kirchengeschichte angemerkt und unterschieden werden zwischen einer Alt- oder Frühkirche - die ohne jeden Zweifel bestanden hat -, und der Bau- und Umgestaltungsphase in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als dieser Prachtbau in Barockausstattung geschaffen wurde.

Diese Umgestaltungsphase erstreckte sich über einen Zeitraum von ca. 40 Jahren und wurde von den damaligen Grundherrn der Hofmark Weil, den Deutsch-Ordensrittern der Commende Blumenthal (gelegen bei Aichach), mit dem Turm- und Chorbau um das Jahr 1715 begonnen. Im gemauerten Altartisch des Hochaltars ist die Jahreszahl 1723 eingraviert, was bedeutet, dass zu diesem Zeitpunkt erst der erste Teil dieses Kirchenumbaus bewerkstelligt war. Architekt und Baumeister war höchstwahrscheinlich Joseph Schmuzer von Wessobrunn, dem auch die Turmverzierungen sowie ebenfalls die Stuckierung der Gewölbe zum Großteil zugeschrieben bzw. zugeordnet werden.

Die große Innenausgestaltung erfolgte dann erst in den Jahren 1740/41 mit dem Einziehen der Gewölbe-Tonnendecke, Stuckierung und Bemalung. Die Deckengemälde schuf der Freskomaler Johann Georg Wolcker aus Augsburg; diesem wird auch das Altarblatt vom Hochaltar mit der Darstellung „Martyrium des Hl. Mauritius“ zugeschrieben. Der kunstvolle und prächtige Hochaltar wurde im Jahr 1742 vom Kistler (Kunstschreiner) Simon Gantner aus Kleinkitzhofen gefertigt, jedoch entstammen die beiden lebensgroßen Holzplastiken - darstellend links den Hl. Georg und rechts die Hl. Helena - und mit ziemlicher Sicherheit auch die übrigen Holzplastiken des Hochaltars aus der Werkstatt des Bildhauers Ignaz Hillenbrand aus Türkheim. Schließlich und endlich schuf im Jahr 1754 die beiden Seitenaltäre der Kistler Dominikus Bergmüller aus Türkheim, von dem u.a. auch die Seitenaltäre in der berühmten Wieskirche stammen. Die Altarblätter beider Seitenaltäre schuf Johann Anwander aus Lauingen im Jahre 1760; die Bemalung bzw. Marmorierung erfolgte sodann im Jahr 1761 durch dessen Bruder Franz Anton Anwander aus Landsberg.

Vervollständigt wird die Innenausstattung dieser Kirche durch Meisterwerke der Holzbildhauerkunst in Gestalt der



St. Mauritius, Innenaufnahme zwischen 1925 und 1928

12 Apostel in Lebensgröße, die der Werkstatt von Johann Luidl aus Landsberg entstammen und laut Experten in der Zeit um 1740 gefertigt wurden. Auch das Tragkreuz in der linken Stuhlleihe sowie die Tragstange in der rechten Stuhlleihe mit der Darstellung „Krönung Mariens“ wird der Luidl-Werkstatt zugeordnet.

Was hingegen den Wies-Christus in Lebensgröße in der Mauernische neben dem linken Seitenaltar betrifft, so sind sich selbst die Experten nicht ganz einig, denn die einen wollen ihn der Luidl-Werkstatt und andere wiederum dem Hillenbrand zuordnen. Der Verfasser dieser Chronik vermutet jedoch stark, dass diese Holzplastik aus der Ausstattung der Altkirche stammt und übernommen wurde und somit weit älter einzuordnen ist.

Als dokumentarisches Siegel dieser großangelegten und eben beschriebenen Umgestaltungsphase ist letztendlich die Signierung hinter dem Chorbogen zu werten und anzuführen, die besagt:

„*Omnia-Ad-Maiorem-Dei-Gloriam MDCCXLI*“ (=1741)

Daneben wird noch die Renovierung dieser Kirche von MDCCCXXXIII (=1933) genannt und die vorerst letzte Renovierung mit der Jahreszahl 1985 festgehalten und dokumentiert. Die Nennung der Jahreszahl 1741 ist somit wohl im Ganzen als Jahr der Beendigung anzusehen, was die Großbaumaßnahmen betrifft; bis jedoch die letzten Ausstattungsgegenstände geschaffen und eingerichtet waren, wie zum Beispiel die beiden Seitenaltäre, vergingen noch weitere 15 Jahre und noch etwas darüber. Somit erstreckte sich die gesamte Bau- und Umgestaltungszeitdauer auf nahezu 4 Jahrzehnte.

Leider hat sich aus der oben beschriebenen Bauepoche in der Zwischenzeit doch eine wesentliche Veränderung im äußeren Erscheinungsbild ergeben, denn die ursprüngliche Zwiebelkuppel des Kirchturmes wurde am 30. Juni des Jah-

res 1813 durch einen Sturm zerstört und in langen Folgejahren durch ein Notdach ersetzt mit einer sogenannt „Jakobinerkmütze“, was den Weilern allerdings ziemlichen Spott der Umgebung eintrug. Erst im Jahre 1854 wurde die noch heute bestehende Spitzhelmbedachung durch den Zimmermann Simon Hohenadel aus Ramsach bewerkstelligt, denn auf Geheiß der damaligen überörtlichen Baubehörde durfte die alte Zwiebel-Kuppelform nicht mehr gewählt werden.

Aus den wenigen noch vorhandenen Kirchen-Annalen ist noch zu vermelden, dass die Kirche bereits nach der ersten Bauphase im Jahre 1727 durch Bischof Jakob Meyr bei gleichzeitiger Spendung der Firmung geweiht wurde.

Mit tiefstem Bedauern ist auch zu vermelden, dass bei Renovierungsarbeiten am Turm der Pfarrkirche am 2. August 1904 drei Arbeiter mit einem Teil des Gerüstes abstürzten, wobei der Maurer und Gütler Paul Pittrich aus Beuern den Tod fand.

Das ehemalige Glockengeläut im Turm

Durch unermüdliches Nachforschen kann der Chronikschreiber erfreuliche Erkenntnisse, ja sogar sehr genaue und detaillierte Angaben über das frühere Geläute unserer Pfarrkirche darbringen. Diese Angaben fand er im 12. Jahrgang der „Landsberger Geschichtsblätter“ vom Jahre 1913, geschrieben vom Begründer der „Geschichtsblätter“, dem Stadtarchivar Josef Johann Schober. Die damalige Beschreibung lautet:

„Auf dem Turme der schönen Pfarrkirche zu Weil hängen 4 Glocken. Davon befinden sich die 3 größeren im eigentlichen Glockenstuhle und sind von Süden nach Norden gerichtet. Die mittlere Glocke ist die größte und zeigt sehr hübsche, fein modellierte Dekoration. In einem breiten Bandfries tummeln sich reizende Putten in verschiedenen

Stellungen, Blumen- und Laubgewinde tragend. Zwischen ihnen - nach den Himmelsgegenden geordnet - stehen die vier Evangelisten, deren Figuren aber hier, im Verhältnisse, viel zu klein erscheinen und deshalb auch nicht hervortreten. An Reliefs sind auf dem Mantel angebracht: Die Kreuzigungsgruppe, St. Michael besiegt den höllischen Drachen, St. Moritz (Kirchenpatron) und ein großes Medaillon mit Wappen und der Umschrift: „JOA: FRA: ERNST. FRE: V. WEIX. COM: R: ZV. PLVEM:“, d.h. Johann Franz Ernst Freiherr von Weix (Weichs), Comentur zu Plumenthal. Das Weichs'sche Wappen steht im Deutschordens-Schild¹. - Um die Haube: „+J: N: R: J: MISERERE NOBIS ET LIBERA NOS AB OMNI MALO FV SERVNT LANGEGGER ET A: ERNST MONACHJJ 1722“, d.h. Jesus von Nazareth, König der Juden, erbarme Dich unser und erlöse uns von allem Uebel. Mich gossen Langegger und A. Ernst in München 1722². - Die Krone zeigt prächtige Männerköpfe, deren Haupt- und Barthaar durch Blattschmuck gebildet ist. Der Durchmesser beträgt 118cm.“ [Dies ist die Glocke, die der Chronikschreiber aus seiner Schulzeit noch in Erinnerung hat und die leider während des zweiten Weltkrieges enteignet, abgenommen und geopfert werden musste und nicht wieder zurückkehrte.]

„Ist diese Glocke die schönste, so erscheint ihre Nachbarin im Norden, welche durch ihre schlanke Gestalt sofort auffällt, als die interessanteste. In der Tat ist sie eine der ältesten Glocken und gehört wohl noch dem 13. Jahrhundert an. Dies wird durch die Inschrift, in welcher lateinische Großbuchstaben mit gotischen Majuskeln wechseln, bewiesen. Selbe läuft in zwei Zeilen um die Haube und heißt in der 1. Zeile: „+ME. RESONAT. PIA POP“, geht dann in Fortsetzung auf das darunter liegende „VLI“ (also „populi“) über und endet mit „MEMOR ESTO MARIA“³. Die einzelnen Buchstaben sind durch Punkte getrennt. Jahreszahl, Reliefs, Gießernamen etc. finden sich nicht. Der Durchmesser ist 84cm.“ [Diese Inschrift lautet: „Wenn ich ertöne, gedenke deines Volkes, gütige Jungfrau Maria“. Diese Glocke hat somit so 700 bis 800 Jahre überdauert und ist in höchste Werte einzuordnen, was den historischen, wissenschaftlichen und Kunstwert anbetrifft. Hierzu dürfte die Ansicht des Chronikschreibers wohl schwer zu widerlegen sein, dass mit dem Aufzug des Deutschen Ordens als Herren von Weil (Villa - Weyhl) so zwischen 1250 und 1300, schon die erste Mauritiuskirche entstanden ist und diese geschilderte Glocke dieser ersten Kirche zuzuordnen ist.]

„Die dritte, südliche Glocke, plump in Form und Ausführung und deshalb in solcher Nachbarschaft sich umso weniger gut präsentierend, wurde 1861 von Hermann in Memmingen gegossen. Durchmesser ca. 106cm.“ [Ihre Beschreibung lautet⁴:] „R. III. T. g. G. 680 kg, Höhe 100 cm. Durchmesser 90 cm. Am Hals neugotischer Laubwerkfries. Am Mantel das Bild der unbefleckten Empfängnis Mariens. Auf der anderen Seite ein Adler mit einem Schriftband in den Fängen, auf dem geschrieben steht: Gegossen von Johann HERMANN in Memmingen anno 1861. Ton G. / Nr. 918.“ [Diese Glocke musste am 25. September 1917, also gegen

Ende des 1. Weltkrieges, dem Vaterlande zum Opfer gebracht werden. Sie wurde auch „Schauerglocke“ genannt. Diese Glocke wurde sodann im Jahre 1931 durch eine Neubeschaffung ersetzt, doch fehlen bis heute jegliche Unterlagen über eine oder zwei Glocken, Glockengießer, Tonart und Preis sowie welchen Heiligen sie geweiht war/en. Auch diese Neubeschaffung/en musste/n während des Zweiten Weltkrieges abgeliefert und geopfert werden. Die zwei dazwischen liegenden Glocken des alten Geläutes mussten bereits im ersten Weltkrieg vom Turm geholt und abgeliefert werden. Leider mussten dann nur 10 Jahre später, nach Beginn des zweiten Weltkrieges 1941/42 drei Glocken abgeliefert werden, und nur diese erwähnte Uraltglocke durfte im Turm verbleiben.]

„Ueber dem Glockenstuhle hängt an zwei aus der östlichen Turmwand ragenden Balken ein ca. 45cm im Durchmesser haltendes Glöcklein. Es trägt die Haubenumschrift: „Ave Maria gratia plena dominus tecum 1509“. Nach dem angebrachten, einem gotischen „F“ ähnlichen Zeichen sicher von Meister Sebolt in Augsburg⁵. [Diese Glocke ist noch vorhanden und gehört wieder in die Wolfgang-Kapelle integriert, denn die eigentlich zur Wolfgangkapelle gehörende Glocke ist aus noch unerfindlichen Gründen nicht mehr vorhanden oder Näheres über deren Verbleib weder auffindbar noch bekannt.]

„Auf dem Dachboden der Holzlege des Pfarrhofes fand ich [d.i. Schober] noch ein zersprungenes Glöcklein, 37cm im Durchmesser, mit der Inschrift: ‚Zu Ehr Gottes las giesen Johan Fischer und Catharina Langenegger fecit 1701.‘ - Soll aus der Ruperts Kapelle stammen, welche früher ein Dachreitertürmchen trug.“ [Dieses Glöcklein bzw. dessen Teile sind nicht mehr vorhanden, denn wenige Jahre vor dieser Aufzeichnung, also gegen 1895 herum, wurde das Dachreitertürmchen der Ruperts Kapelle abgenommen oder fiel selbst herunter; wurde zwar anschließend durch ein hölzernes Türmchen ersetzt, doch auch dieses musste wenig später ebenfalls wieder abgenommen werden und wurde nicht mehr erneuert. Wiedergegeben aus Aufzeichnungen der Landsberger Geschichtsblätter von 1913 von Ludwig Eberle im Jahre 2001.]

Die Beschaffung des heutigen Geläutes

Schon sehr bald nach Ende dieses furchtbaren Weltkrieges von 1939 - 1945 erwachte auch hier in Weil der Wunsch und das Bestreben, wieder ein neues Geläute für unsere Kirche zu beschaffen, auch deshalb, weil alle Hoffnung aufgegeben werden musste, eventuell eine oder alle Glocken wieder zurück zu bekommen. Nach Kriegsende nämlich stellte sich heraus, dass längst nicht alle abgelieferten Glocken auch eingeschmolzen worden waren und einige tausend noch auf dem „Glockenfriedhof Hamburg“ oder sonst wo im Lande lagerten und wieder zurückgegeben wurden, doch leider war die Pfarrei Weil nicht unter diesen Glücklichen. Nur ein Jahr nach der Währungsreform, also 1949, war die Spendenbereitschaft der Bürger von Weil schon so weit gediehen, dass bereits der Auftrag für ein komplettes Geläute von fünf Glocken vergeben werden konnte. Aus Rücksicht auf das historische Alter dieser einzigen noch vorhandenen Glocke und weil es doch einiges an Schwierigkeiten bedeutet hätte, ein Geläute von vier neuen Glocken nach der Tonlage dieser einen auszurichten, wurde diese altherwürdige Glocke nicht mit eingeschmol-

¹ Franz Ernst Freiherr von Weichs war von 1717-33 Komtur der Deutschordens-Kommende Blumental. Er erbaute dortselbst im J. 1720 die Schloßkapelle, in welcher er auch 1733 begraben wurde. [Alle Fußnoten von J.J. Schober]

² J.M. Langegger (Langenegger), kurf. Stuckhauptmann und Glockengießer in München, arbeitete zuerst allein, dann 1716 bis 28 gemeinsam mit Anton Bened. Ernst, kurfürstl. Zeugleutnant, Stuck- und Glockengießer, und sind noch viele Glocken vorhanden, welche beider Namen tragen. In der Pfarrkirche zu Landsberg stammen die Glocken 1, 2 und 4 aus dem Jahre 1715 von Langenegger allein. Die Glocke 3 vom J. 1721 zeigt auch den Namen von Ernst (Gesch.-Bl. 1911 S.39).

³ Die fettgedruckten Buchstaben sind gotische Majuskeln.

⁴ Zitiert aus „Landsberger Geschichtsblätter“, 26. Jahrgang 1929: Dr. Ludwig Schraudner, Die Glocken der Stadt und des Bezirks Landsberg a.L. in den Kriegsjahren 1917/18, Spalte 7.

⁵ Über Sebald s. Gesch.-Bl. v. 1904, S.34 („Meister Sebald... hieß eigentlich Sebald Schönmacher und war Glockengießer in Augsburg. Von ihm finden sich noch ziemlich viele Glocken in der Diözese erhalten, die alle in den Jahren 1500 bis 1520 entstanden sind. Sch.“) und 1910, S.10 (Glocke in Kaufering).

zen, sondern für sich belassen und aufbewahrt, und somit ein gänzlich neues Geläute mit fünf Glocken beschafft. Da das neue Geläute in den alten eichenen Glockenstuhl nicht zu integrieren war, musste auch ein neuer Glockenstuhl in Eisenausführung beschafft werden, den sodann die Gemeinde zum Preis von 4100 DM ebenfalls bei der Glockengießfirma bestellte und auch bezahlte.

Gegossen wurde dieses Geläute von 5 Glocken in Bronze von der Firma Johann Hahn in Landshut noch im gleich Jahr, und schon am 18. September 1949 skannte in Glanz und Gloria die Glockenweihe begangen werden. Der Preis für diese Neubeschaffung ist zwar nicht genau bekannt, doch kam der Gesamtpreis auf ca 40 000 DM zu liegen.

Allerdings ist auch hervorzuheben, dass drei dieser Glocken von Privaten gestiftet wurde, und zwar:

Glocke II von Familie Ulrich Probst, Glocke III von den Familien Johann Bauer und Roman Bolz und Glocke V von Familie Josef Rauschmeier. Somit noch Glocken I und IV von der Allgemeinheit.

Alle Glocken tragen das Firmenschild „Glockengießer Johann Hahn Landshut“ und die Jahreszahl 1949. Glocke I Nr.455 / Glocke II Nr. 455 / Glocke III Nr. 457 / Glocke IV Nr. 558 / Glocke V Nr. 459.

Abschließend bleibt noch festzuhalten, dass die Elektrifizierung dieses Geläutes am 3. Oktober 1958 getätigt wurde und diese Maßnahme ebenfalls von der Gemeinde in Auftrag gegeben und auch beglichen wurde.

Bleibt als Zusatz noch eine kleine Glocke zu erwähnen, die in die St. Wolfgangkapelle gehört, jedoch - laut Eintragung im Protokollbuch der Kirchenstiftung - durch den damaligen Pfarrer Josef März im Jahr 1958 als Leihgabe in die Hauskapelle des Missenhofes gegeben wurde. Diese Glocke soll angeblich aus der Zeit um 1500 stammen und trägt die Umschrift: AVE MARIA GRACIA PLENA DOM TECUM BEN. Eine Jahreszahl konnte nicht festgestellt werden. Eine weitere kleine Glocke aus der St. Rupertkapelle ist ebenfalls verschollen, und alle bisherigen Nachforschungen blieben bis dato ergebnislos.

Die Turmuhr

Im Turm bewegt sich immer noch ein mechanisches Uhrwerk, das aus dem *Jahr 1862* stammt, von der Firma J. Mannhardt in München gefertigt wurde und bis heute ohne größere Störung oder sonstige größere Schwierigkeiten läuft, allerdings nur solange, wie sich noch jemand findet, der dieses Werk täglich aufzieht! Ob vor dieser Zeit schon ein Vorgängerwerk bestand, ist allerdings fraglich, jedenfalls sind hierüber keinerlei annähernd gesicherte Erkenntnisse vorzuweisen. Im Pfarrhof lagert zwar ein metallenes Turmzifferblatt etwas anderer Ausführung als die gegenwärtigen, doch kann dies nicht gut als Beweis gelten, dass es eventuell zu einem Vorgänger-Uhrwerk gehört haben könnte. (Die gleiche Firma lieferte die gleiche Uhr nach Landsberg, jetzt im Lechstadel aufgestellt)

Die Orgel der Pfarrkirche

Laut Auskunft des Amtes für Kirchenmusik der Diözese Augsburg konnte wenigstens etwas über die alte Orgel in Erfahrung gebracht werden. Danach wurde im Jahre 1773 eine Orgel mit acht Registern und zwei Bälgen von einem unbekanntem Orgelbauer gebaut und 1788 von einem Anwander (wohl dem Landsberger Fassmaler Franz Anton Anwander) farblich gefasst. 1803 wurde sie für 20 Gulden repariert, 1814 auf einen Wert von 400 Gulden geschätzt und 1817 vom Landsberger Orgelbauer Paul Hörmüller nochmals repariert.

Schon bald nach seinem Amtsantritt, noch im Juni 1942, gab Pfarrer Josef März bei der Orgelbaufirma Steinmeyer in

Öttingen eine neue Orgel in Auftrag, doch diese konnte wegen der Zwangsbewirtschaftung im Kriege nicht mehr geliefert werden. Nach Kriegsende wurde jedoch sehr bald daran weitergebaut und bereits im Jahre 1947 wurde dieses Werk mit zwei Manualen und 27 Registern zum Preise von 21 120 RM geliefert und eingebaut. Hierzu musste allerdings die Orgelempore um etwa einen Meter nach vorne erweitert werden, sonst hätte man dieses große Werk nicht unterbringen können. Ein Glücksfall ist ohne Zweifel, dass diese Orgel vor der Währungsreform angeliefert wurde und so überwiegend in Reichsmark bezahlt werden konnte. Nur einige Teile wurden erst Jahre später geliefert und eingebaut und mussten dann auch in DM bezahlt werden. Alles in allem also ein überaus gelungenes Werk.

Nachträge zur Kirchengeschichte

1.) Kaufbrief vom Jahre 1566

Aus Quellen der Deutschordenskommande Blumenthal im HAUPTSTAATSARCHIV MÜNCHEN ist als Urkunde 3431 ein interessantes Dokument bekannt geworden, das wie folgt lautet:

Kaufbrief um den Zehnten zu Weil, so dem Heiligen St. Moritzen zu Weil zugehörig gewest, welchen der Pfarrer und diß Kirchenpröbste daselbst dem Hauß Plomenthal um 260 fl (=Gulden) zukauffen geben. Anno 1566. (Kirchenpröbste sind gleichzusetzen mit Kirchenpfleger und -verwalter)

2.) Marien-Bildstock im Oberdorf

(beim Lindenbauer)

An der Hauptstraße fast am Dorfende Richtung Epfenhausen steht ein schöner Bildstock, der eine Marienfigur mit Jesuskind in Lebensgröße beherbergt, welche in die Spätbarockzeit um 1740 eingeordnet wird. Die Entstehungszeit dieser sehr schönen Holzplastik ist somit gleichzusetzen mit der Umgestaltungszeit der Pfarrkirche St.Mauritius und könnte eventuell der Hildebrand-Werkstatt entstammen.

3.) Zur Innenausstattung der Pfarrkirche

Deckengemälde

Im Langhaus von hinten nach vorn:

Über der Orgel, von ihr halb verdeckt: *Christi Geburt*

Großes Hauptgemälde: *Kreuzigung Christi (Kreuzerhöhung)*

In den Zwickeln um das Hauptgemälde die vier Evangelisten mit ihren Symbolen: vorne links: *Matthäus mit Engel*;

vorne rechts: *Markus mit Löwe*;

hinten links: *Lukas mit Stier*;

hinten rechts: *Johannes mit Adler*.

Drittes Gemälde: *Christi Himmelfahrt*

Chorfresko: *Verherrlichung des hl.Mauritius (Aufnahme in den Himmel)*

Zuordnung der 12 Apostelfiguren im Chor und Langhaus

(von vorn nach hinten):

Nordwand (im Chor)

Judas Thaddäus mit Keule

Simon Petrus mit Schlüssel

Südwand (im Chor)

Paulus mit Schwert

Simeon mit Säge

(Im Langhaus)

Andreas mit Andreaskreuz (X)

Thomas mit Lanze

Jakobus der Jüngere mit Weberbaum

Matthias mit Beil

(Im Langhaus)

Johannes mit Kelch

*Jakobus der Ältere mit Wanderstab und Tasche
Philippus mit Kreuz,
Bartholomäus mit Messer und Buch*

Laut mündlicher Überlieferung und Einschätzung der Experten waren diese lebensgroßen Apostelplastiken ursprünglich in Weiß-Gold gefasst, wurden im vergangenen 19. Jahrhundert mit einer Farbfassung überzogen und anlässlich der Innenrenovierung im Jahr 1933 wieder in Weiß-Gold-Fassung zurückversetzt. Bis zu dieser Innenrenovierung war auch eine Rund-um-Holzvertäfelung bis zum Fenstergesims hoch angebracht, wurde jedoch damals herausgenommen und nicht wieder erneuert bzw. ersetzt.

Altäre:

Linker Seitenaltar:

Altarblatt: *Hl. Anna und hl. Joachim, die Eltern der Gottesmutter*

Im Auszug: *Mariae Verkündigung*

Rechter Seitenaltar:

Altarblatt: *Himmelfahrt Mariens (Aufnahme Mariens in den Himmel)*

Im Auszug: *Kain erschlägt seinen Bruder Abel*

Holzfiguren:

Am Chorbogen links: *Hl. Johannes Nepomuk*

Am Chorbogen rechts: *Hl. Sebastian*

Am Glockenhouseingang: *Hl. Josef*

Am Sakristeieingang: *Hl. Michael*

Am Hochaltar rechts: *Hl. Georg*, links: *Hl. Helena*

Der an der südlichen Außenwand angebrachte Anbau zeigt die Ölberg-Szene. Diese Holzfiguren werden ebenfalls der Luidl-Werkstatt zugeordnet. Dieser Anbau entstand anlässlich der großen Umgestaltung in der ersten Hälfte des

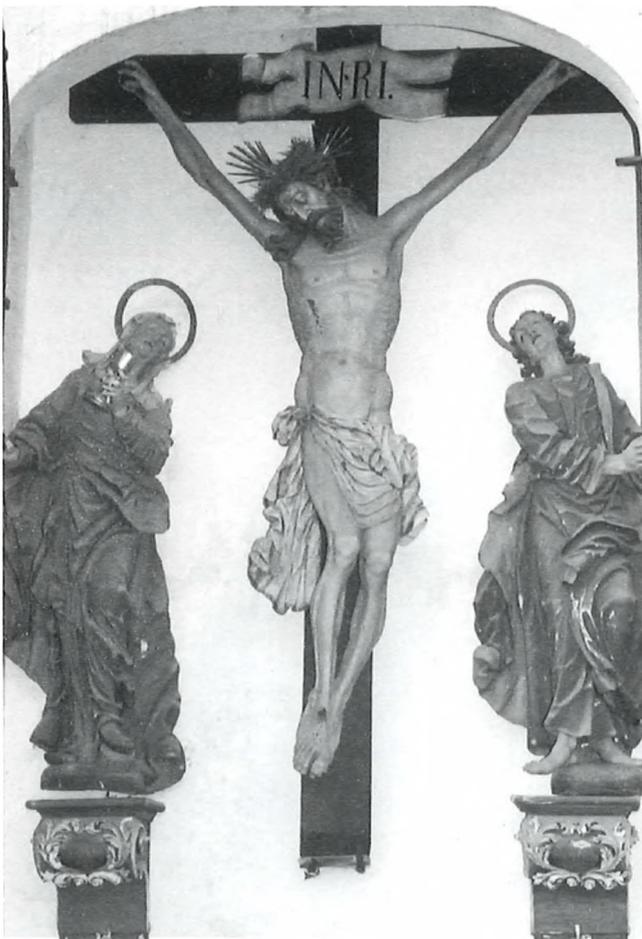
18. Jahrhunderts. Ehedem befand sich dort der Kircheneingang. Über dem Ölberg war eine schöne Sonnenuhr angebracht, doch fiel diese der Außenrenovierung mit Putz- und Fenster-Erneuerung in den 1970er Jahren zum Opfer und wurde leider nicht wieder erneuert!

Die St. Wolfgang-Kapelle

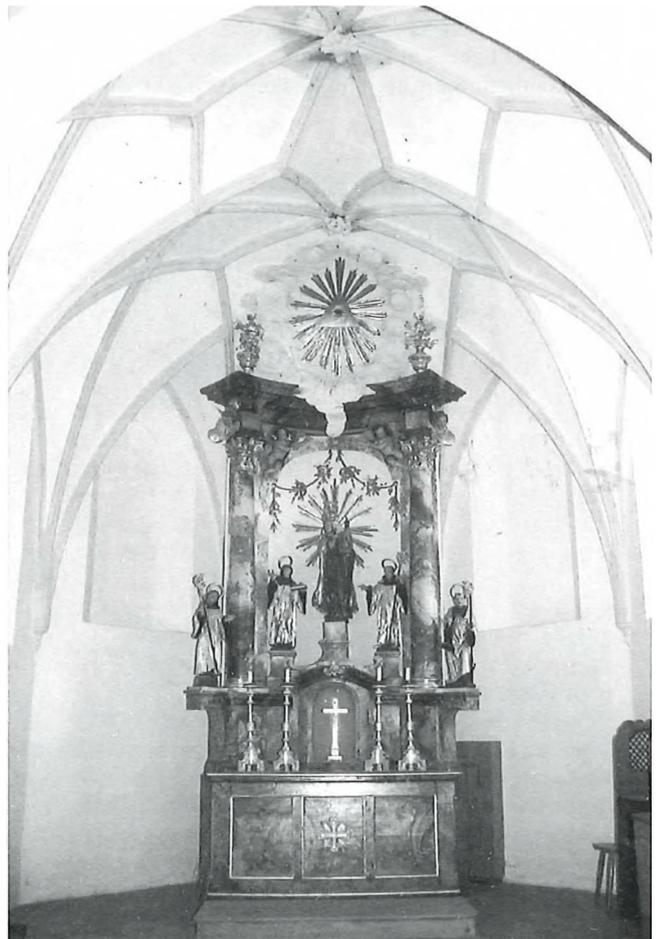
Die an der St. Wolfgang-Kapelle über der Kreuzigungsgruppe angebrachte Jahreszahl in römischen Ziffern MDCCXLVII (=1747) kann wohl nicht als Entstehungszeitpunkt angesehen werden; vielmehr ist diese Jahresangabe als baulicher oder gestalterischer Abschluss zu verstehen. Laut Meinung und Einschätzung von Geschichtsexperten sowie Angaben in den Landsberger-Geschichtsblättern wird diese Kapelle in die Spätzeit des 15. Jahrhunderts eingeordnet, also so um 1480 - 1500 und als gotisch klassifiziert. Diese Entstehungszeit wäre somit ungefähr gleichzeitig mit der Entstehung unserer Altkirche St. Mauritius. (Siehe dortiges Wandbild von St. Christophorus mit der Jahreszahl 1500!)

Es ist wohl auch nicht zu widerlegen, dass der vordere Teil der Kapelle - also Chor- und Altarraum mit Kreuzigungsgruppe und Türmchen - der älteste Teil ist und der vergrößerte Kirchenraum wohl in späterer Zeit so geschaffen wurde, wie er heute sich darstellt. Die Meinung mancher Zeitgenossen, dass diese Kapelle schon mal Dorf- oder Pfarrkirche gewesen sei, muss wohl verneint werden, denn es gibt absolut keinen auch nur geringsten Hinweis in dieser Richtung, auch von Grablegung oder gar Friedhof sind dort keinerlei Spuren zu finden..

In früherer Zeit muss diese Kapelle ziemlich schmucklos gewesen sein, denn aus dem Vermerkbuch des Pfarrers



St. Wolfgangkapelle, außen; Kreuzigungsgruppe von Lorenz Luidl (1698)



Chor mit Sternrippengewölbe, Hochaltar mit Luidlfiguren um 1690 (Dehio)

Thoma ist zu entnehmen - bezogen auf das Jahr 1801- dass der Pfarrer Lidl von Petzenhausen seinen dortigen Hochaltar versetzen und verkleinern ließ. Die Überbleibsel kaufte ihm der Pfarrer Thoma aus Weil für 120 Gulden ab und ließ daraus mit Hilfe von Guttättern diesen schönen Altar in der St. Wolfgang-Kapelle errichten. Die fünf Statuen waren darin schon vorhanden. Diese, sowie auch die Kreuzigungsgruppe, werden ziemlich übereinstimmend der Luidl-Werkstatt aus Landsberg zugeschrieben. Ob von Lorenz oder Johann Luidl, da scheiden sich etwas die Geister. (Wahrscheinlich jedoch Lorenz Luidl gegen 1698/1700.)

Ein Kuriosum besonderer Art, das auch die St. Wolfgang-Kapelle betraf, ist aus dem Jahr 1804 bekannt. Demzufolge sollte, wohl in Auswirkung der Säkularisation, eventuell auch mit dem Hintergedanken, die beiden Kapellen retten zu können, aus beiden Kapellen je ein Leichenhaus und rundherum ein Friedhof angelegt werden, und zwar für das Unterdorf die Rupert- und für das Oberdorf die Wolfgangkapelle. In dieser „verrückten“ Zeit sollten ja bekanntlich alle unnützen Kirchen, Kapellen und Feldkreuze niedergedrückt werden. Warum dieser bereits beschlossene Plan nicht zur Ausführung kam, ist allerdings nicht bekannt.

In unserer Zeitepoche wurde diese Kapelle nach schweren Witterungsschäden erstmals in den 1950er Jahren durch die Gemeinde einer notdürftigen Renovierung unterzogen, zu deren Finanzierung für einige Jahre die Grundsteuer stark erhöht wurde, doch zeigte diese Renovierung schon nach einigen Jahren nicht die gewünschte Wirkung. Aus diesem Grunde wurde sodann unter Bürgermeister Kerber in den Jahren 1978-82 eine neuerliche gründliche Renovierung in Angriff genommen mit Grundentfeuchtung, Dach- und Turmsanierung, was einen Gesamtaufwand von rund 370 000 DM erforderte. Gleichzeitig wurde auch ein Stromanschluss gelegt und eine Alarmanlage installiert, denn in den 1960er Jahren musste eines Tages der Diebstahl aller Holzplastiken festgestellt werden, die jedoch durch überaus glückliche Umstände alle wieder zurückgebracht werden konnten: Sie waren, in Säcken verpackt, durch spie-

lende Kinder im nahen Beuerbach gefunden worden, und dadurch erst wurde der Diebstahl in Weil entdeckt.

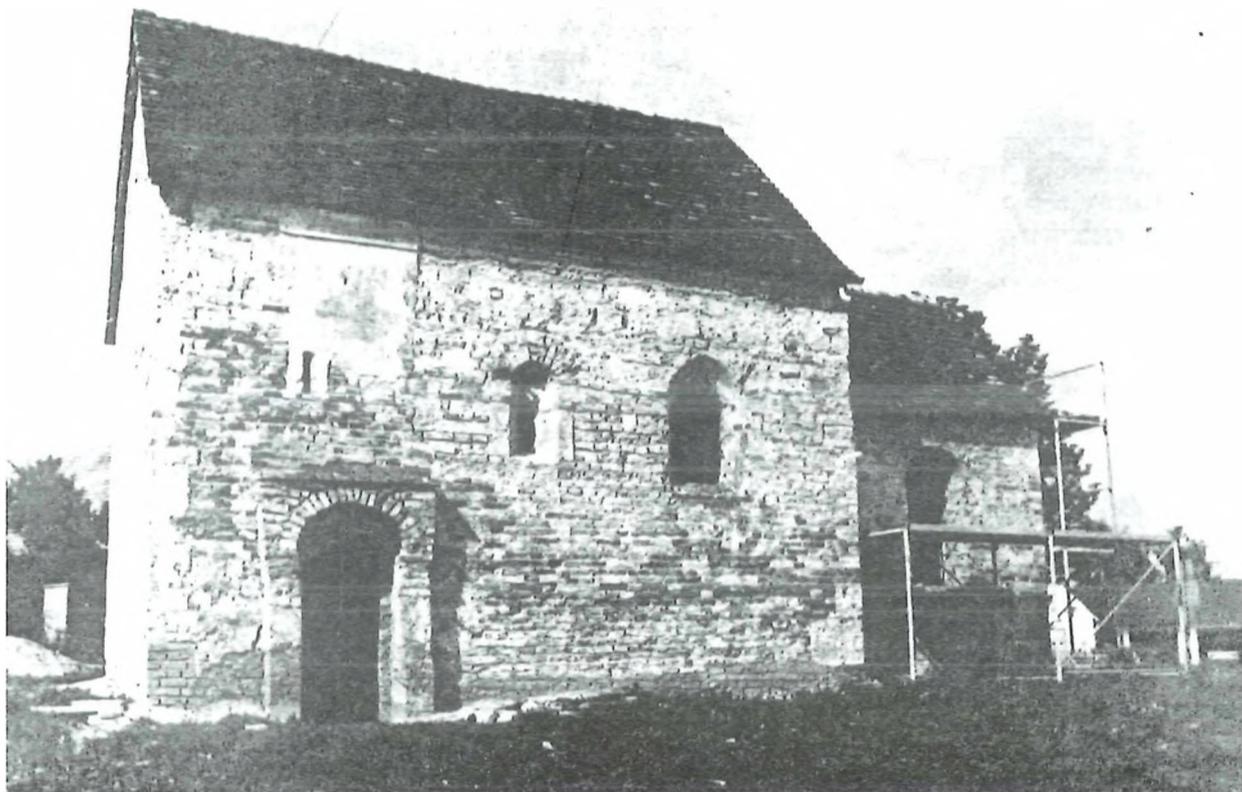
Nochmal zurück zur Jahreszahl 1747! Aus ziemlich gesicherter Erkenntnis muss angenommen werden, dass mit dieser Jahreszahl wohl die letzte bekannte Gestaltungsmaßnahme, nämlich die Errichtung der Kreuzwegstationen zu verstehen ist, die zu dieser Zeit - als Dank der Weiler Bürger - erstellt wurden, da der Ort anscheinend sehr sehr glimpflich über die Zeit und Gefahren des „Österreichischen-Erbfolgekrieges“ von 1740-48 hinweg- und davongekommen ist.

Nur einmal wurde die Wolfgangkapelle unseres Wissens zur Grablegung benutzt, und zwar während des letzten Weltkrieges, als so um 1942/43 über der Weiler Flur ein amerikanischer Bomber abgeschossen wurde und dabei 6 Mann der Besatzung zu Tode kamen und hier beerdigt werden mussten. Da diese damals als „Feinde“ galten und im Friedhof ohnehin kein Platz gewesen wäre, wurden diese Gefallenen neben der Wolfgangkapelle bestattet, jedoch bald nach Kriegsende vom Amerikanischen Kriegsgräberdienst exhumiert und auf irgendeinen Soldatenfriedhof umgebettet.

Wie dem Chronikschreiber aus seiner Jugendzeit noch bekannt, standen in früherer Zeit um die St. Wolfgangkapelle herum an der Außenwand Totenbretter, ebenso hingen im Innenraum zahlreiche Votivtafeln; doch von alledem ist nichts mehr vorhanden.

Die St. Rupert-Kapelle

Ziemlich einhellig wird in Historikerkreisen und auch im Kreis-Heimatbuch die St. Rupertkapelle in Weil zum einen als erste Kirche der Ansiedlung von Weil (Weyl - Villa) angesehen und zum anderen als eines der ältesten noch bestehenden Bauwerke aus dem Mittelalter eingestuft. Überliefert ist außerdem, dass dieses Kirchlein auch bis um 1700 ein Friedhof umgab, der von da an jedoch nicht mehr genutzt und aufgelassen wurde. Ob dieses Kirchlein tatsächlich, wie manche glauben, noch vor der ersten Jahrtausendwende entstanden ist, darüber gehen die Meinungen der



*Rupertkapelle während der Renovierung im August 1981.
Erbaut aus wechselnden Ziegel- und Tuffsteinschichten: Spolien aus Ruinen der Römerzeit(?)*

Experten etwas auseinander, doch dass dieses Gemäuer sehr viele Wechselfälle der Geschichte gesehen hat und auch erdulden musste, darüber besteht wohl kein Zweifel.

Näheres ist erst aus der Zeit des 30jährigen Krieges bekannt, als der damalige Pfarrer Bschorr im Jahre 1644 in Weil die Skapulierbruderschaft ins Leben rief und als kirchlichen Gebets- und Versammlungsraum diese Kapelle bestimmte. Man kann nun darüber rätseln, ob dies nur so eine Idee oder Eingebung des Pfarrers war, oder ob angesichts dieser wohl unbeschreiblichen Not- und Elendszeit dieses Zufluchtsmittel gewählt wurde; der Chronikschreiber ist überzeugt, dass letzteres wohl den Ausschlag gegeben hat. Wie schwer diese Zeit gewesen sein mag, beweist die Überlieferung, derzufolge nur etwa zwei Jahre später dieses Kirchlein durch Schwedeneinfälle total geplündert und verwüstet worden ist.

Im Jahr 1804 sollte auf Betreiben des damaligen und letzten Deutschordens-Kastners Taxer und bei einsetzender Säkularisierung dieses Kirchlein abgerissen werden. Dieses Vorhaben wurde nur durch das Gelöbnis der Weiler Bauern und Bürger verhindert, in Zukunft für dieses Kirchlein zu sorgen, das heißt die Erhaltung und Baulast zu übernehmen. Dieses Versprechen hielt leider nicht lange an, und so verfiel diese Kapelle im Verlaufe des 19. Jahrhunderts bis in das 20. Jahrhundert immer mehr. Noch während des letzten Weltkrieges wurde diese Kapelle total zweckentfremdet, als in Ermangelung anderer Unterkunft eine Zeit lang Kriegsgefangene dort untergebracht wurden. Erst waren es Polen, dann Serben und Franzosen, und gegen Kriegende diente es der Luftwaffe als Materiallager und Funkstation.

Auch die Gemeinde war schon nahe daran, dieses Gemäuer abzureißen, bis dann der Landkreis in den Jahren

1980-85 die Renovierung übernahm, die runde 240 000 DM erforderte. Um den Innenraum wieder etwas würdig zu gestalten, wurden vier Figuren aus St. Wolfgang dorthin gebracht, von der Gemeinde eine neue St. Rupertfigur zu 2200 DM und ein Wandaltar zu 3400 DM beschafft, sowie als Leihgabe der Kirche ein Christuskorpus mit Kreuz.

Zusammenfassend stimmt es fast traurig, dass von all den ehemaligen Ausstattungsgegenständen dieses St. Rupertkirchleins nichts mehr vorhanden und auffindbar ist: weder die schon erwähnten Schnitzfiguren Maria mit Kind und die Pieta, noch die ehemalige Rupertusstatue.

Zur Skapulierbruderschaft: Zurückgeführt wird diese auf das berühmte „Braune und Heilige Skapulier“ der Karmeliter, das nach Überlieferung die Mutter Gottes selbst im Jahre 1251 dem damaligen Ordensgeneral Simon Stock überreicht haben soll. (Das Skapulier ist ein Teil der Mönchskleidung der Karmeliter in Form eines Schultertuches, von lat. scapula = Schulter.) Die Karmeliter, als Eremitengemeinschaft auf dem Berge Karmel in Palästina um das Jahr 1156 entstanden und 1226 von Papst Honorius III. bestätigt, siedelte von 1238 - 1244 nach Europa über, wandelte sich 1247 in einen Bettelorden um und widmete sich vor allem der Verbreitung der Marienverehrung. Daher auch die bildliche Darstellung „Unsere liebe Frau vom Berge Karmel“. Die Kirchweih der Rupertkapelle wurde früher immer am Sonntag in der Fronleichnamsoktav begangen. Das Skapulierfest wird alljährlich am 16. Juli gefeiert.

Zusammenfassend stimmt es fast traurig, dass von all den ehemaligen Ausstattungsgegenständen dieses St. Rupertkirchleins nichts mehr vorhanden und auffindbar ist: weder die schon erwähnten Plastiken der Mutter Gottes mit Jesukind und der Pietà, noch die ehemalige Rupertusstatue.



Kunstwerke in der Rupertskapelle zu Weil.
KOPIE einer Aufnahme aus dem Jahr 1910. Mit den 2 damals noch vorhandenen Holzplastiken.

Verzeichnis aller in Weil tätigen Pfarrherren

- 1370 Johannes, Pfarrer zu Weile, als Mitbegründer der Herrenbruderschaft zu Landsberg genannt
- 1.H.-15.Jh. Dominus Erhardus, plebanus (= vom Kirchherrn eingesetzter Priester) in Weyll
- ab 1472 Konrad Egloff, 21 Jahre in Weil
- 1493 Leonhard Senft, 1 Jahr in Weil
- ab 1493 Johann Wieser, 11 J. in Weil
- ab 1504 Ulrich Wiedemann, 42 J. in Weil
- ab 1546 Thomas Erislocher, nach 15 J. gestorben in Weil
- ab 1561 Johann Spitzweg, 35 J. in Weil
- ab 1596 Johann Koch von Mindelheim, Weihe 1594, 9 J. in Weil
- ab 1605 Johann Utz, Weihe 1604, nach 11 J. gestorben in Weil
- ab 1616 Kaspar Vogel von Weilheim, Weihe 1612, 15 J. in Weil
- ab 1631 Bartholomäus Wäglin von Unterbachern, Weihe 1626, 5 J. in Weil
- 1636 Matthias Müller, 1 Jahr in Weil
- ab 1637 Christoph Bschor, 3 J. in Weil (auch 1641-1646)
- 1640 Georg Schrupff, Weihe 1609, 1 Jahr in Weil
- ab 1641 Christoph Bschor, nochmals 5 J. in Weil
- 1646 Georg Kranz, Pfarrer in Petzenhausen, 1 J. auch in Weil
- ab 1647 Andreas Denich, Pfarrer in Epfenhausen, 15 J. auch in Weil
- ab 1662 Andreas Denich, 2 Jahre Pfarrer in Weil
- ab 1664 Sebastian Sedlmayr von Inning, Weihe 1662, 4 J. in Weil
- ab 1668 Johann Konrad Sutor von Odelzhausen, Weihe 1656, 5 J. in Weil
- 1673 Johann Schwarz 1 J., gestorben in Weil
- ab 1674 Michael Prantmayr v.Bernbach b.Aichach, Weihe 1670, 41 J. gestorben in W.
- ab 1715 Michael Starkmann v.Schwabmühlhausen, Weihe 1710, Dekan 1743, 59 J. in Weil, 31 J. Dekan
- ab 1774 Johan Georg Heydacher, 5 Jahre in Weil
- ab 1779 Ambrosius Breith, 12 Jahre, gestorben in Weil
- ab 1791 Joseph Kopp, 4 Jahre in Weil
- ab 1795 Johann Michael Thoma, 20 Jahre in Weil
- ab 1815 Pater Sigismund Manz, Franziskaner von Lechfeld, 3 J. in Weil
- ab 1818 Johann Baptist Ertinger von Dillingen, Weihe 1787, 26 J. in Weil
- ab 1844 Franz Xaver Röger von Bollstadt, Weihe 1827, 20 Jahre in Weil
- ab 1864 Johann Nepomuk Fasold von Deffingen, Weihe 1841, 8 J. in Weil
- 1872 Maximilian Müller von Wiggensbach, Vikar, Weihe 1858, 1 J.in Weil
- ab 1872 Josef Holland von Wengen, Weihe 1850, 7 Jahre in Weil
- ab 1879 Andreas Zunhammer von Dillingen, Weihe 1853, 20 J., gest. in Weil
- ab 1899 Alois Schäfer von Bayersried, Weihe 1872, 14 Jahre in Weil
- ab 1913 Gregor Riedlberger von Thannhausen, Weihe 1893, 19 J., gest. in W.
- ab 1932 Josef Swoboda von Augsburg-Pfersee, Weihe 1921, 5 Jahre in Weil
- ab 1937 Franz Paul Lang von Untrasried, Weihe 1908, 4 Jahre in Weil
- ab 1941 Josef März von Klosterhof/Wald, Weihe 1922, 27 Jahre in Weil
- ab 1968 Konrad Lohr, Vikar, 18 Jahre in Weil
- ab 1987 Stanislaus Zaremba, Vikar, 9 Jahre in Weil
- ab 1996 Rudolf Plank

Eine Priester-Grabplatte wurde vom Chronikschreiber im Dachboden des Pfarrhofes gefunden. Sie trägt folgende Inschrift: P. R. D. CHRISTOPH - AMBROS - BREITH - O.T.A. PAROCH - IN WEIHL OBIIT ANO 1788. R.I.P. Es handelt sich hierbei um die Grabplatte des Pfarrers Ambrosius Breith, der hier in Weil gestorben ist und begraben liegt, ob innerhalb oder außerhalb der Kirche, ist unbekannt. Den Kalkspuren nach zu urteilen, befand sich diese Grabplatte wohl einmal in der Wand irgendwo inner- oder außerhalb der Kirche eingelassen

Zwei Weiler Urkunden aus dem 14.Jahrhundert

kommentiert und übersetzt von Klaus Münzer

Franz J.Seiler erwähnt in seiner Zulassungsarbeit¹ zwei Urkunden des 14.Jahrhunderts aus dem Münchener Hauptstaatsarchiv, deren eine - vom 11.November 1374 - als Erstbeleg für die Pfarrkirche St.Mauritius gilt, während die zweite erstmals die Weiler Mühle erwähnt.

Die erste verbrieft den Verkauf von Grundstücken an das Gotteshaus St.Mauritius. Verkäufer sind Chunrad [Konrad] der Zwigel und seine Ehefrau Agnes aus dem Weil benachbarten Dorf Petzenhausen. Zwigel ist kein freier Bauer, da er die Zustimmung („Gunst und Willen“) seines Grundherrn benötigt, der den Brief (mit seinem Bruder) auch siegelt.

Dieser Grundherr, der Ritter Heinrich der Schmiecher, und sein Bruder Stephan gehörten zu einem damals bedeutenden Adelsgeschlecht: Heinrich und Stephan die Schmiecher waren Söhne Stephans des Schmiechers (+1353) und seiner 2. Frau Kunigunde. Sie hatten umfangreiche Besitzungen in ganz Südbayern (in den Gerichten Landsberg,

Dießen, Weilheim, Pähl, Wolfratshausen, Tölz, Aibling, Dachau und München). Stephan starb um 1390, Heinrich wohl 1398². Die Herrschaft Schmiechen kam um 1420 durch Heirat an die Gumpenberger, durch Kauf 1500 an Herzog Georg den Reichen von Bayern-Landshut, wird 1506 von Jakob Fugger dem Reichen gekauft und gelangt an die Linie der Fugger zu Kirchheim.

Die Urkunde bewahrt weiter frühere Flurnamen in der Gemarkung Weil: Die zwei Bifänge³, bei dem Zeil⁴, der Wegkinger, an der Schwabhauser Steig und auf dem Geren⁵.

Des weiteren nennt die Urkunde die damaligen Kirchenpfleger oder Kirchprobste: Paulus der Unfrid und Hermann, der Mann von Weil. Beide werden als „ehrbare Leute“ bezeichnet; die Bezeichnung „der Mann“ bei Hermann deutet auf ein Abhängigkeitsverhältnis hin, vielleicht vom Deutscherrenorden? Der erstgenannte Paulus der Unfrid wird übrigens in der zweiten Urkunde, vier Jahre später ausgestellt, als früherer Besitzer der Mühle in Weil genannt. Als Siegelzeuge tritt neben anderen „ehrbaren Leuten“ Heinz der Unfrid auf, sicher ein naher Verwandter des Paulus; auch Heinz der Unfrid wird in der zweiten Urkunde - neben einem weiteren, Konrad dem Unfrid - genannt.

¹ Seiler, Franz J.: Die Deutschordenshofmark Weil in der Kommende Blumenthal. Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens im Altreich, S.65f (Materialien zur Geschichte des Bayerischen Schwaben, H. 13) AV-Verlag Augsburg 1989

Kaufbrief von Grundstücken für St. Mauritius zu Weil vom 11.11.1374⁶

(Übersetzung:)

Ich Chunrad der Zwigel von Pöczenhausen und Ich Agnes sein eilechew wirtin vergehen und tun kunt öffentlich mit disem / brief allen den di in ansehent, lesent, oder horent lesen, Daz wir mit gueter vorbetrachtung, nach gunst, rat und willen aller unserer erben und besten frewnt und auch mit gunst und willen unsers rehten herren Her Hainrich dez Smiehers / dez ersamen Ritters, und her Stephans seines bruders und aller ir paider erben von schuld und not wegen di uns an ligend waren reht und redlich und auch chaufflich ze chaufen geben haben den erbern laüten Paulsen dem Unfrid / und Hermann dem man von Weyl, sand Mauriczen und dez Goczhauss da selben pflegern und Chirhbrobsten / an pfleger stat, sehs tagwerch grazz, die stozzent hin an gen Weyl auf den graben, und den garten, der da / haizzet der Weissin gart, und unsern aker der da haizzt der aker mit den zwain Pifangen, und den aker / hinter dem anger, und den aker pey dem zeil, und den aker der da haizzt der Wegkinger, und den aker ueber / Swabhauser steig und die zwey aeker auf dem geren. Disew guet mit allen nuczen rehten und diensten und / mit allew dew und dar zue gehoert an besuechtem und unbesuechtem nihcz aus genomen fuer reht zw aigen un-/ vogtbaerew freyew und unverchueummertew guet, gen aller maenclich, als wirs bis her in nucz und in gwer / gebraht, gaeozzen und gehabt haben, umb dreizzig pfunt gueter und gaeber Wirczburger pfenig, die wir berait / gar und ganz dar umb ein genomen und enpfangen haben, und die wir an unserer nucz und schuld gelegt / haben. Und habent uns die lieb und frewntschafft getan, daz wir und unser erben, oder wem wir daz / geben, verchafften, schafften oder lazzen, muegen vollen gwalt haben und reht, die vor genanten guet wider ze / chauffen, vor unser frawen tag ze lichtmezz der nu schierst chumt, uber drew iar die dar nach den cho-/ment, dez lesten iars, vierczehen tag vor unser frawen tag ze lichtmezz, oder vierczehen tag hin nach umb daz / gelt, da sis umb gechaufft habent, umb dreizzig pfunt gueter und gaeber pfennig, der muenzz und werung die denn / geng und gaeb ist In unserm land ze Oberrn Payrn on als geverd. Tuen wir dez niht, so seind si uns denn / nach der vorgeantanten frist chains widerchaffts mer schuld in chainer weys. Wir suellen in auch disew guet vertigen und / bestaeten fuer all ansprach und irrsalung die dar nach geschehen moecht mit gaistlichen oder mit weltlichen rehten / Und wuerd ez von yemant anspraech mit dem rehten, und man sogtan guet vertigen und bestaeten sol nach dez / landes reht und der grafschefft, da die guet innen gelegen sind, die selben ansprach und irrsalung suellen wir / in ledigen und entlosen on allen iren schaden unverzogenlich und alles rehten und widerred; Man sol auch / wizen an die vorgeantanten Chirchbröst, mir und meinen erben, die vorgeantanten guet verlihen haben die drew iar di / nach ein ander choement, von nu ze lichtmezz die nu schierst chumt, yedes iars da von ze zins und guelt / ze geben unverzogenlich auf sant Michels tag einen schoeffel roggen, Lantsperger mas gemains chorens / nach guelt reht, und auch zwen meczen oels in dem selben rehten, dreizzig schilling pfennig der muenzz die / denn geng und gaeb ist ze Lantsperg in der Stat. Taeten wir dez niht waz si denn dez schaden naemen /

Ich Konrad der Zwigel von Petzenhausen und ich, Agnes, seine eheliche Hausfrau, erklären für wahr und tun öffentlich kund mit diesem Brief allen denen, die ihn ansehen, lesen oder vorlesen hören, dass wir mit guter Überlegung, nach Gunst, Rat und Willen aller unserer Erben und nächsten Verwandten und auch mit Erlaubnis und Willen unseres rechten Herrn, Herrn Heinrich des Schmiechers, des ehrsamten Ritters, und Herrn Stephans seines Bruders und aller ihrer beider Erben wegen auf uns lastender Schulden und Not rechtmäßig und redlich und auch verkäuflich den ehrbaren Leuten Paulus dem Unfrid und Hermann, dem Lehensmann von Weil, als Pfleger und Kirchprobst an Pflegers statt von St.Moritz und des Gotteshauses daselbst, zu kaufen gegeben haben:

sechs Tagwerke Grasland, welche aufwärts gegen Weil auf den Graben und den Garten, welcher der Weissin Garten genannt wird, stoßen, und unseren Acker; welcher der Acker mit den zwei Bifängen heißt, und den Acker hinter dem Anger; und den Acker bei der Dornhecke, und den Acker der Wegkinger genannt, und den Acker überm Schwabhauser Weg und die zwei Äcker auf dem Geren:

Diese Güter mit allen Nutzen, Rechten und Lasten und mit all dem was dazugehört an genutztem und ungenutztem, nichts ausgenommen, [erklären wir] vor Recht [dem Gotteshaus] zu eigenem unvogtbaren, freien und ungeschmälernten Besitz gegenüber jedermann, wie wir ihn bisher in Nutzen und Besitz gebracht, genutzt und besessen haben, um 30 Pfund guter und gültiger Würzburger Pfennige, die wir bereits ganz und gar dafür eingenommen und empfangen und für unsere Bedürfnisse und Schulden verwendet haben.

Und [die Käufer] haben uns die Liebe und Freundschaft gewährt, dass wir und unsere Erben - oder wem wir das geben, verkaufen, vermachen oder überlassen - volle Gewalt und Recht haben dürfen, die vorgenannten Güter zurückzukaufen über drei Jahre, gerechnet vom bevorstehenden Mariä-Lichtmess-Tag bis zu Lichtmess des dritten Jahres, 14 Tage zuvor oder 14 Tage danach, für die gleiche Summe, wofür sie diese gekauft haben, nämlich 30 Pfund guter und gültiger Pfennig in der Münzsorte und Währung, die dann gang und gäbe ist in unserem Lande zu Oberbayern, ohne allen Eintrag. Täten wir das nicht, so seien sie uns dann, nach der genannten Frist, keinen Rückkauf mehr schuldig, in keiner Weise.

Wir sind auch verpflichtet, ihnen diese Güter zu beglaubigen und zu bestätigen gegen alle nachträglichen rechtlichen Ansprüche und Einsprüche, sei es nach geistlichen oder weltlichen Rechten. Und sollte es jemand gesetzlich beanspruchen und wolle man es nach des Landes und der Grafschaft Recht, darinnen die Güter liegen, ausfertigen und beglaubigen, dann sind wir verpflichtet, sie von diesen Ansprüchen und Einsprüchen zu entledigen und zu befreien, ohne jeden Schaden für sie, unverzüglich und ohne alles Rechten und allen Einwand.

Man soll auch wissen, dass die vorgenannten Kirchprobeste die vorgenannten Güter zu Lehen gegeben haben mir und meinen Erben für die 3 Jahre, die auf bevorstehende Lichtmess folgen, und dass wir jedes Jahr davon zu Zins und Gilt unverzüglich auf St.Michaels Tag einen Scheffel Roggen nach Landsberger Maß für gemeinsames Korn nach Giltrecht zu geben haben, und auch zwei Metzen Öl nach selbem Recht, dazu 30 Schilling Pfennig in der Münzsorte, die dann gang und gäbe ist zu Landsberg in der Stadt.

Täten wir das nicht: welcher Schaden ihnen dann daraus an Juden oder Christen entstünde, welcher Art der auch sei, den sie uns als berechtigt nachweisen können, den müssen wir ihnen

⁵ Ein Geren ist ein kürzeres Ackerbeet, das wie ein Keil zwischen zwei längeren liegt (Schmeller I, 930)

⁶ BayHStA Deutschordenskommende Blumenthal Urkunde 31

² Hubert u. Gabriele Raab: Schmiechen und Unterbergen. Geschichte zweier Orte im Landkreis Aichach-Friedberg. Schmiechen-Unterbergen 1988, Band I, S. 69-72. Die obige Urkunde war den Verfassern dieses Buches übrigens noch nicht bekannt.

³ Ein Bifang entsteht durch das wiederholte Hin- und Herpflügen durch das Streichbrett nach der Feldmitte hin, so dass der Acker in der Mitte höher ist als an den Rändern; auch Hochacker genannt. Ein Acker mit zwei Bifängen hätte dann in der Feldmitte eine breite Furche. (Vgl. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch I, 728f)

⁴ Zeil, der oder das (schwäb.) Dornbusch, Dornhecke (Schmeller II, 1112)

an Juden oder an Cristen wie der genannt waer den suellen wir in genczlich und gar ausrihten und abtuen / on all widerred, den si geweisen moehten als reht waer. Dez ze urchund und zue einer sicherhait, daz daz / mit willen und gunst sey geschehen, dezz ersamen und vesten Ritters her Hainrich dez Smiehers, seines brueders / und ir bayder erben. Dar umb geben wir disen brief besiegelten, mit her Hainrich des Smiehers unsers rehten / herren insigel und mit seins brueders herr Stephans insigel, die baidew offentlich dar an hangent. Dar under ver-/binten wir uns mit unsern trewen. Dez sind zewgen Haincz Unfrid und Ott Flaischckel, und Michel Pucz / und anderer erberer laeut genueg. Daz geschach nach Cristes geburt drewczehen hundert jar, und in dem / vier und Sibenzigosten jar, an sant Marteins tag

ganz und gar beheben und gutmachen ohne jeden Einwand.

Dessen zu Urkund und zur Versicherung, dass dies aus freiem Willen und mit Einwilligung des ehrsamten und festen Ritters Herrn Heinrich des Schmiechers, seines Bruders und ihrer beider Erben geschehen sei, geben wir diesen Brief, besiegelt mit Herrn Heinrich des Schmiechers, unseres rechten Herren Siegel und mit seines Bruders, Herrn Stephans Siegel, die beide offen daran hängen. Dazu verbinden wir uns mit unserer Treuepflicht.

Dessen sind Zeugen Heinz Unfrid und Ott Flaischckel und Michel Putz und viele andere ehrbare Leute.

Das geschah nach Christi Geburt dreizehnhundert Jahre und in dem vierundsiebzigsten Jahr an Sankt Martins Tag (= 11. November 1374)

Die zweite Urkunde, vier Jahre später ausgestellt, gibt ein anschauliches Bild davon, wie noch im 14. Jahrhundert ein Streit um Besitztümer ausgetragen werden konnte: mit blutiger Fehde. Es geht um den oben erwähnten Paulus den Unfrid, der offenbar die Mühle von Weil besaß oder deren Besitz beansprucht hatte. Jedenfalls wurde er - wohl auf Veranlassung des Komturs des Deutschritterordens - gefangen genommen. Darauf überfiel sein Vetter Heinrich Onbruch mit seinen Genossen die Pfarrei des Deutschen Ordens zu Weil, brannte die Gebäude des Pfarrers und dessen Bruders, des Halbedel, nieder, verstümmelten ihr Vieh oder stachen es ab.

Diese „stoezz, krieg und auflaeuff“ zwischen dem Vetter des Paulus Unfrid und dem Deutschen Orden werden nun von einem Schiedsgericht in Augsburg entschieden. Schiedsleute sind der Ammann Ulrich der Lang, der Augsburger Bürger Ulrich der Spaun und der zu Weil sesshafte

Konrad Kanvil. Die Urkunde bekräftigen mit ihren Siegeln der damalige Vogt zu Augsburg, Ritter Ott der Greiff, der Ammann Ulrich der Lang und die Augsburger Bürger Ulrich der Spaun und Bartholomäus der Ziegler. Da die beiden Bürger ebenfalls mit eigenem Siegel die Urkunde bestätigen, müssen sie angesehene Augsburger gewesen sein.

Eine solche Frieden stiftende Urkunde nannte man einen Quittbrief (von lateinisch „quietus“, d.h. beruhigt, befriedigt)⁷. Zunächst sichert Heinrich Onbruch zu, dass weder er noch seine Erben in der Gemarkung des Deutschen Ordens zu Weil weder begütert noch sesshaft werden dürfen und die Streitsache nie mehr aufgreifen werden. Dann bekennt Paulus der Unfrid für wahr, dass er, seine Ehefrau und Tochter die Mühle zu Weil frei und ledig an den Orden übergeben werden und alle Urkunden, die er über die Mühle habe, künftig ungültig und ohne Rechtskraft sein sollen.

Quittbrief von Heinrich Onbruch und Abtretung der Mühle zu Weil durch Paul den Unfrid an den Komtur des Deutschen Ritterordens zu Blumenthal, Marquart den Zollner vom Rotenstein vom 21. Juni 1378⁸

Ich Hainrich Onbruch Bechenn vnd vergich offentlichen mit dem brief für mich vnd für all min erben daz ich vnd all / min Helfer vnverschaidenlichen vertedingt verriht vnd frewnleichen verschaiden syen gar vnd genczlichen uf ain / ganczes end Mit dem Ersamen weisen herren herrn Marquarten dem Zollner von dem Rotenstein zu den zeiten Comentewr / zu plumental vnd allen sinen nachkomenn vnd mit dem Taetschen Orden gemainleichen vnd mit allen seinen Laewten / vmb alle die stözz krieg vnd auflaeuff die sich zwischen In vnd den iren vnd min vnd aller miner helfer bizz uf disen hiutigen / tag verlauffen habent, Ez sey von brandez wegen den ich dem pfarrer von weil vnd sinem bruder dem Halbedel getan haun un / In ir vich gestümmelt vnd erstochen haun oder wie sich die sach allew verlauffen hat mit wider bot mit dro vnd mit allen sachen / daz ich vnd min helfer wider den Taewtschen Orden getaun haben von der vanknuzz wegen die geschehen ist an minem lieben / vettern Paulsen dem Vnfrid dez syen wir nach rat der erbern laewt die her nach geschribn stent lieplich vnd frewnlich ver/riht vnd versunet uf ain ganczes end Mit sogtaner

(Übersetzung:)

Ich Heinrich Onbruch bekenne und erkläre öffentlich für wahr mit diesem Brief für mich und alle meine Erben, dass ich und alle meine Beiständer insgesamt übereingekommen sind und uns freundschaftlich schiedsrichterlich verglichen haben ganz und gar und endgültig: mit dem ehrsamten weisen Herrn, Herrn Marquart dem Zollner von dem Rotenstein, derzeit Komtur zu Blumenthal, und allen seinen Nachfolgern, und auch mit dem Deutschen Orden allgemein und allen seinen Leuten wegen aller Zwietracht, Fehden und Zusammenstöße, die sich zwischen ihm und den Seinen und mir und allen meinen Beiständern bis auf diesen heutigen Tag ereignet haben: so meine Brandlegung beim Pfarrer von Weil und seinem Bruder, dem Halbedel, und wie ich ihr Vieh verstümmelt und abgestochen habe, oder was alles geschehen ist mit Fehde, mit Drohung und mit allem, was ich und meine Helfer gegen den Deutschen Orden unternommen haben wegen der Gefangennahme meines lieben Veters Paul des Unfrids. Deshalb haben wir uns nach Rat der ehrbaren Leute, die hernach geschrieben stehen, liebreich und freundschaftlich endgültig verständigt und ausgesöhnt; und zwar mit solcher Zusicherung, dass ich in ihrer Gemarkung zu Weil künftighin weder begütert noch sesshaft werden darf, und ich darf auch keine vergangene Streitsache auf keine Weise wieder aufgreifen. Zu solchem darf weder ich noch einer meiner Erben weder mit dem Orden noch mit seinen Leuten, noch seinen Besitzungen, sie seien geistlicher oder weltlicher Art, eine Sache ohne Recht nimmermehr weder anordnen noch befehlen noch betreiben. Ich und alle meine Erben sollen vielmehr Recht fordern und

⁷ Zwei solche „Quittbriefe“ aus dem 14. Jahrhundert verzeichnet z.B. das Rechtbuch der Stadt Landsberg: 1354 schlichtet Herzog Ludwig der Brandenburger wegen der „stöß und auflewff“ der Landsberger Bürger gegen den herzoglichen Pfleger Hilpolt vom Stein zwischen den streitenden Parteien; ebenso 1383 Herzog Johann, als ein Auflauf der Landsberger Bürger den Pfleger und Vizthum Otto den Pienzenauer auf der Landsberger Burg bedroht hatte. (Rechtbuch fol.102 u.109)

⁸ BayHStA Deutschordenskommende Blumenthal Urkunde 32

beschaidenheit Daz ich in irer Ehaft zu weyl fürbazz nimmer sedelhaft / noch wonhaft werden sol vnd sol auch kain vergangen sach nimmermer geaefern in kaynerlay weis Dar zu sol ich noch kain / min erb Mit dem Orden noch mit seinen Laewten noch guten si sein gaistlich oder weltlich kaynerlay sach on reht nimmermer / ze schicken noch ze schaffen haben noch handeln Ich süll all zeit vnd all min erben reht vordern vnd meinen an der stat da si ez / pillleich tun sullen vmb welcherlay sach daz waer.

Ich Pauls der Vnfrid vergich vnd bekenn offenleichen mit dem brief daz ich / min hausfraw vnd auch min Tohter dem obgenanten Chomentaewr vnd sinen nachkomenn ieczund vnverzogenleich die Mül ze Weyl / mit allen zu gehörden ledig vnd loz aufgegeben haben vnd verzeihen vnz aller der reht die wir daran gehabt haben oder wanten / ze haben vnd süllen auch alle brief die wir dar uber gehabt haben fürbaz tot sein vnd wider disen gagenwurtigen brief kain / kraft niht haben in k[ain] weis. Si mügen auch die selben Mül nu fürbazz lauzzen oder geben wem si wellen vnd wem si si lauzzent / oder gebent Den sull[en n]och wellen wir daran niht irren engen laidigen noch beswaern in kain weis weder wir noch anders niemer / von vnsern wegen Ich sol auch in der Ehaft zu Weyl fürbazz nimmer mer Sedelhaft noch wonhaft werden alz ich daz auch vormales / mit gelerten worten versworn haun noch kain sache on reht ewicleichen wider den Orden noch wider kaynen den seinen Gaistlichen / noch weltleichen nimmermer gehandelt noch getun in kayn weis weder ich noch kain min erb, noch niemand anders von unsern(?) wegen / wie der genant möht sein vnd süllen vmb alle sache reht vordern vnd meinen an der stat da si ez pillichen tun süllen vnd disew [hier?] / geschribenn sache alz si von wort zu wort begriffen ist, Dez haun ich vorgegant Hainrich Onbruch vnd ich vorgeganter Pauls der Vnfrid / vnd ich Hainrich vnd ich Chunrat die Vnfrid vnser ieclicher einen gelerten gegebenn ayd mit aufgebottenn vingern gesworn zu / den hailigen Ob der obgeschribenn pund vnd artickel yendert kainer übervarn würd in welcher mauzz daz beschaech von vns vnsern / erben oder von anders iemant von unsern wegen, wie der genant waer, So seyden wir fürbazz prüchig, trewlos Erlös vnd übersagt / Laewt, vnd wo man unz an kumpt da sol vnser kaynen schirmen noch sichern altew noch newr freyung, noch gewaltiger herren noch / frawen brief noch bet, noch kayner sicherheit süllen wir niht geniezzen wo wir begriffen werden Vnd daz wir vorgegannten vier dicz allez / fürbazz stet haltent vnd laistent syen dez geben wir dem obgenanten herren herrn Marquarten dem Zollner von dem Rotenstain Comentewr zu / Plumental vnd allen synen nachkomen den brief versigelt vnd gevestent mit dez vesten Ritters Herrn Otten dez Greiffen ze disen zeiten / vogt ze Auspurg, mit Vlrichen dez Langen Ammans, mit Vlrichen dez Spauns vnd mit Bartholome dez Zieglers Insigeln burger ze Au-/spurg, die si all durch vnser fleizzig bet dar an gehenkt haund In selber aun schaden newer der sach zu ainer wauren zewknuzz, dar vnder wir / vnz binden mit vnsern trewen stet ze halten vnd ze laisten allez daz da vor von vnz geschriben stat wan wir aigner Insigel niht enhaben / vnd wir die vorgegannten Ich Ott der Greiff, ich Vlrich der Lang Amman, ich Vlrich der Spaun vnd ich Bartholome der Ziegler veriehen auch / an dem brief, daz die obgeschribenen sach vor vnz also beschehen sint vnd haben dez ze vrkund vnser ieclicher besunder sein Insigel an den brief / gehenket vnz vnd vnsern erben aun allen schaden nwr der sach zu ainer wauren ziuknuzz dez sint schidlaewt vnd tedinger gewesen die vorgegannten / Vlrich der Lang Amman, Vlrich der Spaun, vnd Chunrat Kanvil[?] ze Weyl gesezzen Daz geschach vnd ist der brief geben do man zalt / nach Christi geburt Driuzehen hundert Jar vnd in dem Aht vnd Sibenczigosten iar an dem nächsten Montag nach sant Veitstag.

suchen an der Stelle, wo wir es rechtmäßig tun sollen, worum es sich auch handeln mag .

Ich Paulus der Unfrid erkläre für wahr und bekenne öffentlich mit diesem Brief dem obengenannten Komtur und seinen Nachfolgern, dass ich, meine Ehefrau und auch meine Tochter jetzt unverzüglich die Mühle zu Weil mit allen Zugehörden frei und ledig gegeben haben und auf alle Rechte verzichten, die wir auf sie gehabt haben oder zu haben glaubten. Und es sollen auch alle Briefe, die wir über sie gehabt haben, künftighin ungültig sein und gegen diesen gegenwärtigen Brief keine Rechtskraft haben, in keiner Weise. Sie [der Komtur und seine Nachfolger] dürfen auch diese Mühle von nun an überlassen oder übergeben wem sie wollen; und wem sie sie überlassen oder übergeben, den dürfen und wollen wir in seinen Rechten in keiner Weise weder stören, einschränken, verletzen noch belästigen, weder wir noch jemand anders in unserem Auftrag. Ich darf auch in der Gemarkung zu Weil künftig nimmermehr begütert oder sesshaft werden, wie ich das auch zuvor mit gelehrten Worten [- in juristischen Formeln?] versichert habe, und ewiglich keine Rechtssache ohne Recht gegen den Orden oder seine Geistlichen oder weltlichen Leute nimmermehr anstrengen noch betreiben in keiner Weise, weder ich noch einer meiner Erben, noch jemand anderer in unserem Auftrag, wie der auch genannt sein möge: Und sie sollen um alle Streitsachen Recht fordern und suchen an der Stelle, wo sie es rechtmäßig tun sollen.

Und auf diese hier beschriebene Rechtssache, wie sie Wort für Wort zu verstehen ist, auf die habe ich vorgegannter Hainrich Onbruch und ich vorgegannter Paulus der Unfrid, und ich Hainrich und ich Konrad die Unfride, jeglicher von uns einen rechtsgültig vorgeschriebenen Eid mit erhobenen Fingern zu den Heiligen geschworen, dass, wenn irgendeiner der obengeschriebenen Punkte und Artikel übertreten würde, in welchem Maße das auch geschähe durch uns, unsere Erben oder durch jemand anderen in unserem Auftrag, wie der auch genannt sei, so sollen wir von da an für wortbrüchige, ehrlose und überführte Leute gelten, und wo man gegen uns auftritt, da sollen keinen von uns alte oder neue Privilegien, noch mächtiger Herren oder Frauen Briefe oder Fürbitten schützen und sichern, und keine Sicherheit sollen wir genießen, wo wir auch angetroffen werden.

Und dass wir vier Vorgenannten dies alles künftig beständig halten und leisten werden, dafür geben wir dem obengenannten Herrn, Herrn Marquart dem Zollner von dem Rotenstein, Komtur zu Blumenthal, und allen seinen Nachfolgern diesen Brief, versiegelt und bekräftigt mit des ehrenfesten Ritters Herrn Ott des Greiffen, derzeit Vogt zu Augsburg, mit des Ammanns Ulrich des Langen, mit Ulrich des Spauns und mit Bartholomäus des Zieglers, Bürgern zu Augsburg, Siegel, die sie alle wegen unseres fleißigen Bittens daran gehängt haben, Ihnen selbst nicht zum Schaden, nur der Rechtssache zu einem wahren Zeugnis, worunter wir uns verbinden mit unserer Treue, stets zu halten und zu leisten all das, was davor von uns geschrieben steht, weil wir ein eigenes Siegel nicht besitzen.

Und wir, die Vorgenannten: ich Ott der Greiff, ich Ulrich der Lang, Ammann, ich Ulrich der Spaun und ich Bartholomäus der Ziegler versichern auch mit diesem Brief, dass die oben geschriebenen Sachen vor uns so geschehen sind, und wir haben dessen zur Urkund, jeder für sich, sein Siegel an diesen Brief gehängt, uns und unseren Erben nicht zum Schaden, nur der Sache zu einem wahren Zeugnis; dafür sind Schiedsleute und Sachwalter gewesen die vorgegannten Ulrich der Lang, Ammann, Ulrich der Spaun, und Konrad Kanvil, der zu Weil sesshaft ist.

Das geschah und der Brief ist ausgestellt, als man zählt nach Christi Geburt dreizehnhundert Jahre, und in dem achtundsiebzigsten Jahr an dem auf den St. Veitstag folgenden Montag. (= 21. Juni 1378)

Mensch und Moor Entstehung und Nutzung der Moore im Landkreis Landsberg

von Walter Meier

Wie die Moore entstanden sind

Moore leben vom Wasser. Überall da, wo Wasser im Überfluss vorhanden ist, können Moore entstehen. Das Alpenvorland ist daher ein typisches Moorland. Am moorreichsten ist hier die von den Gletschern der letzten Eiszeit geformte Jungmoränenlandschaft, an der der Landkreis im Süden und Südosten im Bereich des ehemaligen Ammerseegletschers beteiligt ist. Unsere Moore entstanden nach dem Abschmelzen der Alpengletscher vor etwa 10 000 – 12 000 Jahren aus der Verlandung von Staumulden, Toteiskesseln und flachen Seebecken wie am Nord- und Südeinde des Ammersees. Hochmoore entwickelten sich dort, wo sich im höheren Alpenvorland bei den besonders reichlich fallenden Niederschlägen die Niedermoore durch starkes Torfmooswachstum uhrglasförmig aus dem Grundwasser herauswölbten und im Zentrum meist eine baumfreie Hochmoorweite ausbildeten. Extreme Nährstoffarmut in der Torfschicht war die Folge. Da ihre Existenz ausschließlich vom Regenwasser abhängt, werden diese Moore auch als Regenmoore bezeichnet. Zwischen Hochmoor und Niedermoor gibt es verschiedene Zwischen- und Übergangsformen. Die Moore spielen eine unverzichtbare Rolle im globalen Stoff- und Wasserkreislauf. Als „ökologische Senken“ im Sinne der Agenda 21 der Konferenz von Rio 1992 speichern intakte Moore große Mengen Wasser und Kohlendioxid (CO₂). Im Altbayerischen werden Hochmoore auch „Filzen“ genannt. Der jährliche Torfzuwachs beträgt im Durchschnitt nur etwa einen Millimeter, aber über die Jahrtausende haben sich oft mehrere Meter dicke Torflager gebildet. Torfbildner sind im Hochmoor unvollständig zersetzte Torfmoosarten (z.B. Sphagnum magellanicum). Insgesamt gibt es im Landkreis heute noch über 30 größere Moore. Die Hoch- und Übergangsmoore konzentrieren sich auf den Raum Thaining/Rott, wo die durchschnittliche Jahresniederschlagsmenge bereits 1000 mm überschreitet: Dettenhofer Filz, Tannerfilz, Ochsenfilz, Erlwiesfilz, Kaltenbachfilz usw. Diese Filzen hatten vor dem Eingreifen des Menschen bis auf das Breite Moos wohl keine baumfreie Hochmoorweite, sondern trugen eine lichte Bestockung aus Spirken (Baumform der Latsche), die heute nur mehr als Restbestände anzutreffen sind.

Moorspezialisten unter den Pflanzen und Tieren

Da unsere Niedermoore stets aus der Verlandung eines stehenden, nährstoffreichen Gewässers entstanden sind, ist die Zusammensetzung der Pflanzendecke in diesem Moortyp eng mit dem Stadium des Verlandungsvorgangs (Sukzession) verbunden, an dessen Ende von Natur aus eine Feuchtwald-Gesellschaft stehen würde. In Gewässernähe überwiegt meist noch das Schilfröhricht. In den großen Verlandungsmooren wie im Ampermoos herrschen heute artenreiche Kleinschilfgesellschaften vor. Bei fortschreitender Sukzession kommt auch Weiden-Faulbaumgebüsch und Erlenbruchwald auf. Die meisten Niedermoore wurden früher extensiv als Streuwiesen zur Gewinnung von Stalleinstreu genutzt. Dadurch haben sich dort oft blumenreiche Feuchtwiesen mit Enzian- und Orchideenarten, Mehlprimel, Sibirischer Schwertlilie usw. entwickelt. Die Vegetation

ungestörter Hochmoore ist wegen der Nährstoffarmut und des sauren Milieus wesentlich artenärmer. An diese Standortbedingungen sind nur wenige spezialisierte Pflanzenarten angepasst, u.a. Zwergsträucher wie Rosmarinheide, Rauschbeere, Moosbeere und Heidekraut. Ihr großflächiges Auftreten ist ein untrügliches Zeichen für eine Störung des natürlichen Moorwasserhaushalts durch Entwässerungsmaßnahmen. Das gilt besonders dann, wenn das rosa blühende Heidekraut stärker beteiligt ist. Man spricht dann von der Hochmoorverheidung. Weitere typische Vertreter der Hochmoorvegetation sind der Sonnentau, ein Paradebeispiel für eine „fleischfressende“ Pflanze in Mitteleuropa: von den Drüsenhaaren („Tentakeln“) der Blattrosetten angelegte Kleininsekten bleiben kleben und werden schließlich verdaut.

Auch bei der Tierwelt gibt es deutliche Unterschiede zwischen Niedermoor und Hochmoor. Durch die artenreiche Vegetation ist die Tierartenzusammensetzung in den Niedermooren ebenso meist sehr vielfältig. Wissenschaftlich gut untersucht ist vor allem die Vogelfauna mit vielen selten gewordenen und in ihrem Bestand gefährdeten Vertretern wie Rohrdommel, Blaukehlchen oder den Wiesenbrütern mit dem Großen Brachvogel und der Bekassine. Die Hochmoorfauna ist wesentlich artenärmer und hochspezialisiert. Bekannte Vertreter sind gerade auch im Landkreis Landsberg die Hochmoor-Schmetterlingsarten mit ebenfalls stark gefährdeten Arten wie Hochmoorgelbling oder Blauschillernder Feuerfalter. Die Warnung vor Kreuzottern in den Hochmooren ist durchaus berechtigt, denn diese Schlangenart ist ebenfalls ein typischer Vertreter dieser Moore.

Moorgeister und Torfstecher

Das Moor ist ein schwankender Boden, der vom Menschen lange Zeit gemieden wurde oder als nicht nutzbar galt. Große unwegsame Moore waren gefürchtet. Sie zu betreten galt als gefährlich. Leicht konnte man sich verirren oder „Moorgeistern“ in die Hände fallen. Moore haben von jeher die Fantasie angeregt und den Stoff für Romane und Kriminalfilme geliefert. Mancher erinnert sich da auch an das Gedicht von Droste-Hülshoff „O, schaurig ist's übers Moor zu gehen....“ Die Torfnutzung als Brennmaterial ist aber schon mindestens seit Beginn der Bronzezeit bekannt. Auch wurden zu allen Zeiten Moore von Wegen durchquert, z.B. auch durch die Römer mit Hilfe von quer liegenden Bohlen, auf die man beim Torfstechen im Alpenvorland immer wieder gestoßen ist. Als Wirtschaftsfaktor hat sich die Nutzung aber erst seit 150 bis 200 Jahren bestandsgefährdend auf die Moore ausgewirkt. Die systematische Erschließung und Nutzung der Moore begann in Bayern vor etwa 200 Jahren, als Kurfürst Karl Theodor die Anweisung gab, das Donaumoores im heutigen Landkreis Neuburg-Schrobenhausen für die landwirtschaftliche Nutzung zu entwässern. Im Landkreis Landsberg fällt in diese Zeit die Ablösung der Allmendewirtschaft in den Mooren (z.B. Kaltenbachfilz). Viele Moore im bayerischen Alpenvorland wurden bis ins 19. Jahrhundert im Rahmen dieser Bewirtschaftungsform als Trift- und Hutweide genutzt. Im Zuge einer Agrarreform (in Süddeutschland 2. Hälfte 18. bis Ende 19. Jh.) verteilte man

die Allmenden an die berechtigten Bauern oder sie gingen in Gemeindegut über. Der Besitzübergang auf die Bauern war auch eine wichtige Voraussetzung für die Torfausbeute in bäuerlichen Torfstichen. Dieser Zeitpunkt liegt z.B. im Kaltenbachfilz bei Rott um 1805. Mit dem Torfabbau wurde in diesem Moor laut Ortschronik der Gemeinde Rott aber erst 40 bis 50 Jahre später begonnen. Der gestochene Torf wurde nicht nur für den privaten Hausbrand, sondern auch als Stalleinstreu verwendet oder er wurde verkauft. Torf verfeuerte man in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in großem Umfang auch als Heizmaterial für Lokomotiven. Darauf weist z.B. der in einem Lageplan des Bahnhofs Kaufering aus dem Jahr 1900 enthaltene „Torfschuppen“ hin. Dass solcher Torf auch aus Mooren unseres Landkreises stammte, ist nicht bekannt, aber eher unwahrscheinlich. Ein Schwerpunkt der Torfgewinnung für die Königl. Bayer. Eisenbahnen war z.B. die Moorkolonie Großkarolinenfeld im Raum Rosenheim.

Torfabbau lange gesetzlich vorgeschrieben

Der Höhepunkt der (tragischen) Geschichte der Moorkultivierung wurde Anfang der 20er Jahre des letzten Jahrhunderts erreicht, da man nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg im Rahmen der „Inneren Kolonisation“ sogenanntes „Ödland“, zu dem insbesondere die Moore gerechnet wurden, verstärkt kultivierte. Nach Inkrafttreten des „Gesetzes über die Torfwirtschaft“ von 1920, das erst 1981 aufgehoben wurde, erlebte der Torfabbau eine starke Intensivierung. Dieses Gesetz bildete auch die Grundlage für die Moorausbeute in Torfwerken. Davon gab es bis nach dem Zweiten Weltkrieg in Bayern über 120. Aus dem Landkreis ist nur ein Torfwerk im Wieswaldfilz bekannt. Ein weiteres Gesetz, das zur Zerstörung von Mooren beitrug, war das „Ödlandgesetz“ von 1923, das die planmäßige Kultivierung und Umwandlung von großen Niedermooren in landwirtschaftliche Nutzflächen förderte. Wesentlichen Anteil an der Inkulturnahme der Niedermoore im Raum Geltendorf / Eresing (Pflaumdorfer Moos, Emminger Moos) hatte das 1884/86 gegründete Benediktinerkloster St. Ottilien. Die Staatsforstverwaltung hat in ihren Staatswald-Mooren (Dettenhofer Filz, Ochsenfilz, etc.), die vor der Säkularisation wohl zum Besitz des Klosters Wessobrunn gehörten, offensichtlich keinen Torf abgebaut. Vielmehr wurden diese Moore unter dem Druck der o.g. Gesetze für eine forstwirtschaftliche Nutzung entwässert, so dass sich in diesen Spirkenhochmooren die Fichte stark ausbreiten konnte. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden aber einzelne Moore im Bayerischen Forst vorübergehend für Abbauzwecke an Dritte, z.B. an die Stadt Landsberg, verpachtet (Torfwerk im Wieswaldfilz). In dieser Notzeit erlebte auch der bäuerliche Torfabbau als Brennstofflieferant durch rigorosen Vollzug des Gesetzes über die Torfwirtschaft einen letzten Höhepunkt (z.B. Filzwiesen bei Thaining).

Man kann davon ausgehen, dass gut die Hälfte der Landkreis-Moore vom Torfabbau betroffen war, zumindest gilt das für die „Filzen“, zumal bevorzugt Hochmoore mit bäuerlicher Torfgewinnung im Altbayerischen so genannt werden. Torf wurde im Landkreis aber auch in weiter nördlich gelegenen Niedermooren gestochen (Pflaumdorfer Moos und Wasenmoos an der Singold westlich von Oberigling). In älteren Topographischen Karten (TK) sind die ehemaligen Torfstiche als Signatur noch enthalten, wie z.B. in der TK 25, Nr. 8031, Ausgabe 1956. Das Torfstechen, im Lechraindialekt auch „Wäsastecha“ genannt, kam oft erst in den 70er oder 80er Jahren des 20. Jahrhunderts zum Erliegen (Kaltenbachfilz, Pflaumdorfer Moos und Wasenmoos). Abgesehen von teilweise noch erhaltenen ehemaligen Stichtanten der letzten Torfstecher sind die alten Torfstiche im

Gelände kaum noch zu erkennen, da sie seit Ende des Torfabbaus von der Natur zurück erobert werden. Nur die langsam verfallenden Moorhütten, in denen man die gestochenen Torfsoden („Wäsa“) zum Trocknen stapelte, geben hier und da noch Zeugnis von einer fast vergessenen bäuerlichen Tradition. Im Rotter Heimatbuch hat ihr der Ortschronist Jakob Hirschauer ein eigenes Kapitel mit anschaulichen Fotos gewidmet.

Schutzwürdige Lebensräume

Für die Zeit von Karl Theodor wird die Gesamtmoorfläche in Bayern auf 200 000 ha geschätzt, heute sind es noch höchstens 120 000 ha oder 60 %. Zahlen für den Landkreis Landsberg gibt es nicht, aber die bayerische Verhältniszahl dürfte auch für unseren Landkreis zutreffen. Die Moorkultivierung gehört zum Glück der Vergangenheit an. Die allgemeine Trendwende setzte zu Beginn des Zweiten Weltkriegs ein. In Bayern wurden damals die ersten Naturschutzgebiete ausgewiesen, unter ihnen hauptsächlich Moore. Auch die zwei ersten Naturschutzgebiete im Landkreis Landsberg, nämlich das NSG „Erlwiesfilz“ und das NSG „Dettenhofer Filz und Hälsle“, beide 1952 ausgewiesenen, dienen dem Moorschutz. Galt es besonders nach dem Ersten Weltkrieg als Kulturleistung, Mooröderland in intensive Nutzung zu nehmen, ist es heute einer breiten Öffentlichkeit gut zu vermitteln, die Natur in den Mooren um ihrer selbst willen zu schützen, gerade auch weil sich durch die Grundlagenforschung im Naturschutz die Erkenntnis durchgesetzt hat, dass die Moore zu den wertvollsten naturnahen Lebensräumen unserer Kulturlandschaft gehören. Außerdem sind sie unverwechselbare Merkmale des Landschaftsbildes im schwäbisch-oberbayerischen Alpenvorland. Aufschluss über die naturschutzfachliche Wertigkeit der Moore und ihrer Lebensgemeinschaften, aber auch über Beeinträchtigungen durch die Nutzung, gibt die Biotop- und Artenschutzkartierung des Bayer. Landesamts für Umweltschutz. Die Biotopkartierung wurde im Landkreis Landsberg überwiegend in den Jahren 1990/1993 durchgeführt und hat insgesamt ca. 550 Moorbiootope mit einer Gesamtfläche von ca. 640 ha ergeben. Abgesehen von den international bedeutsamen Feuchtgebietsschwerpunkten Ampermoos und Ammersee-Südufer mit ihren artenreichen Streuwiesen und dem Vorkommen einer artenreichen Feuchtgebiets-Vogelfauna ist besonders der südliche Landkreis Landsberg mit den Filzen im Raum Rott/Thaining reich an überregional, ja sogar landesweit bedeutsamen Moorkomplexen einschließlich einer z.T. einzigartigen Schmetterlings- und Libellenfauna.

Moore als Inventare der Landschaftsgeschichte

Bedeutung haben die Moore nicht nur für den Naturschutz, sondern auch für die Erforschung der Landschaftsgeschichte. Sie sind wegen der im Torf über Jahrtausende erhaltenen Baum- und Kräuterpollen unersetzliche Archive für die Veränderung der Vegetationsentwicklung seit Ende der letzten Eiszeit sowie für die Siedlungsgeschichte seit Beginn der Kultivierung unserer Landschaft durch die jungsteinzeitlichen Ackerbauern vor ca. 6 000 Jahren. Außerdem ist der Moorschutz ein wichtiger Beitrag zur Archäologie, da in wassergesättigtem Torf organische Siedlungsspuren wie Holz und Überreste von Nutzpflanzen konserviert sein können. Einem kleinen Talmoor am Loosbach bei Pestenacker ist es z.B. zu verdanken, dass dort Archäologen des Bayer. Landesamts für Denkmalpflege gut erhaltene Spuren einer jungsteinzeitlichen Siedlung ergraben konnten.



*Bäuerlicher Torfabbau im Kaltenbachfilz
nach dem Zweiten Weltkrieg*

Beispiele für die Moornutzung im Landkreis Landsberg

Die aktuelle Vegetation in unseren Mooren unterscheidet sich oft deutlich vom ursprünglichen Zustand. In den ehemaligen Torfstichen sind Weiden-Faulbaumgebüsche und sekundäre Birkenbruchwälder eingewandert. Die ehemaligen Streuwiesen walden rasch zu, wenn sie nicht durch Pflegemaßnahmen offen gehalten werden. Mit Pflegemaßnahmen alleine ist es meist nicht getan. Eine zielführende Moornaturierung mit einem ganzheitlichen Ansatz im Sinne der „Agenda 21“ ist meist nur über eine dauerhafte Wiedervernässung möglich. Dies ist wegen der meist starken Besitzersplitterung in den Mooren ein langwieriger Prozess und nicht überall zu erreichen. Im Landkreis Landsberg gibt es auf dem Gebiet des Moorschutzes und der Moorentwicklung bereits eine Vielzahl erfolgreicher Aktivitäten bis hin zur Wiedervernässung. Durchführende Stellen sind die Naturschutzbehörden, die Staatsforstverwaltung, Naturschutzverbände wie Bund Naturschutz und Landesbund für Vogelschutz sowie Schutz- und Arbeitsgemeinschaften. Schwerpunktgebiete dieser Aktivitäten sind das Ampermoos, das Ammersee-Südufer, die Hochmoore im südlichen Landkreis und im *Pflaumdorfer Moos*.

Kultivierung des Pflaumdorfer Mooses

Die Nutzungsgeschichte des Pflaumdorfer Mooses ist eng mit dem Kloster der Missionsbenediktiner in St. Ottilien südlich von Geltendorf verbunden, das sich ab 1886 um das Schloss Emming entwickelte. Die Mönche konnten nach und nach das heruntergewirtschaftete Schlossgut und auch bäuerlichen Grund erwerben und den Grundbesitz bis 1919 auf ca. 230 ha ausdehnen. Ein großer Teil des erworbenen

Landes (ca. 42 %) bestand aus „sauerem Wiesen“ im Emminger Moos und im Pflaumdorfer Moos. Entsprechend der Devise des Ordensgründers Benedikt „Ora et labora“ sowie dem Charakter der Wirtschaftsführung eines Benediktinerklosters an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert war das Augenmerk der Mönche von Anfang an auf die Kultivierung der beiden Mooregebiete gerichtet. Beschrieben ist diese in einer Abhandlung über die Kulturtätigkeit der Benediktiner von St. Ottilien im Zusammenhang mit der Landbeschaffung für die „Innere Kolonisation“ in Deutschland nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg (KLEIN 1923).

Ziel der Klosterökonomie war es nach KLEIN unter anderem, die Viehwirtschaft auszubauen. Dazu bedurfte es einer möglichst leistungsfähigen Grünlandwirtschaft. Im neuen Kloster- und Kirchenführer (2000) heißt es wörtlich: „Das Moor im Süden des Klosters und der Geltendorfer Weiher wurden trockengelegt und in Grünland verwandelt“. Die von den Mönchen übernommenen Grundstücke waren einmündig und größtenteils versumpft. Schon Anfang der 1890er Jahre wurde daher der Entschluss gefasst, die beiden Moore im Süden und im Norden des Klosters in Wiesen umzuwandeln. In den ersten Jahren nach der Klostergründung musste sich die Kulturtätigkeit aus finanziellen Gründen (der Bau der Klostergebäude verschlang große Summen) auf das „Notwendigste“ beschränken. Den Anfang machten die Mönche 1890 im Pflaumdorfer Moos. Im Norden des Klosters verhinderte längere Zeit der Emminger (= Geltendorfer) Weiher eine Kultivierung der Moorgrundstücke. Der stark verlandete Fischteich wurde erst im Ersten Weltkrieg trockengelegt. (Für diese Arbeit wurden russische Kriegsgefangene eingesetzt, die in einem Lager in der Nähe des Geltendorfer Bahnhofs untergebracht waren). Im Pflaumdorfer Moos stand in den ersten Jahren nach 1890 die Verbesserung der Torfausbeute im Vordergrund. Die Torfmächtigkeit vor der Kultivierung ermittelte die Bayerische Landesanstalt für Moorwirtschaft (heutige Landesanstalt für Bodenkultur und Pflanzenbau) mit durchschnittlich zwei Meter. Von KLEIN wird das Pflaumdorfer Moos als Niedermoor mit geringer Tendenz zur Hochmoorentwicklung charakterisiert.

Zunächst sollte im Pflaumdorfer Moos der Fischbach-Lauf korrigiert werden. Aber wegen der Widerstände der hinterliegenden Bauern musste das Kloster darauf noch 18 Jahre warten. Durch „Belehrung und Beispiel“ konnten die Bauern schließlich von der Rentabilität der Moorkultur überzeugt werden. Die anliegenden Grundbesitzer schlossen sich im Jahre 1909 in der „Ersten Fischbachgenossenschaft“ zusammen. Mit dem Ausbau des Fischbachs als Vorfluter für die Entwässerung des Moores konnte begonnen werden. 1916 wurde die „Zweite Fischbachgenossenschaft“ gegründet, der 133 Bauern als Mitglieder beitraten. Damit war die Vorarbeit für die Inkulturnahme eines bis dahin kaum nutzbaren Moorgeländes in der Größenordnung von ca. 900 Tagwerk (ca. 300 ha) geleistet und die intensive Torfausbeute konnte in Angriff genommen werden. Die Mönche von St. Ottilien leisteten auch bei der weiteren Kultivierung des Pflaumdorfer Mooses Pionierarbeit, in dem sie nach Abschluss der Torfausbeute auf ihren Grundstücken „zur Kultur schritten“, wobei sie die „Schwarzkultur“ anwendeten, d. h. dass der anstehende Resttorf ohne mineralische Bodenverbesserung bearbeitet wurde. Die drainierten und planierten Moorparzellen bearbeiteten die Mönche mit gewöhnlichen Pflügen mit Ochsenbespannung, eine, wie KLEIN bemerkt, „für Mensch und Tiere sehr mühselige Arbeit“. Später stellte die Landesanstalt für Moorwirtschaft einen von einer Neu-Ulmer Firma entwickelten Kulturpflug mit der Bezeichnung „Moorunikum“ zur Verfügung, mit dem die Klosterökonomie positive Erfahrungen machte. Die ehemaligen Torfstichflächen wurden etwa 10 Jahre unter dem Pflug gehalten, bis die Zersetzung des Torfes so weit

fortgeschritten war, dass sich der Anbau von Kulturwiesen lohnte. Angebaut wurden bis zur Wieseneinsaat Kartoffeln, Runkelrüben und Karotten. Besonders letztere sollen sehr hohe Erträge abgeworfen haben (120 –150 Ztr./Tgw.).

Die Eresinger Bauern folgten dem Beispiel des Klosters und intensivierten sowohl die Grünlandnutzung wie auch den Torfabbau. Anfang der 20er Jahre wurden in Eresing und St. Ottilien jährlich über 2 Millionen Soden Torf gestochen, während es vorher nur einige Tausend waren. Auch die Preise für Moorgrundstücke schnellten in die Höhe. Ein Tagwerk, das vor der Entwässerung 400 Mark kostete, war im Jahre 1922 schon 8 000 bis 10 000 Mark wert. Auch in den ersten Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der bäuerliche Torfabbau fortgeführt. Die Stalleinstreu wurde im Spätherbst gewonnen. Mit nur drei Stichtiefen war die Torfmächtigkeit deutlich geringer als in den Hochmooren des südlichen Landkreises. Das Stechen von Torfsoden für den Hausbrand war eine Arbeit für das Frühjahr bis zur Heuernte. Der Eresinger Altbürgermeister Alois Höß erinnert sich, dass manche Bauern pro Jahr bis zu 10 000 Soden gestochen haben. Einige wenige wie der Riedhof brachten es sogar auf 20 000 Soden. Der Riedhof, auf dem Alois Höß aufwuchs, baute Torf auch zum Verkauf ab und transportierte diesen zur Bahnverladung nach Geltendorf. Am längsten hat wohl Xaver Bichler, ein Nachbar von Altbürgermeister Höß, die Tradition des bäuerlichen Torfstechens im Pflaumdorfer Moos fortgesetzt. Erst Ende der 1980er Jahre hat er seinen Torfstich aufgegeben. Die ehemaligen Torfstiche der Eresinger Bauern sind im Gelände kaum mehr zu erkennen, da die Torfhütten, die dem Trocknen der Torfsoden dienen, längst abgebrochen wurden und sekundäre Moorwaldvegetation (Birken, Weiden, Faulbaum) eingewandert ist. Aber in der Flurkarte ist das Torfstichgelände durch eine Ansammlung kleiner schmaler Grundstücke durch die beiden Seiten der Straße Eresing - Pflaumdorf leicht auszumachen. Es wurde von der Flurbereinigung (1960-1967) ausgespart und somit die Kleinparzellierung beibehalten. Nach Abschluss der Flurbereinigung lösten sich auch die Entwässerungsgenossenschaften auf.

Durch die tiefgreifenden Kultivierungsmaßnahmen ist die ursprüngliche, niedermoortypische Vegetation auf Restbestände zurückgedrängt worden. Der Flächenumfang der noch vorhandenen Moorbiotope beträgt laut Biotopkartierung (1990) nur ca. 22 ha. Bei der aktuellen Nutzung des Pflaumdorfer Moores steht die Grünlandwirtschaft nach wie vor an erster Stelle, jedoch bestehen schon seit einigen Jahren Rückzugstendenzen der Landwirtschaft. Besonders feuchte Grundstücke wurden teilweise schon aufgeforstet. Das Pflaumdorfer Moos läuft Gefahr, seinen Charakter einer offenen Moorlandschaft zu verlieren. Die 1992 gegründete „Arbeitsgemeinschaft zur Erhaltung des Pflaumdorfer Moores“ aus Landwirten und Naturschutzverbänden versucht, dem Veränderungsprozess entgegen zu wirken, z.B. durch regelmäßige Pflege von Restflächen der früher im Pflaumdorfer Moos weit verbreiteten Streuwiesen, die sonst zuwanden würden.

Torfabbau in den Filzen im Raum Rott und Thaining

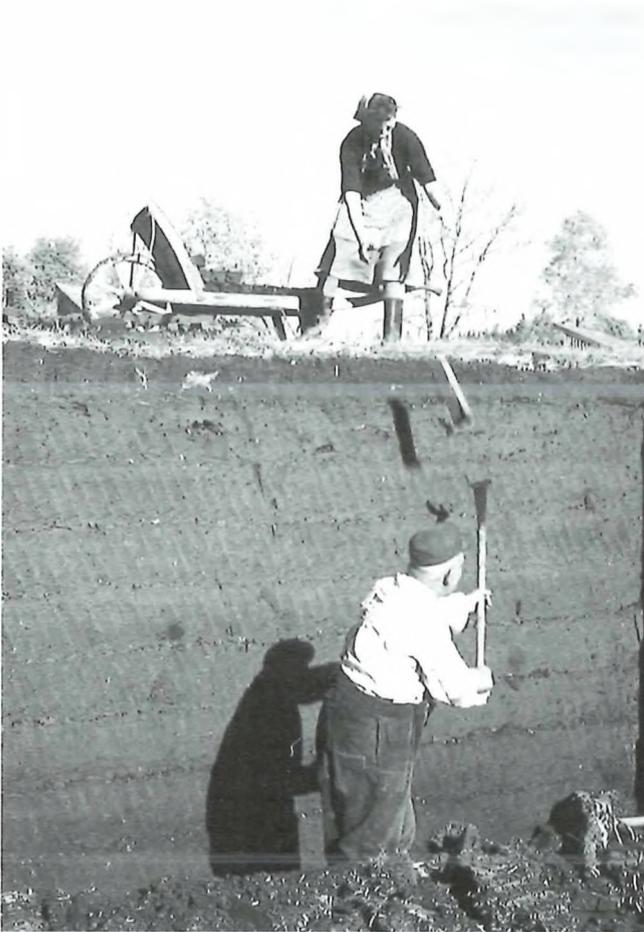
Die Hochmoore („Filzen“) des südlichen Landkreises Landsberg dienten lange Zeit, teilweise sogar mehr als ein Jahrhundert lang, der Gewinnung von Torf als Brennmaterial und als Stalleinstreu. Diese Nutzung geschah im großen Stil in bäuerlichen Torfstichen und in einem Torfwerk. Die Voraussetzung hierfür wurde durch die Ablösung der Allmendewirtschaft in den Mooren zu Beginn des 19. Jahrhunderts und durch das „Gesetz über die Torfwirtschaft“ kurz nach dem Ersten Weltkrieg geschaffen. Für einige dieser Filzen ist der Torfabbau durch schriftliche Quellen belegt:

Im Kaltenbachfilz

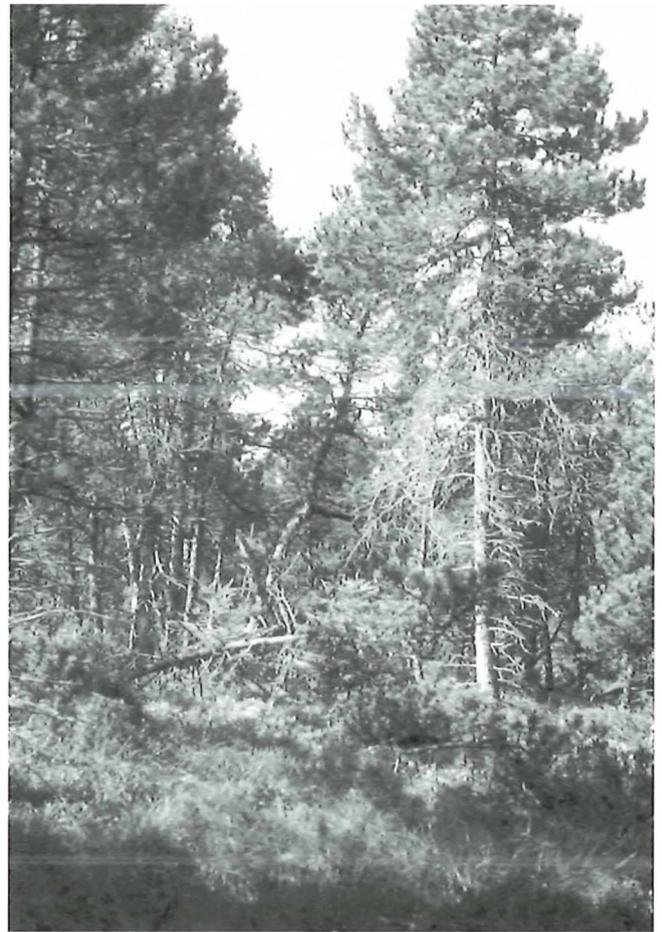
Der Ortschronist Jakob Hirschauer hat im Heimatbuch der Gemeinde Rott den Mooren in der Rotter Flur ein eigenes Kapitel gewidmet. Hirschauer fand bei seinem Quellenstudium heraus, dass das Kaltenbachfilz bereits 1805 parzelliert und auf die damals 51 bäuerlichen Anwesen des Ortes aufgeteilt wurde. Das Kaltenbachfilz war laut Hirschauer das erste Moor, in dem die Rotter Bauern, vermutlich schon ab 1840/50, Brenntorf abbauten. Die frisch gestochenen



Torfshütten mit Torf- „Bockelen“ im Kaltenbachfilz (um 1960)



Frisch gestochene „Wäsa“ werden auf einen Schubkarren geladen (Kaltenbachfilz um 1960)



Spirkenbestand im Ochsenfilz (August 2000)

Torfsoden („Wäsa“) wurden über Kreuz an einem senkrechten Holzstab zu „Bockelen“ zum Trocknen aufgerichtet. Zu jedem Torfgrundstück gehörte ein luftig gebauter Stadel zum Nachtrocknen der Soden. Brenntorf wurde erst Ende April nach der Frostperiode gestochen. Diese Arbeit wollte gelernt sein und war „eine Plackerei“, wie Hirschhauer im Heimatbuch sehr zutreffend bemerkt, hat er ja im Kaltenbachfilz selbst lange Torf gestochen. Einer der letzten Rotter Bauern, die noch bis in die 80er Jahre des 20. Jahrhundert die traditionsreiche Moornutzung des Torfstechens fortgeführt haben, war Josef Richtmann, der auf einem Foto im Rotter Heimatbuch vor seinem Torfstadel abgebildet ist. Die Torfmächtigkeit war unterschiedlich und betrug im Moorzentrum um vier Meter. Von Schicht zu Schicht unterschiedlich war auch die Torfqualität, d.h. der Brennwert des Torfes. Die oberen langfaserigen und daher als Brennmaterial wenig geeigneten Schichten verwendeten die Bauern als Stalleinstreu, die im Spätherbst gewonnen wurde. Die Qualität der tieferen (älteren) Schichten reichten laut Hirschhauer an den Brennwert von Braunkohle heran. Um diese Torfschicht nutzen zu können wurde 1935 in Gemeinschaftsarbeit ein tiefer Hauptentwässerungsgraben gebaut und damit das Moorgrundwasser nochmals stark abgesenkt. Das Kaltenbachfilz ist das Moor, das im Raum Rott wohl am stärksten durch den Torfabbau verändert wurde. Schon die Erstentwässerung durch ein Grabensystem war ein sehr nachhaltiger Eingriff. Die Folgen für die Natur könnten heute nur durch aufwändige technische Maßnahmen rückgängig gemacht werden. Grundlegend geändert hat sich im Laufe der langen Nutzung vor allem die Moorvegetation, wie u.a. durch eine Diplomarbeit 1998 nachgewiesen wurde. Die Spirke als typischer Hochmoorbaum ist mittlerweile wohl gänzlich aus dem Kaltenbachfilz verschwunden.

Im Wieswaldfilz

Der Torfabbau im Wieswaldfilz an der Straße nach Dießen ist ebenfalls im Heimatbuch der Gemeinde Rott erwähnt: „Nach dem zweiten Weltkrieg war Brennmaterial knapp, so hat das Staatliche Forstamt (...) den Wieswaldfilz zu beiden Seiten der Straße nach Dießen zeitlich begrenzt zum Torfabbau zur Verfügung gestellt“. Wie der Rotter Ortschronist Hirschhauer dazu weiter berichtet, hat dort die Stadt Landsberg für die Heizung der städtischen Gebäude maschinell Brenntorf abgebaut. Genauer über dieses Torfwerk geht aus einem Schreiben des Städt. Forstamts Landsberg an das Bayer. Forstamt Dießen (heute Forstdienststelle des Bayer. Forstamts Landsberg) vom 23. September 1963 hervor, das im Stadtarchiv Landsberg der Nachwelt erhalten ist (Akt Nr. 701/3): 1948 wurde zwischen der Bayer. Staatsforstverwaltung und der Stadt Landsberg, vertreten durch das Städtische Forstamt, ein Pachtvertrag über die Torfnutzung im Wieswaldfilz, Waldabteilung V 5 g, Staatsforst Bayerdießen, geschlossen, der Ende 1963 abgelaufen ist. Für das Torfwerk, das bis 1953 „gute Dienste tat“, d.h. den Kohlenmangel bei der Hausbrandversorgung in den Nachkriegsjahren ausgleichen konnte, hatte die Stadt Landsberg umfangreiche Investitionen getätigt: Anlage eines Entwässerungssystems, Errichtung eines großen Torfstadels, Anschaffung von Maschinen einschließlich einer Feldbahn mit Diesellok. Nach 1953 ging die Torfproduktion immer mehr zurück und wurde 1956 schließlich ganz eingestellt. Da dann auch das Entwässerungssystem nicht mehr unterhalten wurde, entwickelte sich im abgetorften Gelände ein landschaftlich idyllischer Moorweiher.

In den Filzwiesen

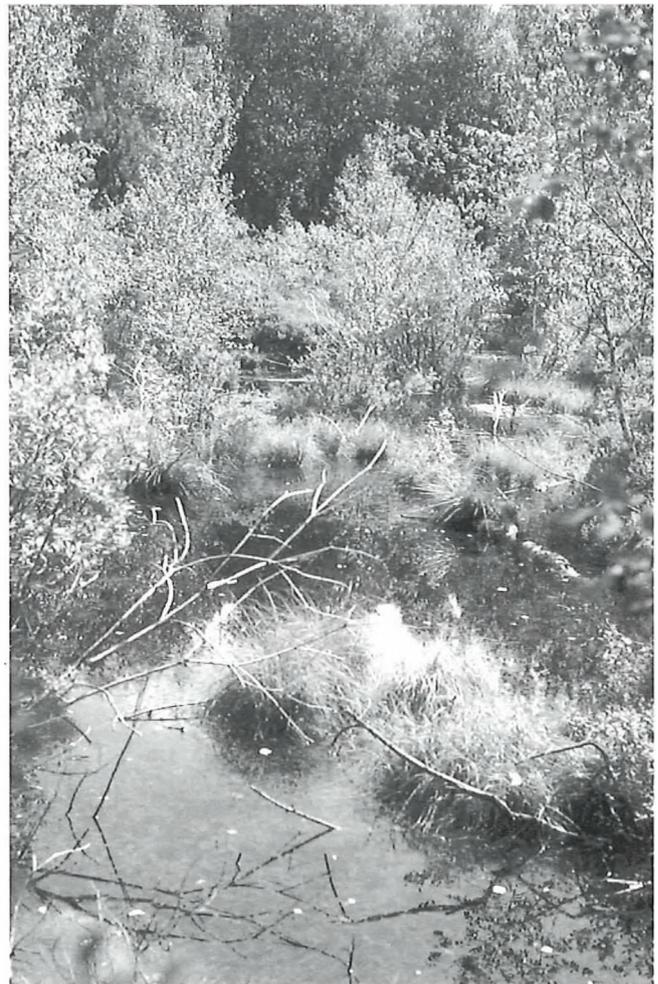
Aus den bäuerlichen Torfstichen im Moorgebiet Filzwiesen östlich von Thaining versorgte sich die Hl. Geist-Spitalstif-

tung Landsberg lange Zeit mit Brennmaterial. Die diesbezüglichen Akten im Stadtarchiv gehen zurück bis ins Jahr 1900. Es handelt sich um einen Vertrag über die Errichtung eines Torfstadels (Akt Nr. 701). Dieses Moor ist ein Beispiel für den rigorosen Vollzug des Gesetzes über die Torfwirtschaft vom 25.2.1920 zur verstärkten Ausnutzung der Torfstiche in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg, um den Raubbau in den Wäldungen einzuschränken. Auf Grund dieses Gesetzes unterlag die zusätzlich zum privaten Hausbrand gewonnene Torfmenge der öffentlichen Bewirtschaftung. Auf Anordnung des Bayer. Staatsministeriums für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten teilte das Landratsamt jeder Gemeinde, entsprechend den Abbaumöglichkeiten in den vorhandenen Torfstichen, die Höhe der Torf-, „Umlage“ mit. Die Gemeinden waren außerdem verpflichtet, jährlich bis 1. November dem Landratsamt in einem Formblatt eine Übersicht über die Flächen vorzulegen, die im laufenden Jahr zur Torfgewinnung benutzt wurden. Die Meldungen mussten auch die für den Selbstverbrauch bestimmten Torfmengen enthalten (vgl. Amtsblatt des Landratsamts Landsberg vom 9.10.1941, Stadtarchiv Landsberg, Akt Nr. 701). Wenn ein Besitzer von Torfgrundstücken oder ein Abtorfungsberechtigter seinen Verpflichtungen nicht nachkam, konnte dieser sogar enteignet werden.

In einem Schreiben vom 22.5.1946 wies der Landrat von Landsberg den Bürgermeister der Stadt Landsberg an, die Gewinnung der Brenntorfmenge in der Torfsaison 1946 im Abbaubereich Filzwiesen bei Thaining zu verdoppeln. Die Umlage wurde auf 995 Zentner (ca. 50 to) festgelegt. Es ist zweifelhaft, ob die Stadt Landsberg als Abtorfungsberechtigte diese Aufforderung lange buchstabengetreu erfüllt hat, denn schon mit Schreiben vom 26.6.1946 teilte die Stadt dem Landratsamt mit, dass wegen verschiedener Schwierigkeiten höchstens 600 Zentner Torf gewonnen werden könnten. Heute zählen die Filzwiesen aus naturschutzfachlicher Sicht zu den wertvollsten Moorbiotopen im südlich Landkreis.

Quellenangabe

- HIRSCHAUER, J. (1996): Heimatbuch der Gemeinde Rott. Hrsg.: Gemeinde Rott.
 KLEIN, A. (1923): Die Kulturtätigkeit der Benediktiner von St. Ottilien auf ihrem Landgut zu St. Ottilien in Oberbayern. - A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Erlangen und Leipzig.
 KURZ, M. (1998): Datenanalyse - Bewertung für ein bayerisches Moorentwicklungskonzept am Beispiel des Moorarchivs der bayerischen Landesanstalt für Bodenkultur und Pflanzenbau. Diplomarbeit am Lehrstuhl für Vegetationsökologie der Technischen Universität München, Freising-Weihenstephan.



Renaturierung eines Torfstichs durch Wiedervernässung (Ochsenfilz, August 2000)

- PFADENHAUER, J., H. PLACHTER, S. RADLMAIR (1999): Geschichte der landwirtschaftlichen Moornutzung im südlichen Alpenvorland. - Natur und Landschaft, H. 3.
 SCHUCH, M., W. LAFORCE, W. MEINDL (1986): Die Moorkommen Bayerns und ihr derzeitiger Zustand. - TELMA Bd. 16.
 STADT LANDSBERG A. LECH: Stadtarchiv; Akt. Nr. 701.
 SUCCOW, M. (1985): Moore in der Landschaft - Verlag H. Deutsch, Thun und Frankfurt/M



Sibirische Schwertlilie im Ammermoos bei Dießen (Juni 2000)

Die Grafen von Andechs*

Von Andreas Kraus

Die beiden Kirchen zu Schondorf werden erstmals 1248 genannt, im Testament des letzten Andechser Grafen und Herzogs von Meranien, Otto. Er vermachte sie mit allen Einkünften der Stiftung seiner Vorfahren dem Augustinerchorherrenstift Dießen. Nicht ganz ein Jahrhundert zuvor, 1157, bedenkt Graf Heinrich von Wolfratshausen aus der Andechser Hauptlinie dieses Kloster ebenfalls mit einem bedeutenden Legat; zu dieser Schenkung gehören Eching und nahezu das ganze Dorf Schondorf, mit den Höfen, Äckern, Wiesen und den ihm hörigen Bauern. Die Grafen von Andechs waren also einst die Herren unserer Heimat. Es lohnt sich, ihre historische Bedeutung - und ihr schweres Schicksal näher zu betrachten.

I

Im Jahre 1267 wurde die Herzogin Hedwig von Schlesien aus dem Hause Andechs von Papst Clemens IV. zu Viterbo heilig gesprochen, wenige Jahre bereits nach ihrem Tod. In der dabei ausgestellten Urkunde wurde sie genannt: Sproß großer Ahnen, die weite Länder regierten und für ihre Macht berühmt waren, und in seiner Predigt führte der Papst aus: „Sie war eine Tochter des Fürsten Berthold, Herzogs von Meranien. Sie hatte drei Brüder; der eine war Patriarch von Aquileja, der andere Bischof von Bamberg, der dritte folgte dem Vater in der Regierung als Herzog von Meranien und Graf von Tirol. Diese drei Männer waren reich an Ehren und Tugend. Schon ihre Abstammung machte sie berühmt. Auch drei Schwestern hatte sie. Die eine war mit Philipp, dem König von Frankreich, vermählt, die zweite die Gattin des Königs von Ungarn und Mutter der heiligen Elisabeth, die dritte Äbtissin eines Benediktinerklosters.“

Hier ist das, was die Urkunde ausführt - in formelhafter Wendung - in grobem Umriß weitergeführt. Angespült wird vor allem auf Macht und Ruhm, doch der Papst sagt mehr aus. Er nennt noch eigens die Bischöfe aus dem Hause Andechs, und bei der Nennung der Schwestern Hedwigs fügt er auch Elisabeth an, die Enkelin Bertholds, die große Heilige. Hätte er noch konkreter werden wollen, hätte er weit, sehr weit ausholen müssen. Auf dem Höhepunkt der Machtentfaltung ihres Hauses, 1208, waren die Andechser Herzöge von Meranien, Markgrafen von Istrien, Pfalzgrafen von Burgund und Herren der sieben Grafschaften, nämlich der Grafschaft um Dießen und Andechs, der Grafschaft Wolfratshausen, der Grafschaften im Inntal und im Pustertal, große Teile Tirols also, der Grafschaft der Vornbacher mit der Burg Neuburg am Inn, schließlich zweier Grafschaften im heutigen Oberfranken um Kulmbach und Bayreuth.

Vom Ruhm und von der Macht, von der Ausnahmestellung des Hauses mit der engen Verflechtung der europäischen Führungsschichten in dieser Epoche zeugt aber auch das Schicksal der Töchter Bertholds. Er besaß sieben Töchter, drei von ihnen nannte der Papst: Agnes, seit 1196 die Gemahlin Philipps II. August von Frankreich, Gertrud, die Königin von Ungarn, und Hedwig, die Gemahlin Herzog Heinrichs I. von Schlesien. Er hätte noch, wollte er auch nur die wichtigsten Verbindungen anführen, sehr weit ausgreifen müssen, bis nach Dänemark und Polen, Brabant und Kastilien, Mähren, Böhmen, bis zu den Frangipani in Rom. Töchter aus der nächsten Generation waren, über die Grafen von Sulzbach, Gemahlinnen des deutschen Königs Konrad III. und seines Verbündeten, des byzantinischen Kaisers Manuel.

Nur Macht und Ruhm führt der Papst an - eine schreckliche Kehrseite übergeht er. Hedwig wurde bereits 1238 Witwe, ihr Sohn Heinrich fiel 1241 in der Schlacht bei Liegnitz gegen die Mongolen. Der Königin Agnes, deren außergewöhnliche Schönheit der Geschichtsschreiber Innozenz III. ausdrücklich rühmt, waren nur wenige Jahre des Glücks gegönnt. Philipp II. hatte seine zweite Gemahlin Ingeborg von Dänemark verstoßen, der Papst erkannte die Ehe mit Agnes nicht an, zumal beide Gatten miteinander verwandt waren. Sie starb nach wenigen Jahren, 1201, vom Hof verbannt, vor Gram, wie der Chronist vermerkt. Das schrecklichste Schicksal traf Gertrud, die Königin von Ungarn. Sie griff tief ein in die Geschicke ihres Landes, verantwortlich für zahlreiche Initiativen ihres Gemahls Andreas, die den ungarischen Großen nicht gefielen: die Ansiedlung deutscher Kolonisten, die Betrauung von Ordensrittern aus dem europäischen Westen mit dem Schutz der Verkehrswege, die Eindämmung adeliger Willkür. Sie machte sich derart verhaßt, daß sie 1213 auf der Jagd erschlagen wurde. Ihr Sohn Bela war seiner kraftvollen Mutter würdig und wurde ein bedeutender Arpadenkönig.

Auch die beiden Bischöfe, die Clemens IV. nur mit ihrem Bischofssitz nennt, waren Persönlichkeiten von außergewöhnlichem Zuschnitt. Beide ragten in der Tat heraus aus der Reihe der Bischöfe des Reiches zu ihrer Zeit, machtvoll auftretende Herrscher beide, nicht ohne größte Gefährdung aber auch ihrer Herrschaft, ja ihres Lebens. Berthold wurde 1218 Patriarch von Aquileja, der bis in die Antike zurückreichenden Metropole zwischen Italien, Illyrien und Kärnten, zu der 16 Suffraganbistümer gehörten. Lange Zeit war er die wichtigste Stütze der Stauferherrschaft im nordöstlichen Italien und im Reich. 1239 verfiel er mit Kaiser Friedrich II. dem Kirchenbann und wurde abgesetzt, trat aber noch rechtzeitig vor der sich abzeichnenden Niederlage des Kaisers auf die Seite des Papstes; 1251, ein Jahr nach dem Tode Friedrichs II., starb auch er. In Ungarn bereits, wohin ihn seine Schwester Gertrud gerufen hatte, war er als Erzbischof von Kolocsa und Reichsverweser an der Seite Gertruds in große Bedrängnis geraten und kam 1213 mit Mühe davon.

Das Schicksal seines Bruders Ekbert, des großen Bischofs von Bamberg, war nicht weniger dramatisch. 1203 zum Bischof gewählt, wurde er zunächst wegen seiner Parteinahme für Philipp von Schwaben bei der doppelten Königswahl von 1198 von Papst Innozenz III. nicht anerkannt, spielte aber dann eine wichtige Rolle bei der sich anbahnenden Versöhnung des Stauferkönigs mit dem Papst, als 1208 an seiner Residenz zu Bamberg König Philipp ermordet wurde. Ekbert geriet fälschlich in den Verdacht der Mittäterschaft, wurde abgesetzt und in die Acht getan. Erst 1211 wurde er rehabilitiert. Bis zu seinem Tod 1237 war ihm noch eine bedeutende Wirksamkeit beschieden, im Dienst des Kaisers wie der Kirche. 1236 noch durfte er zu Marburg die Heiligsprechung seiner Nichte Elisabeth erleben. Für Jahrhunderte ist sein Andenken mit dem Neubau des Bamberger Domes verbunden, jener großartigen Schöpfung aus der Zeit des Übergangs von der Erdschwere und Majestät der romanischen Dome zu den lichthellen, hochstrebenden Kathedralen der kommenden Gotik. Die Kirchenweihe 1237 hat Ekbert nicht mehr erlebt. An der Gnadenpforte des Domes finden wir noch heute das Stifterbild der Andechser: Bischof Ekbert, neben ihm steht in ritterlicher Rüstung sein Bruder Herzog Otto, der dritte Andechser ist sein Onkel und Nachfolger Bischof Poppo.

Von diesem Bischof schweigt der Papst, wie auch von den zahlreichen Bischöfen, die von Töchtern der Grafen Berthold II. und Berthold III. abstammen. Von diesen wie von Poppo von Andechs weiß die Geschichte nicht viel zu vermelden.

Mit Poppo endet die Andechser Bischofsreihe zu Bamberg, die mit seinem Bruder Otto II. eingesetzt hatte, dem Onkel Ekberts. Fast zwanzig Jahre war dieser Sohn Graf Bertholds II. (+1152) Bischof von Bamberg. Nach dem Dombrand von 1185 hatte bereits er den Neubau eingeleitet, der Plan des reich gegliederten Ostchors stammt aus diesen Anfängen. Als Bauherr von großem Anspruch erweist er sich auch beim Bau der Klosterkirche St.Theodor mit dem prachtvollen Löwenportal. Den Höhepunkt seiner Bamberger Jahre bildet wohl 1189 die Heiligsprechung seines großen Vorgängers Otto, der durch bedeutende Klostergründungen auch im Herzogtum Bayern ein bleibendes Andenken hinterließ. Wenige Jahre war Otto auch Bischof von Brixen, mit bedeutenden Folgen für sein Haus und für Tirol.

Das große Thema der Andechser Heiligen klingt bei der Predigt des Papstes zu Viterbo nur an. Im „Dießener Himmel“, dem Kuppelfresco des Marienmünsters von Johann Georg Bergmüller, treten sie uns heute noch in großer Gebärde entgegen, siebenundzwanzig Heilige und Selige, von denen die Geschichte meldet, bisweilen auch nur die Legende. Die meisten der Namen sagen uns heute nichts mehr: Ephemias, Adelinde oder Elisabeth von Portugal, die Großnichte der hl. Elisabeth: Die selige Kunissa (+1050) allerdings, von Legenden umrankt, hat unlängst wieder Interesse gefunden. Den hl. Rasso (+953) kennt man dort, wo er begraben ist, in seiner Stiftung Grafrath und im Umkreis, die hl. Hedwig kennt seit langem wieder ganz Bayern, die hl. Elisabeth immer noch, seit den Tagen Kaiser Friedrichs II., der ihr bei der Erhebung ihrer Gebeine zu Marburg seine Krone aufsetzte, ganz Deutschland. Lebendig ist auch noch das Andenken an die sel. Mechthild, die Äbtissin von Edelstetten, die Tante der hl. Hedwig; ihren Leib birgt, als einzigen aus dieser großen Schar, die Kirche, die von ihren Vorfahren als Grablage des Hauses Andechs erbaut wurde.

Um 1120 haben wir die ersten Nachrichten von einem Kloster zu St. Georgen, 1132 überließen Otto und Berthold von Andechs dieser ihrer Stiftung ein großes Areal in Dießen selbst, zur gleichen Zeit erfahren wir von der päpstlichen Privilegierung des Klosters. Mehr als zehn Mitglieder der Stifterfamilie sind im Dießener Münster begraben, von Berthold I. (ca. 1059) bis zu Berthold IV. (+1152), Heinrich von Wolftratshausen (+1157) und Markgraf Heinrich von Istrien (+1228). Eine zweite Grablage der Andechser ist die Kirche des Zisterzienserklosters Langheim am Obermain, das 1132 Bischof Otto I. von Bamberg gegründet und Graf Poppo von Andechs, der 1148 starb, und sein Bruder Otto II. reich ausgestattet hatten. Hier, in Langheim, ist die Ruhestätte der letzten Herzöge von Meranien, Otto VII. (+1234) und seines Sohnes Otto, der 1248 starb - von seinem Testament war schon die Rede.

II

Mit dem letzten Andechser starb das neben den Welfen, den Staufern und den gerade damals erst aufstrebenden Wittelsbachern bedeutendste Hochadelsgeschlecht des deutschen Südens aus. Man möchte nun meinen, daß all diese führenden Familien des Reiches, die im hohen Mittelalter im vollen Glanz der Geschichte stehen, immer schon die Geschichtsschreiber begeistert hätten - in Wirklichkeit wußten nicht einmal ihre Mitglieder selbst, woher sie gekommen waren. So liegen auch die Anfänge des Hauses Andechs bis heute im Dunklen. Es ist deshalb auch jetzt nicht möglich, auch nur annähernde Gewißheit über die Anfänge des

Geschlechts der Andechser zu vermitteln. Daß die vielgerühmten Huosier am Anfang stehen, eines der fünf großen Uradelsgeschlechter, die im 8. Jahrhundert in der Lex Baiuvariorum genannt werden, dem ältesten Gesetzbuch der Bayern, ist reine Spekulation, es lohnt nicht, darauf einzugehen.

Als sicher bezeugter Ahnherr der Andechser ist nur ein Graf Friedrich auszumachen, der 1002 amtierender Graf im Raum westlich und östlich der Loisach war, mit Haching als einer der Gerichtsstätten - später war der Zentralort Wolftratshausen. Seine Söhne Berthold und Otto nennen sich bereits nach 1059 nach Dießen, wobei Otto aber die Wolftratshausener Linie begründet hat. Sie waren also die Erben des Grafen Rasso, der von 1039 bis ca. 1050 als Graf westlich des Ammersees bis zum Lech und zwischen Peißenberg und Merching nachweisbar ist. Über den genealogischen Zusammenhang zwischen Rasso und Friedrich von Haching, wie er allgemein genannt wird, gibt es nun vielfache Überlegungen unter den Historikern auch noch der jüngsten Vergangenheit; ich konzentriere mich auf die entscheidende Frage. Sie kann nicht einfach lauten: Wie gelang Friedrich von Haching bzw. seinen Söhnen der Sprung nach Dießen (1043)? Denn man kann die Frage auch umkehren: Wie kam Friedrich nach Haching, wenn er - was denkbar ist - der Bruder Rassos war? Das nämlich ist die Annahme, die der bis heute verdienstvollste Erforscher der Geschichte der Andechser schon 1877 geäußert hat (E. von Oefele, Geschichte der Grafen von Andechs, Innsbruck 1877). Hier ist die Antwort leicht. Grafen werden auch im 11. Jahrhundert noch vom König ernannt, auch wenn die Erbfolge vom Vater auf den Sohn in dieser Zeit nur in Ausnahmefällen unterbrochen wird. Die Verfügung über eine Grafschaft besagt also nicht von vorneherein ein Indiz für Besitz und Abstammung. Auszuschließen ist natürlich auch nicht, daß der Erbgang über eine Erbtochter erfolgte - doch ging das bei der Übernahme einer Grafschaft nicht so problemlos, wie einige Historiker vermuten.

Eine Beobachtung, die gerade mit Schondorf zusammenhängt, mag weiterhelfen. Für die Abstammung entscheidend ist der Besitz des Allods, des Familienerbes. Der letzte Graf nun von Wolftratshausen, Heinrich, der 1157 starb, war der Herr der Dießener Stammburg und einer „curia“ in Dießen, eines Zentralhofs - ausdrücklich genannt „principalem scilicet locum suum“. Beides und den ausgedehnten Forst zwischen Dießen und dem Peißenberg vermachte er vor seinem Tod dem Dießener Familienkloster (1140/45 und 1157). Das beweist m.E. unumstößlich, daß nicht Haching - das ja diesem Heinrich gehörte - die Urheimat der Andechser war, sondern eben Dießen. Dazu ist noch anzumerken, daß Heinrich in seinem Testament neben seiner Burg Schönenberg auch seine Höfe zu Merching, Windach, Luidenhofen und fast ganz Schondorf an Kloster Dießen schenkte - auch das dürfte ursprünglicher Besitz des Hauses gewesen sein, wie der Zusammenhang der Namen der Burg oberhalb Dießens und des Dorfes Schondorf nahelegt; beide Namen weisen auf einen gemeinsamen Besitzer namens Sconolf zurück; dieser Name ist noch um die Mitte des 8. Jahrhunderts mehrfach bezeugt. Der Erbe der Grafschaft Haching-Wolftratshausen hat also die Hauptlinie seines Geschlechts begründet; daraus ist zu schließen, daß schon Friedrich von Haching aufs engste mit Rasso verwandt war.

Die Trennung der beiden Andechser Linien war keinesfalls, wie gerade die Schondorf betreffende Urkunde evident beweist, so einschneidend, wie immer angenommen wird. Zu den großen Wohltätern des Augustinerchorherrenstifts Dießen gehörten nicht nur die Linie, der Heinrich von Wolftratshausen oder Otto von Thanning (+1122) entstammten, sondern auch die Nachkommen Bertholds I. (nachweisbar noch vor 1059). Sie, Berthold II. (+1113) und Berthold III. (+1152), haben das Vorgängerkloster in St. Georgen und

dann das nach St. Stephan verlegte Stift von 1100 bis 1132 mit großen Schenkungen bedacht, vor allem in Dießen selbst. Die Stammburg allerdings geht nicht schon damals, 1132, wie man noch in der letzten Darstellung des Hauses Andechs lesen kann, sondern, wie gesagt, erst 1157 in den Besitz des Klosters über - wobei ausdrücklich bestimmt wird, daß sie geschleift werden muß. Übrigens nennen sich die Verwandten Heinrichs von Wolfratshausen schon vor 1132 nach Andechs, Berthold II. bereits ausschließlich; übereignet haben sie dem Kloster zu Dießen das, was sie dort besaßen, Höfe, Äcker, Wiesen, Wald, nur keine Burg.

Durch vielerlei Umstände - die hier nicht erörtert werden sollen - kamen noch vor der Wende zum 12. Jahrhundert weitere Grafschaften sowie die Vogtei über das besitzmächtige Benediktinerkloster Benediktbeuern in den Besitz der beiden Dießener Linien. Bis 1100 war so zwischen dem Oberlauf der Loisach und der Isar bis herauf nach München und dem Lech, von Mering bis zum Gebirge ein machtvolles Gebilde entstanden, das umso einflußreicher war, als die Nachkommen Friedrichs von Haching bis zum Tod Heinrichs von Wolfratshausen, 1157 also, in seltener Eintracht zusammenwirkten, immer der Tatsache bewußt, daß in Dießen ihr familiäres wie ihr geistiges Zentrum lag.

Die Grafen, die nach Graf Rasso, nach 1053, bis ins erste Drittel des 12. Jahrhunderts in der Grafschaft Dießen herrschten, sind angesichts fehlender urkundlicher Belege, ausgenommen Graf Arnold 1078, nicht mit absoluter Zuverlässigkeit auszumachen, doch darf man annehmen, daß die schon genannten Träger des Namens Berthold die Grafschaft Dießen, Otto und seine Nachkommen die Grafschaft an der Loisach innehatten.

Nur unscharf zu bestimmen sind auch die Grenzen der jeweiligen Grafschaften, ebenfalls aus Mangel an Zeugnissen. Immerhin kann man aber die edelfreien Vasallen namhaft machen, jene Adelligen also, die immer wieder im Gefolge der Andechser erscheinen, weil sie von ihnen Lehen erhalten haben und ihnen deshalb verpflichtet sind, insgesamt ein volles Dutzend. Sie saßen zwischen Maisach und Seefeld, in Aschering und Steinebach am Wörthsee, in Machtlfing, Antdorf, Iffeldorf und Weilheim. Was ebenfalls mit großer Sicherheit ausgemacht werden kann, ist der Umfang des Güterbesitzes beider Linien, vor allem seitdem auch die Grafen begannen, nach dem Beispiel der Könige und der Reichskirche tüchtige und zuverlässige Leibeigene zum Kriegsdienst und zur Verwaltung ihrer Besitzungen einzusetzen. Das geschieht noch vor der Mitte des 12. Jahrhunderts. Unter Verzicht auf die genaue Charakterisierung der jeweiligen Besitzungen, d.h. ob Allod (Familieneigentum) oder Vogteigut, und des Zeitpunktes des Erwerbs umreißt ich nur ungefähr die in Betracht kommenden Räume durch Nennung einiger Zentren.

Der Schwerpunkt der Besitzungen der Grafen von Dießen-Andechs und jener von Wolfratshausen lag zunächst, wie schon dargelegt, in Dießen selbst. Auch wenn die Eigentumsrechte an diesem Besitz seit etwa 1120 schrittweise an das dortige Chorherrenstift übergegangen waren, so stand doch dieses unter der Vogtei der Grafen. Diese setzten dort einen eigenen Landrichter ein, der die Gerichtsrechte des Vogts wahrnahm und die Vogteiabgaben eintrieb und verwaltete. In den angrenzenden Gebieten lag die Wahrnehmung der Rechte aus Vogtei und Grundherrschaft ebenfalls in den Händen der gräflichen Ministerialen. Das waren in Schondorf Konrad der Schondorfer, der Erbauer der Jakobskirche, und seine Nachkommen, in Greifenberg die Greifen (lateinisch: Gripho), nach denen das ursprüngliche Windaue (Windachau?) im 13. Jahrhundert dann seinen jetzigen Namen Greifenberg erhielt. Ministerialen saßen in Emming (heute St. Ottilien) und Windach, eine Dingstätte der Andechser war Eresing. Von Peißenberg über Raisting und Pähl, Pflugdorf, Hofstetten, Finning und Prittriching bis Egling

und Merching reihen sich die Ministerialensitze aneinander und greifen aus über Dünzelbach, Mammendorf bis Inning und Oberpfaffenhofen. Die Raumbherrschaft im Ost- und Nordteil des heutigen Landkreises Landsberg und des westlichen Landkreises Fürstfeldbruck war fast total. Nicht viel anders stand es zwischen Ammersee und Starnberger See, wo die beherrschende Burg Andechs auch in der Mitte eines Kranzes von Ministerialensitzen lag: Oberalting, Frieding, Drößling, Steinebach und Perchting könnte man nennen. Urbarsbesitz wird verzeichnet in einer langen Reihe weiterer Orte, ich spare mir die Namen. Streubesitz reichte bis an Inn und Salzach. Weniger dicht, weil dort die Grafen keinen eigenen Grundbesitz hatten, waren die Ministerialensitze im Vogteibereich des Reichsklosters Benediktbeuern. Die Grafschaft Wolfratshausen war ebenso organisiert, nur der Grundbesitz des Geschlechts war spärlicher. Herrschaftlich unterstand dieser Linie aber auch der Güterbestand des reichen Klosters Tegernsee, dessen Vögte die Wolfratshausener waren. Das immer wieder zu beobachtende gemeinsame Auftreten der beiderseitigen Ministerialen bei Gerichtstagen und ähnlichen Anlässen war eine eindrucksvolle Demonstration der Macht dieses Geschlechts.

Die beiden Dießener Linien waren, nimmt man die Rechte aus ihren Vogteien dazu, um 1150 Herren fast über das gesamte südwestliche Oberbayern. Nur ein Konkurrent stand ihrer unumschränkten Herrschaft im Wege, das war das ungleich mächtigere Gesamthaus der Welfen, in deren Händen seit 1070, mit einigen Unterbrechungen infolge des Investiturstreits, das Amt des Herzogs in Bayern lag, seit 1137 auch jenes von Sachsen. Die Welfen waren ebenfalls in zwei Linien auseinandergetreten, seit 1125. Von Weingarten aus, wo sich ihre Grablege befand und wo der Mittelpunkt ihrer schwäbischen Grafschaften lag, reichte der Herrschaftsraum der auch in Bayern begüterten Nebenlinie über Streubesitz zwischen Iller und Lech bis in den östlichen Lechrain. Vom Ammergau bis Mering, mit den Zentren Peiting und Kaufering, hatten die Welfen ihre Ministerialen. Ihre Hausklöster am Lechrain waren Rottenbuch und Steingaden. Als vollends Heinrich der Löwe 1156 zu seinem sächsischen Herzogtum auch noch das Herzogtum Bayern zurückerhielt, fielen auch die Vogteien über die Klöster Wessobrunn und Polling an ihn, deren Güterbestand ebenfalls durch welfische Ministerialen gesichert wurde. Ihre Sitze zogen sich in unserem Raum in einem breiten Streifen von Issing bis Mering hin, mit Rott und Ummendorf, Reisch, Pürgen, Schwifting, Schöffelding und Penzing bis Moorenweis und Jesenwang; Vilgertshofen und Thaining gehörten den Welfen, Utting hatten die Welfen von den letzten Grafen von Kühbach geerbt. Um 1160 errichtete Heinrich der Löwe schließlich als beherrschenden Mittelpunkt die Burg Landsberg; die wichtigste Straße Südbayerns, die Salzstraße, die von der Salzach über Wasserburg und München - die Gründung des Löwen von 1158 - bis an Boodensee und Rhein lief, überquerte hier den Lech. Die Zolleinnahmen waren beträchtlich!

III

Es wäre verwunderlich gewesen, hätte eine solche Konstellation in einem Jahrhundert, in dem die Handhabung des Faustrechts eine Selbstverständlichkeit war, nicht zu Reibungen, zu Kämpfen, zu tödlichen Feindschaften geführt. Von Kämpfen am Lechrain hören wir zwar nichts, aber es ist unwahrscheinlich, daß die mörderische Fehde zwischen Welfen und Andechsern von 1133 nicht bis hierher ihre Wellen geschlagen hätte.

Der Ausgangspunkt war das Ringen zwischen dem Welfenherzog Heinrich dem Stolzen von Bayern mit dem Domvogt Friedrich von Regensburg um die Beherrschung dieser Stadt, die immer noch die Hauptstadt Bayerns war. Domvogt

Friedrich hatte 1132 die Wahl Heinrichs von Wolfratshausen zum Bischof von Regensburg durchgesetzt, und so wurde auch Otto von Wolfratshausen, Heinrichs Neffe, in die Fehde mit einbezogen. Der Kampf endete mit der Zerstörung der Burgen Wolfratshausen und Amras (heute Ortsteil von Innsbruck) und der Gefangennahme Ottos. Er fiel 1136 vor Pavia, auf dem Zug König Lothars nach Rom. Den grundsätzlichen Charakter dieser Konfrontation beleuchtet der Fortgang der politischen Entscheidungen der Andechser: Heinrich von Wolfratshausen, der Sohn Ottos, stellte sich 1137 sofort auf die Seite des neugewählten deutschen Königs Konrad III. von Hohenstaufen; Heinrich der Stolze, der sich vergebens Hoffnung auf die Krone des Reiches gemacht hatte, wurde schließlich auch noch als Herzog abgesetzt, nicht ohne unterschiedenen Widerstand zu leisten, in Schwaben und am Lechrain unterstützt durch seinen Bruder Welf VI. In der Folge rissen die Kämpfe zwischen Welfen und Staufern nicht mehr ab, noch 1147 standen auch die Andechser gegen die Welfen. Wie weit es dabei um die Position des Hauses im südlichen und westlichen Bayern ging, wie weit vielleicht sogar um die dominierende Stellung im Herzogtum - wofür die Wendung Heinrichs von Wolfratshausen auch gegen die Herzöge von Bayern aus dem Hause Babenberg sprechen könnte - muß offenbleiben, da direkte Zeugnisse fehlen. Jedenfalls trifft nicht zu, wie man auch lesen kann, daß die Andechser Linie bei diesen Kämpfen stillgehalten habe. Von einem Ministerialen Bertholds von Andechs, der in Merching saß, wissen wir jedenfalls, daß er „in comitatu domini sui“ damals gefallen ist, zweifellos in Behauptung der Andechser Stellung am Lechrain.

Gebunden war die Linie Bertholds von Andechs seit dem Ausgang der dreißiger Jahre des 12. Jahrhunderts, zur gleichen Zeit also, als die Kämpfe um Wolfratshausen und Amras tobten, auch durch die Verteidigung ihrer Herrschaftsansprüche in Franken. Schon Graf Arnold hatte vor 1070 durch die Ehe mit Gisela von Schweinfurt, der Tochter des 1059 gestorbenen Herzogs Otto von Schwaben, die Grafschaft im Radenzgau um die Plassenburg bei Kulmbach erworben. Damit hatte das Haus Andechs am oberen Main Fuß gefaßt. Die Ehe Bertholds II. (+1152) mit Hedwig von Abenberg, deren Vater Vogt der Bamberger Kirche war, brachte neuen Machtzuwachs, und als Bertholds Sohn Poppo 1137 Gisela von Giech heiratete, stand fast das ganze heutige Oberfranken, soweit es nicht dem Bischof von Bamberg gehörte, unter der Herrschaft der Andechser. Vollends als seit 1177 dieses Haus fast ohne Unterbrechung die Bischöfe von Bamberg stellte, schien diese Machtposition unangreifbar.

Durch den Erbfall von 1157, als mit dem Tod des vielgeprüften Heinrich von Wolfratshausen der gesamte Besitz dieser Linie mit der Grafschaft an der Loischach und der Vogtei über das Reichskloster Tegernsee an Berthold III. (+1180) von Andechs fiel, setzte sich der Aufstieg seines Hauses in gesteigerter Geschwindigkeit fort. Alles schien ihm zu gelingen. 1158 fiel Graf Ekbert von Vornbach vor Mailand. Den Hauptteil seiner Grafschaft mit der Burg Neuburg am Inn und Stadt und Umland von Schärding erbte sein Schwiegersohn Berthold von Andechs. 1165 wurde Otto, nachmals Bischof von Bamberg, der Bruder Bertholds, Bischof von Brixen und belehnte alsbald seinen Bruder mit der Vogtei über das Hochstift Brixen und mit den Grafschaftsrechten im Inn- und Pustertal. Schon mit dem Erbe seines Wolfratshausener Vetters waren umfangreiche Güter in Tirol an ihn gefallen; vom umfangreichen Besitz der Nachkommen Ottos von Thanning (+1122), der sich auch Otto von Amras nannte, der Burg beim heutigen Innsbruck, zeugen Schenkungen um Amras, Volders, Telfs, in Bozen, im Stubaital und in Gossensaß. 1180 schließlich gründete Berthold den Markt Innsbruck. Mit dieser Stellung in Tirol beherrschten die Andechser die Brennerstraße, mit der Vog-

tei über Tegernsee auch die Straße über den Achensee-Paß. Als schließlich Berthold 1173 auch noch Markgraf von Istrien wurde, auch dies die Folge einer Eheverbindung, hatte er nicht nur mit Besitzungen in Kärnten und südlich davon eine weitere Schlüsselstellung im Alpenraum gewonnen, sondern war auch unter die Reichsfürsten aufgerückt.

Das war nur möglich, weil die Andechser seit dem Regierungsantritt Konrads III. von Hohenstaufen stets zu den wichtigsten Gefolgsleuten der Stauferkönige gehört hatten. Mit Konrad III. zogen Berthold und sein Bruder Poppo, begleitet von ihren Ministerialen, darunter mit Sicherheit auch Konrad von Schondorf, 1147 ins Heilige Land; Poppo ließ dabei sein Leben. Immer wieder finden wir die Andechser im Gefolge der Staufer, vor allem auf den vielen Zügen Barbarossas nach Italien. 1189 war Berthold IV., der 1204 starb, auf dem Kreuzzug Barbarossas Anführer eines der drei Heerhaufen. Zweifellos war auch der seit der Wahl Barbarossas zum Kaiser sich abzeichnende Gleichgewichtszustand am Lech die Wirkung der schützenden Hand Barbarossas, der dem Expansionsdrang des Welfenherzogs Heinrich des Löwen in Bayern mit der Förderung der Andechser früh enge Grenzen setzen wollte. Die Erhebung freilich des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach zum Herzog von Bayern 1180, nach der Absetzung Heinrichs des Löwen, war zweifellos ebenso ein Versuch des Kaisers, den immer mächtiger werdenden Andechsern mit dem neuen Herzog einen beachtlichen Konkurrenten an die Seite zu setzen. Gleichzeitig wurde Markgraf Berthold 1180/81 ebenfalls zum Herzog erhoben, zum Titularherzog von Meranien, bzw., wie sein Schwiegervater Konrad von Dachau sich noch nannte, von Dalmatien. Damit war sein Herrschaftsbereich faktisch unabhängig vom bayerischen Herzog - auch diesen nicht übermächtig werden zu lassen war ein deutlich erkennbares Motiv Barbarossas bei all diesen politischen Wendungen.

Noch war aber trotzdem das Ende des schier unaufhaltsamen Aufstiegs des Hauses Andechs nicht abzusehen. Die erfolgreiche Heiratspolitik, die Berthold IV. mit seinen Töchtern gelang, den Königinnen von Frankreich und Ungarn und der Herzogin von Schlesien, brachte den grandiosen Ausgriff in die europäische Weite. Die Doppelwahl von 1196, die dem deutschen Reich mit Otto IV., dem Sohn Heinrichs des Löwen, und mit Philipp von Schwaben, dem jüngsten Sohn Barbarossas, gleichzeitig zwei Könige bescherte, verschaffte den Andechsern eine neue Gelegenheit, sich um die Staufer verdient zu machen. Der Dank Philipps bestand in der Hand seiner Nichte Beatrix von Burgund für Bertholds Sohn Otto, seit 1204 Herzog von Meranien. Als Pfalzgraf von Burgund war er Herr über ein Fürstentum, das zwischen Deutschland und Frankreich gelegen, eine große politische Rolle in Europa spielen konnte - umso tragischer war der jähe Umschwung, der gerade mit dieser Hochzeit von 1208 einsetzte. Wie so oft in der Geschichte, bedeutete die Erreichung des Höhepunktes einer Entwicklung auch die Peripetie; doch es war nicht der Hochmut der letzten Andechser, der zum Absturz führte, wie zumeist. Tragisch war, daß Otto und sein Bruder Heinrich von Istrien, ebenso wie Bischof Ekbert von Bamberg, völlig schuldlos waren. Noch war das Hochzeitsfest im Gang, als der bayerische Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, enttäuscht über Philipp von Schwaben, den König ermordete - am Hof des Bischofs von Bamberg. Dem wittelsbachischen Herzog von Bayern, Ludwig mit dem Beinamen „der Kelheimer“ - der 1231 auf der Brücke von Kelheim ebenfalls ermordet wurde - gelang es, die deutschen Fürsten von der Mitschuld des Bamberger Bischofs und dessen Bruders Heinrich von Istrien zu überzeugen; beide kamen in die Reichsacht, beide verloren Amt und Besitz und retteten sich nur durch rasche Flucht. Die bayerischen Grafschaften der Andechser riß Herzog Ludwig sofort an sich - auf eine solche Gelegenheit, den größten Konkurrenten in seinem Machtbereich auszuschalten,

mochte er schon lange gelauert haben. Er zerstörte die Burg Wolftratshausen, die Heinrich gehörte, und ließ seine Ministerialen auch in die Grafschaft Dießen einrücken. Auch nach der Rehabilitation der zu Unrecht verdächtigten Andechser führte der Bayernherzog den Kampf weiter. 1228 starb Heinrich von Istrien, der letzte Herr der Burg Andechs. Sein Andenken hält - wie Eduard Hlawitschka gezeigt hat - aus den Andechser Heiligtümern das kostbare Missale noch fest, das damit noch lange nach 1248 von den fortdauernden engen Beziehungen zwischen dem Andechser Hauskloster Dießen und dem Reliquienschatz auf dem Heiligen Berg zeugt. Sofort nach dem Hinscheiden Heinrichs machte Herzog Ludwig dessen Bruder Otto das Erbe streitig. Ludwigs Sohn und Nachfolger, Herzog Otto II., mußte zwar 1233 zurückweichen, als ein Aufgebot des Stauferkönigs Heinrich dem Herzog von Meranien zu Hilfe kam, aber der letzte Andechser, Otto VIII., war allein, als 1238 der Endkampf einsetzte. 1246 war er bereits entschieden, noch ehe Otto von Meranien 1248 auf seiner Burg Niesten am Obermain ohne männliche Nachkommen starb. (Hier bedachte er auch sein bayerisches Hauskloster Dießen mit seinem Besitz in Schondorf, wie bereits gesagt.) Mit ihm endete ein Geschlecht, das nicht nur zu den mächtigsten und angesehensten Hochadelsgeschlechtern in Europa zählte, sondern auch berühmt war durch seine hohe höfische Kultur: alle großen deutschen Dichter und Minnesänger waren auf der Plassenburg zu Gast, Heinrich von Istrien gar selbst Minnedichter; eindrucksvoll sind auch die großen Stiftungen, die auf die Andechser zurückgehen, der herrliche Dom von Bamberg vor allem, der hier noch einmal genannt werden muß.

Ob das Haus Andechs auch ohne den frühen Tod des Letzten dieses großen Geschlechts seine Machtstellung hätte behaupten können, ist eine müßige Frage; sicher ist freilich, daß die ungemaine Ausdehnung und das Fehlen eines Machtzentrums, eines kompakten Kerns, wohl auch der fehlende rücksichtslose Expansionsdrang, der die Wittelsbacher so gefährlich machte, die letzten Andechser allenthalben schon vor 1228 in die Defensive gezwungen hatte. Sie hatten ihr imponierendes Herrschaftsgebilde erworben vor allem durch glückliche Heiratspolitik - als Heiratsgut der Erbtöchter Bertholds gingen Grafschaften, Lehen und Allod nach 1248 ebenfalls an andere Geschlechter, und das Herzogtum der Andechser zerfiel wieder in

seine Teile. Der Graf von Tirol erhielt, nach kurzem Zwischenspiel der Hirschberger, die Grafschaften im Gebirge; daraus entstand das Land Tirol. Die Grafschaften in Franken erbten die Grafen von Truhendingen, die von Orlamünde und die Burggrafen von Nürnberg; die Plassenburg mit Kulmbach, ebenso Bayreuth fielen damit an die Hohenzollern, der Grundstock der späteren Markgrafschaft Ansbach-Bayreuth. Die Freigrafschaft Burgund wurde wieder selbständig.

So ungeheuerlich die Handlungsweise der Wittelsbacher Herzöge Ludwig und Otto II. auch anmutet, ohne die Verdrängung der Andechser hätte das Herzogtum Bayern keine Zukunft gehabt. Das Herzogtum der Meranier war freilich auch nur ein sehr künstliches Gebilde, wie auch der rasche Zerfall zeigt; der Zusammenhalt seiner sehr heterogenen Teile wäre auch bei längerem Bestand des Hauses Andechs nur schwerlich zu sichern gewesen, zumal die Wittelsbacher durch den Heimfall zahlreicher Grafschaften aussterbender Adelshäuser im 13. Jahrhundert immer mächtiger wurden. Zuletzt traten sie sogar, 1268, das Erbe Konradins, des letzten Staufers, an. Herr am Lechraim war seither zur Gänze der Herzog von Bayern.

Zu dem an Wert kaum abschätzbaren Bestand an Gütern, die dem Herzog von Bayern aus der Hinterlassenschaft der Andechser im südlichen und südwestlichen Bayern zufiel, kam auch der Rest des Andechser Grundbesitzes in Schondorf: wenige Sölden. 1455 schenkte sie Herzog Albrecht III. an das neu errichtete Benediktinerkloster Andechs. Auf Grund der Vogtei über das Chorherrenstift Dießen war der Herzog auch oberster Gerichtsherr über die Güter dieses Stifts, und damit auch über Schondorf. Die unmittelbare Herrschaft lag aber bei dem einstigen Treuhänder der Andechser Grafen in unserem Raum, dem Herrn der Burg Greifenberg - mit Jutta von Schondorf war das Erbe der Schondorfer an die benachbarten Ministerialen der Andechser zu Greifenberg gelangt. Das war die letzte Wirkung der historischen Verbindung Schondorfs mit dem Hause Andechs, sie dauerte bis 1848. Das Erbe, das bis heute Bestand hat, ist aus Stein: die Kirche am See, St. Jakob, die Konrad von Schondorf „mirabili opere construxit“ - in wunderbarer Arbeit errichtete. Das also feiern wir heute.

*Vortrag, gehalten in Schondorf am 23. Juli 1999 (Pfarrjubiläum 1149/1499 - 1999)



(zum nebenstehenden Beitrag)

Abram Shul mit Frau Rachel
am Gedenkstein des
KZ-Lagers Kaufering XI

Der Lebenslauf des Abram Shul

Häftling im Lager Kaufering XI und auf dem Todesmarsch

von Barbara Fenner

Abram Shul wurde 1926 in Nowy Dwor bei der Festung Modlin geboren. Nowy Dwor liegt ca. 32 km nördlich von Warschau, dort, wo Weichsel und Narew-Bug zusammenfließen. Bei Kriegsausbruch war er also 13 Jahre alt; die Familie musste gleich am 1. September 1939 aus Warschau fliehen, gerade als er eigentlich nach den Sommerferien wieder zur Schule hätte gehen sollen. Warschau, besonders das jüdische Viertel, wurde aus der Luft sehr schwer angegriffen und von deutschen Jagdflugzeugen bombardiert. Sie verließen Warschau, fuhren etwa 7 km vor die Stadt nach Hendrikow, einem kleinen Dorf an der Hauptstraße zwischen Jablonna und Nowy Dwor, um zu Verwandten zu gehen.

Aber nach einigen Tagen hatten die Deutschen auch dieses Dorf eingenommen und alle Männer verhaftet. Seinem Vater gelang es trotzdem, sich zu verstecken. Die Deutschen, die sie fragten, meinten, zwar sei ganz Polen kaputt, aber auf die Frage, ob sie nach Nowy Dwor zurück könnten, antworteten sie ja. 8 km vor Nowy Dwor in Jablonna wurden sie aufgehalten und gestoppt, mit der Begründung, die Stadt sei noch nicht erobert, es kämen schwere Kämpfe. Sie wurden angewiesen, einige Tage zu warten, der Vater musste sich wieder verstecken, ebenso er, seine Mutter, der zehnjährige Bruder Leib und die kleine vierjährige Schwester Bella. Dann konnten sie endlich zurück nach Hause fahren, etwa 15 km. Aber ihre Wohnung war inzwischen beschlagnahmt, sie durften nicht einmal hinein schauen. Viele Menschen waren in der sehr beschädigten Stadt umgekommen, es fehlten Quartiere und Familie Shul hatte Not, eine Unterkunft für die Nacht zu finden. Sie fanden schließlich mit Hilfe von Nachbarn eine Unterkunft ohne Fenster, ohne Türen und ohne Fußboden. Am Morgen liefen sie herum, um Bretter zu organisieren, damit sie nicht erfrieren, weil es inzwischen Ende Oktober und sehr kalt geworden war. Für Juden war die Lage sehr schlimm, viele wurden geschlagen und zu Zwangsarbeit gezwungen. Es gab Verbote, sie durften sich nicht frei bewegen und nicht mit der Eisenbahn fahren. 1941 wurde ein Ghetto eingerichtet. Dort musste man für Brot Schlange stehen und zwar die ganze Nacht über bis zum frühen Morgen, trotzdem gab es nicht immer Brot, weil die Bäcker nicht genug Mehl zum Backen bekamen. Die Deutschen veranstalteten eine Razzia, um die Anzahl der Juden zu verkleinern. Dazu wurden sie auf den Marktplatz getrieben. Dabei wurden sie von Wehrmachtssoldaten, nicht von SS-Leuten, mit Gewehrkolben geschlagen. Wer nicht sofort aus den Wohnungen herauskam, wurde ermordet. Anschließend begann die Selektion. Ein Drittel der jüdischen Bevölkerung des Ghettos wurde ins Munitionslager der polnischen Armee in halben Bunkern mit Betonfußboden gebracht (A. Shul nennt dieses polnische Munitionslager Bunker, auch Fort, es lag bei der Ortschaft Pomiechow). Bis zum nächsten Morgen gab es kein Essen, keine Decken. Seinem Vater, ihm, dem kleinen Bruder und der kleinen 4-jährigen Schwester gelang es zu fliehen. Sie schlichen zurück ins Ghetto, allerdings ohne die Mutter, die blieb für 7 Monate zurück, bis eine Typhus-Epidemie ausbrach. Das gesamte Vernichtungslager wurde später liquidiert. Die Menschen durften nicht ins Ghetto zurück, sondern mussten ca. 10 km südlich der Stadt bei einem Wald namens Reissewo, wo es einige Feuerstellen gab, unterkommen. Die Leute mussten über diese Focus Fire (Brandherde?) springen. Viele Juden sind verbrannt, aber seiner Mutter gelang es, sich zurück ins Ghetto zu retten. Für kurze Zeit waren die

Shuls nun wieder mit ihrer Mutter zusammen. Inzwischen brach das Jahr 1942 an. Am 12. Dezember 1942 wurden sie erneut vertrieben. Dabei erfuhren sie nicht etwa vorher, dass das Ghetto liquidiert werden sollte, sondern es gab am frühen Morgen des 12. Dezember eine Art Überfall, als es noch dunkel war. Dabei wurde auf brutale Weise herumgeschrien, es krachte, weil geschossen wurde, und es hieß: „Los, los, raus, raus, antreten!“ Wer dieser Aufforderung nicht nachkam, der wurde erschossen. Deswegen haben sie zu Hause alles liegen lassen und nur Kleinigkeiten mitgenommen.

Insgesamt waren es noch etwa 2000 Menschen, die überlebt hatten, denn vorher waren schon etwa 4000 Menschen in zwei Transporten nach Treblinka geschickt worden, von denen niemand am Leben blieb.

Abram und seine Familie kamen nach zwei Tagen Transport in Viehwagen ohne Essen und ohne Wasser am 14. Dezember 1942 in Auschwitz an, wo sie wieder getrennt wurden. Seine Erinnerung an die Rampe ist die Hölle. Den Menschen wurde mit Gewehrkolben über die Köpfe geschlagen. Die Frauen mussten mit den Kindern auf die linke Seite und die Männer auf die rechte Seite. So hat Abram sich seinem Vater angeschlossen. Seinen kleineren Bruder Leib, drei Jahre jünger als Abram, haben die Nazis nicht durchgelassen, ebensowenig wie Bella, seine siebenjährige kleine Schwester; die prophezeite bei diesem letzten Abschied, dass sie sich dieses Mal nicht mehr wiedersehen würden. So klein sie auch war, das hat sie gewusst. Auch sie wurde mit allen anderen, ca. 1500, in eine große Baracke weggetrieben zum Vergasen. Die Mutter, der drei Jahre jüngere Bruder und die kleine siebenjährige Schwester wurden alle drei gleich umgebracht mit Zyklon B. Anschließend wurden die Leichen verbrannt, und zwar in großen Massengräbern außerhalb des Lagers. Diese Massengräber sind bis heute zu sehen. Abram erzählt, dass er diese brennenden Leichenberge und die Massengräber damals gesehen hat.

Abram und sein Vater kamen nach Auschwitz-Birkenau. Dort begann ein Kampf ums Überleben, die Frage, ob man aufgeben oder sich wehren sollte, entstand dabei. Unglaublich, was ein Mensch alles aushalten kann! Wie die Tiere wurden sie in gleichgültige, leidende, machtlose Kreaturen verwandelt. Abram hatte eine Magenvergiftung, er konnte drei Wochen nichts essen außer etwas Ersatzkaffee. Aber er konnte es sich nicht leisten, um medizinischen Hilfe zu bitten, sonst wäre er nicht am Leben geblieben. Denn die, die um Hilfe baten, kamen gleich ins Krematorium.

Zu Beginn des Jahres 1943 bekam Abram Malaria. Sein Vater trieb irgendwoher etwas Chinin auf. Dann musste er in diesem Zustand eine Selektion von Dr. Mengele überstehen. Damals brachte der ein halbes Lager ins Krematorium, das war die Zeit, in der die Krematorien ihre Arbeit aufnahmen.

Zuvor hatte Abram in dem sogenannten Herkules-Kommando beim Bauen gearbeitet. Herkules-Kommando wurde die Baustelle des Krematoriums genannt. Abram erklärt die Bedeutung des Namens als die eines Monsters von ungeheurer Scheußlichkeit, stark und unbekämpfbar. Außerdem schickte man ihn auch noch in andere Kommandos zum Planieren des neu gebauten Lagers.

Im November 1944 kam er auf den Transport nach Sachsenhausen, anschließend ins Kauferinger Lager XI. Im Lager XI wurden sie gleich zur Arbeit getrieben, ca. 4 km zur Baustelle Moll. Früh Morgens war es noch dunkel und

am Abend bei der Rückkehr war es ebenfalls dunkel. Die Arbeit nennt er eine „Vernichtungsarbeit“, weil sie zum Bau bei der Baustelle Moll 50 kg schwere Zementsäcke auf dem Rücken im Laufschrift schleppen mussten. Diese Schwerarbeit war besonders wegen der extrem schlechten Ernährung einfach nur ganz kurze Zeit zu leisten. In den aufgebrachten Zement auf der Baustelle Moll sind auch Juden hineingefallen, die Säulen sind voll mit Juden, die misshandelt wurden und hinein fielen oder hinein gestoßen wurden. Sie wurden von SS-Männern misshandelt und geschlagen, dabei waren auch Soldaten der Wehrmacht und ein Hauptscharführer Otto Moll, den er schon aus Birkenau kannte, wo dieser Kommandant war. Er wurde von den Häftlingen Schweinemetzger genannt, weil er kein Mensch, sondern ein Schlächter war, der Kinder lebendig ins Feuer geschmissen hat. Abram sagt: „Ich bin ein Zeuge, weil ich ihn gekannt habe. Aus Birkenau.“ Otto Moll hat auch ihn selbst schwer geschlagen.

Im Lager XI blieb Abram Shul bis zum 27. April 1945, anschließend musste er auch noch auf den Todesmarsch über Fürstenfeldbruck nach Allach, von hier vermutlich nach Dachau und dann erst nach Planegg, Krailling, Gauting,

Starnberg, Wolfratshausen, bis nach Buchberg, heute Geretsried. Dort wurde er am späten Nachmittag des 30. April zum 1. Mai befreit. Das ist sein Befreiungstag.

Nach der Befreiung lebte Abram Shul in Garmisch-Partenkirchen. Zunächst versuchte er, jemanden von seiner Familie wiederzufinden, aber es hatte niemand überlebt. Er war 19 Jahre alt und ohne jede Ausbildung, zudem ohne Schulbildung. Jeden Tag fuhr er nach München in die Elisabethschule, um Autoschlosser zu lernen. Die viele Fahrerei war sehr anstrengend, schließlich wurde sie ihm zu viel, so dass er wegen der Überanstrengung 1948 krank wurde. Im September 1948 wanderte er nach Israel aus und musste dort zunächst für zwei Jahre zum Militär, dann erst konnte er ein neues Leben beginnen. Er lernte in Israel seine Frau Rachel kennen und heiratete 1951. Sie bekamen zwei Kinder, Jossi, ihren Sohn, und als zweites ihre Tochter Zahawa.

Abram Shul hat diese Zusammenstellung seines Lebenslaufes erhalten und rnr am 12.8.2000 schriftlich hiermit sein Einverständnis gegeben, dass sie an die Gedenkstätte Dachau übergeben wird. Heute leben Abram und Rachel Shul in 58395 Holon, Nowy Dworzstraße 3 in Israel.

Vollständiger Kreislauf

von Joe Hausner¹ (Übersetzung: Barbara Fenner)

Dem emeritierten Professor der Medizinischen Universität von Columbia in NY, Dr. Joseph Weiss, wohnhaft in Flushing, möchte ich meinen Dank ausdrücken. Er rettete mein Leben, und das nicht etwa als Arzt, sondern als Lagerschreiber des KZ-Kommandos Kaufering, Lager I.

Zusammen mit 30.000 KZ-Häftlingen hatten mich die Nationalsozialisten in den letzten zehn Kriegsmonaten nach Landsberg in das größte Außenlager des KZ Dachau gebracht. Aus ihrer Sicht bestand unsere Schuld darin, dass nahezu alle von uns als Juden angesehen wurden, dazu kamen auch wenige einzelne politische Häftlinge. Aus unserer Sicht waren wir Ungarn, Rumänen, Tschechen, seltener Deutsche, Österreicher, Griechen, Italiener, Belgier... , denn wir kamen aus nahezu allen Nationen Europas. Die Verständigung untereinander war deswegen schwierig.

Vor 56 Jahren, etwa in der gleichen Jahreszeit wie jetzt, war ich in Kaufering III ein hoffnungsloses Wrack, entmenschlicht, von allem Humanen entblößt, ein Muselman auf der niedrigsten Stufe der KZ-Rangleiter, und das durch die in diesem KZ übliche Überarbeitung, Unterernährung, durch schlechte Schuhe, offene Wunden an den Füßen und durch verschiedene andere Unfälle am Arbeitsplatz eines KZ-Häftlings.

Wir mussten 1944/45 die Außenarbeiten auf einer halb unterirdischen Baustelle leisten und wurden bei extremsten Bedingungen zur 12-Stunden-Schicht als Sklavenarbeiter gezwungen. Deswegen überlebte nur weniger als die Hälfte von uns diese mörderischen 10 Monate in Kaufering/Landsberg.

Alle vier bis fünf Wochen gab es eine Selektion im KZ-Lager. Dabei wurden die Unglücklichen ausgesondert, die durch die unmenschlichen Arbeitsbedingungen derartig her-

untergekommen waren, dass sie für die Sklavenarbeit auf der Baustelle der unterirdischen Flugzeugfabrik nicht länger zu gebrauchen waren. Sie erhielten das Angebot, auf Transport zu gehen in ein sogenanntes Erholungslager. Viele meldeten sich freiwillig, sie hofften auf eine gerade noch mögliche Chance zum Überleben, weil sie die traumatisierende KZ-Haft nicht länger ertragen konnten. Wieder andere, die sich nicht meldeten, aber völlig heruntergekommen aussahen, wurden zur „Erholung“ ausgewählt. Der Lagervorstand, nämlich der Lagerälteste, hielt diese Überraschungs-Inspektion während des Appellstehens in der frühen Dämmerung ab und befahl dem Lagerschreiber, diejenigen, die selektiert wurden, aufzuschreiben. Diese mussten an diesem Tag nicht arbeiten. Am nächsten Morgen wurde ihre Nummer aufgerufen, sie wurden gesondert in Reih und Glied aufgestellt, erhielten eine Brotration, marschierten zum nahegelegenen Eisenbahn-Haltepunkt und wurden in einen Viehwaggon eingeladen. Niemals bekam man je wieder etwas von ihnen zu hören. Die Art und Weise, mit der sie in den Viehwagen eingeladen wurden, wies nicht gerade auf eine sanfte Behandlung hin, die sie in einem Erholungscamp zu erwarten hatten.

Einige Jahre später sah ich die KZ-Lager-Liste, die erhalten geblieben ist, im Jüdischen Museum in New York. Neben vielen Namen stehen die Worte „nach Auschwitz“ sowie das Datum Ende 1944. Zudem las ich die Zeugenaussagen der Auschwitz-Ärzte: nach ihrer Ankunft, und zwar ohne jede weitere Selektion, wurden sie vergast.

Anfang November 1944 wurde auch ich für das „Erholungslager“ ausgewählt. Der Lagerschreiber war Jöschka oder Joe, jener Dr. Joseph Weiss, der jetzt in Flushing, N.Y. lebt. Er kannte mich damals zwar schon länger, denn ich war sein „regelmäßiger Bettler“. Jeden Morgen, nach der Rückkehr von der Nachtschicht, ging ich zu seinem Schreibbürofenster, und er gab mir die Überreste seines Frühstücks. Ich erwartete allerdings nicht etwa, dass er mich wiedererkennen würde, während er mich auf die Liste der Verdammten setzte.

Ich hatte dunkle Vorahnungen. Zwar wusste ich nicht, was das für ein Erholungslager sein sollte, aber mein

¹ Weitere Aufzeichnungen des Autors über die traumatisierenden Erfahrungen in den Kaufering/Landsberger Lagern:

Joseph Hausner, *Surviving the Cold Crematorium. Concentration Camps and Genocide in Kaufering-Landsberg*. Chicago 1995. Ders., Viktors Katze, in: *Gericht und Gerechtigkeit*. Dachauer Hefte. Studien und Dokumente zur Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. 13. Jg. 1997, Heft 13 (Dezember 1997), S. 119-122.

Instinkt sagte mir, dass es den Tod bedeutet. Nach dem Antreten zum Appell ging ich erneut zu seinem Bürofenster, nicht wegen der Überreste seines Frühstücks, sondern um ihn darum zu ersuchen, dass er mich von der Liste tilge. Ich war nahezu 18 Jahre alt und weinte wie ein Kind, und außerdem lief mir auch noch meine Nase. Für ihn bedeutete das Erfüllen meiner Bitte ein großes Risiko, aber er tilgte mich von der Liste. Er veranlasste das aus eigenem Antrieb ohne die Erlaubnis seines Vorgesetzten. Wenn er entdeckt worden wäre, dann wäre er aus seiner vergleichsweise sicheren Position als Lagerschreiber herausgerissen worden, um wieder zurück zu fallen in die Stellung des gewöhnlichen Sklaven mit dürftigen Überlebenschancen.

Als Mensch bedeutete ich ihm nichts. Er war Tscheche, ich war Ungar. Er war ein Doktor der Medizin, ich war gerade mal Student. Wir waren auch nicht gleichaltrig. Aber er rettete mein Leben, weil er das so wollte. Es war ein Akt reiner menschlicher Solidarität.

Einen Monat später beim Morgenappell sagte er mir, ich solle mich freiwillig zum nächsten „Erholungsaufenthalt“ melden. Ich erinnerte mich daran, dass er zu mir sagte: „Dieses Mal ist das sicher.“ So war es. Zu diesem Zeitpunkt arbeiteten die Krematorien von Auschwitz nicht mehr. Die nutzlosen Mitbewohner wurden in ein nahegelegenes KZ-Lager gebracht. Zwar waren wir ohne medizinische Versorgung, ohne Medikamente, außerdem erhielten wir weniger als die übliche Hungerration, aber im „Krankenlager“ gab es keine „Vernichtung durch Arbeit“, wie die SS zynisch unser Programm nannte, noch nicht einmal den Zwang zur Arbeit. Wenn du glücklich bist, hast du eine Chance zu überleben. Ich war glücklich.

Nach dem Krieg versuchte ich vergeblich, meinen Retter zu finden, damit ich ihm für mein Leben danken konnte. Ich

hoffte, dass er überlebt habe, aber ich war mir dessen nicht sicher. Fünfzig Jahre später, und zwar eher durch Zufall als durch systematische Suche, fand ich heraus, dass er überlebt hatte, dass er ebenfalls nach USA gekommen war und jetzt in Flushing lebt. Ich besuchte ihn und verspätet dankte ich ihm. Er erkannte mich natürlich nicht mehr wieder, denn ich war lediglich einer von vielen, die er gerettet hatte. Ich bin glücklich, dass er mich heute als seinen Freund ansieht.

Zwei Monate vor diesem Abenteuer rettete auch ich das Leben eines mitgefangenen Kameraden. Ich war in der gleichen Nachtschicht zur Arbeit eingeteilt wie ein rumänischer Gynäkologe aus Cluj, Dr. Louis Schlinger. Aus der Sicht der KZ-Lagerinsassen war er „alt“ - er befand sich ungefähr im vierzigsten Lebensjahr. Eines Nachts erwischte es ihn mit einem schrecklichen Brechdurchfall, er konnte die drei Meilen Fußmarsch niemals durchhalten, die wir zum Arbeitsplatz gehen mussten. Hätte er dann noch versucht, die ihm zugeteilte Arbeitsmenge Erde umzuschaukeln, dann wäre er in dieser Nacht oder spätestens am Tage danach vor Erschöpfung gestorben. Das hatten wir mit anderen vor ihm bereits erlebt. Damals war ich noch in guter Verfassung, und in dieser Nacht erledigte ich beide Aufträge, seine und meine. Solange die Arbeit erledigt war, kümmerte sich unser Vorarbeiter (Kapo) nicht um die Umstände.

Er war unglaublich dankbar. Er versprach mir sogar, dass ich nach dem Krieg seine wunderschöne Tochter treffen sollte, die gleich alt wie ich war. Nach diesem Ereignis sah ich ihn nicht mehr wieder. Ich erwartete auch nicht, dass er überlebt hätte. Viele Menschen in seinem Alter starben. Ich hatte sogar seinen Namen vergessen, aber das Erlebnis hatte ich nicht vergessen.

Fünfzig Jahre später las ich ein Buch über die Verhöre der Auschwitz-Ärzte von 1963-1965 vor einem deutschen



Joe Hausner (m.) mit Frau (li.) und dem damaligen Oberbürgermeister Rößle vor dem KZ-Lager Kaufering XI

Gericht in Frankfurt². Einer der Hauptangeklagten war Viktor Capesius, Chef der Auschwitz-Apotheke, verantwortlich für vielfach todbringende pharmakologische Versuche mit noch nicht zugelassenen Medikamenten an künstlich infizierten Häftlingen, der zudem an der Rampe bei den Selektionen mitgeholfen hatte, die Menschen ins Krematorium zu schicken. Bevor er zur SS ging, war er Apotheker oder ein Mann in ähnlicher Position aus der Gegend von Cluj in Rumänien. Er kannte die meisten Ärzte dieser Gegend. Das Gericht verurteilte ihn zu neun Jahren Zuchthaus. Der Hauptankläger war Dr. Louis Schlinger, Gynäkologe aus Cluj, der ihn auf der Rampe von Auschwitz wiedererkannt hatte. Das war derselbe Dr. Schlinger, dessen Tagesleistung von Erde ich in einer Nacht im September 1944 geschaufelt hatte. Von Freunden erfuhr ich, dass seine Tochter, von der mir versprochen worden war, dass ich sie nach der Befreiung treffen sollte - jetzt in Israel lebt.

Das dritte Abenteuer ereignete sich mit meinem Freund Leslie³, der ebenfalls aus Cluj stammt. Wir waren beide gleichaltrig und hatten kaum das Abitur hinter uns, als wir vom Holocaust weggeschwemmt wurden. Wir schlossen zu Beginn unserer Sklaverei Freundschaft, und wir steckten so eng zusammen wie wir nur konnten, fast bis zum Ende, sogar noch im sogenannten Krankenlager, das auch unter dem Namen Typhus- oder Hungerlager bekannt wurde. Ich war sicher, dass er nicht überlebt hatte.

² Hermann Langbein, Der Auschwitz-Prozess. Eine Dokumentation. Wien, Frankfurt am Main, Zürich 1965.

Bert Nauman, Auschwitz. Bericht über die Strafsache gegen Mulka u.a. vor dem Schwurgericht Frankfurt. Frankfurt 1965.

Kazimierz Smolén, Bestrafung der Verbrecher von Auschwitz. In: Auschwitz: Nationalsozialistisches Vernichtungslager. Warszawa 1978, S. 196.

³ Leslie, bzw. Ladislaus Ervin-Deutsch, Nachtschicht im Arbeitslager III in Kaufering. Sklavenarbeit im KZ, Dachauer Hefte.

Studien und Dokumente zur Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. 2. Jg. 1986, Heft 2 (November 1986), S. 79-122.

Dgl. Palaver. Gericht und Gerechtigkeit, Dachauer Hefte. Studien und Dokumente zur Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. 13. Jg. 1997, Heft 13 (Dezember 1997), S. 181-199.

Viele Jahre später, erst 1995, fand ich heraus, dass er in Hamburg, in Deutschland lebte. Wir haben uns inzwischen einige Male getroffen und sind heute noch enger befreundet als vor mehr als fünfzig Jahren. Er sagt, ich hätte sein Leben gerettet.

Er war dabei, sich wieder vom Typhus-Fieber zu erholen. Sich wieder zu erholen hiess, Tage und Wochen lang ununterbrochen auf Stroh in den verwahrlosten halb unterirdischen Erdhöhlen zu liegen, mit einer geringen Überlebenschance. Manchmal gelang es, eine nicht gegessene Ration von denen, die gestorben waren, zu organisieren.

Als Kopfkissen legte man sich ständig die Schuhe unter den Kopf. Es ging dabei nicht unbedingt darum, den Kopf zu stützen, sondern darum, zu verhindern, dass die Schuhe gestohlen wurden. Wer im KZ ohne Schuhe war, ganz besonders im Winter, besaß eine Überlebenschance von Null. Eines Nachts wurden Leslie die Schuhe unter seinem Kopf weg gestohlen. Er war sicher, dass es diesmal aus war mit ihm. Er erzählte mir alles und gemeinsam mit Freunden gingen wir los und stahlen ihm ein anderes Paar Schuhe seiner Größe. Das rettete ihm sein Leben.

Ich kann mich zwar nicht mehr an diesen Vorfall erinnern, aber sehr wohl noch an seine Bedeutung. Wenn es sich so zugetragen hat, dann müssen wir die Schuhe von einem der Toten gestohlen haben, die am frühen Morgen vor den Erdhöhlen aufgestapelt lagen. Diese Schuhe müssen in einem besonders schlechten Zustand gewesen sein, weil sie das Beerdigungskommando nicht weg genommen hatte, bevor wir ankamen. Leslie trug diese Schuhe noch, als während seiner Evakuierung der Eisenbahnzug von den Alliierten beschossen wurde. Er versuchte zu fliehen, aber er wurde dabei von einem der SS-Aufseher ins Knie geschossen und fiel wegen des Blutverlusts in Ohnmacht. Als er wieder zu sich kam, wachte er im Wehrmachts-Lazarett der Benediktinerabtei St.Ottilien nahe der Stadt Landsberg auf, das von der US-Armee befreit worden war. Er erzählte, seine Schuhe seien wieder verschwunden und ich sei nicht da gewesen, um ihm ein weiteres Paar zu stehlen.

Zwangsarbeit in Landsberg

von Dr.Ernst Raim

Arbeit ist für gewöhnliche sterbliche Menschen die einzige Möglichkeit, sich den Lebensunterhalt zu sichern: Ein Zwang, aber nicht Zwangsarbeit. Zwangsarbeit von Ausländern während des Krieges in Deutschland, vornehmlich von Osteuropäern, wurde erst heuer als entschädigungsfähiger Tatbestand von NS-Unrecht anerkannt. Hierbei gilt zu bedenken, dass von den etwa 5 Millionen „angeworbenen“ fremdvölkischen Arbeitskräften im Osten nicht einmal 200000 freiwillig zu uns kamen - so Fritz Sauckel, seit März 1942 Generalbevollmächtigter für den Arbeitseinsatz.

Werfen wir einen Blick auf die vielfältige und im Laufe des Krieges immer mehr zunehmende Zwangsarbeit in Landsberg!

Wie überall im Reich wurde anfänglich eine vollständige Umstellung auf Kriegswirtschaft vermieden. Nur einige Betriebe wurden hier „wegen Einberufung zur Wehrmacht“ „vorübergehend“ geschlossen, bei anderen versuchte man die Lücken durch Dienstverpflichtungen von Männern aus anderen Betrieben oder von Frauen zu schließen. Eine Liste der Stadtverwaltung vom 27.Februar 1943¹ gibt Auskunft

über die 117 in Privathaushalten untergebrachten „Fremdarbeiter“, die im örtlichen Handwerk und Einzelhandel zum Einsatz kamen. Viele von ihnen, meist Polen, waren in der Landwirtschaft beschäftigt (Heilig-Geist-Spitalstiftung 14, Zehnerhof 7, Klostergut der Dominikanerinnen 4; insgesamt 40). Arbeit- und Quartiergeber waren hier identisch. Nicht immer so bei den 77 gewerblich beschäftigten „Fremdarbeitern“: Allein 10 Ausländer waren im Gasthof „Kristeiner“ untergebracht. Da sie qualifizierte Metallberufe hatten, dürfte diese Gastwirtschaft als Arbeitgeber wohl ausscheiden; vergleichbar wohl auch Kolonialwaren Alte Bergstraße 403 mit 7 und Obsthandel Vorderanger 274b mit 6 Ausländern. Erst bei weniger als 5 Personen (z.B. Holz- und Kohlehandel Spöttinger Straße 2) liegt nahe, dass Quartier- und Arbeitgeber personengleich waren. Bei einem Teil der „Fremdarbeiter“ fällt auf, dass ihr Beruf (Bäcker, Metzger, Frisör, Schneider, Schuhmacher, Elektriker) genau der Branche des Quartiergebers entsprach; offenbar lag eine gezielte Vermittlung vor, die bis zum Küchenchef für ein Hotel ging.

Die meisten Ausländer kamen nach der Eroberung ihres Heimatlandes durch die Wehrmacht nach Landsberg, also ab 1939 aus Polen, ab 1940 aus Frankreich, Belgien und den Niederlanden, ab 1941 aus Jugoslawien und der Sowjetuni-

¹ Stadtarchiv Landsberg, Akt „Überwachung“

on. 1939 wurden 5 Zugänge ziviler Fremdarbeiter in Landsberg registriert, 1940 29, 1941 48 und 1942 32. Der Nationalität nach handelte es sich um 47 Polen, 30 Russen, 5 Holländer, 4 Franzosen, 4 Kroaten und diverse andere; „privilegiert“ unter ihnen waren die 11 „verbündeten“ Italiener. Es darf angenommen werden, dass sich unter den 30 erwähnten „Russen“ zahlreiche Ukrainer befanden, während die 3 aufgeführten „Weißrussen“, da sie vor Beginn des Überfalls auf die Sowjetunion nach Landsberg gekommen waren, wohl „weiße“, d.h. antikommunistische Russen waren, also nicht aus der jetzigen Republik Belarus (Weißrussland). Zu diesen fremdvölkischen Arbeitskräften in deutschen Haushalten dürften in der Folgezeit nur noch wenige hinzu gekommen sein, weil solche in den letzten Kriegsjahren in Betriebe der Rüstungswirtschaft gelenkt wurden.

Da die Überwachung der Millionen Fremdarbeiter im Reichsgebiet immer schwieriger wurde, verständigten sich Himmler und Bormann darauf, dass dies die in den Gemeinden ansässigen NSDAP-Funktionäre übernehmen sollten. Die Mitwirkung dieser „Volkstumshelfer“ bei der Abwehr von Gefahren, die sich aus dem Einsatz ausländischer Arbeitskräfte ergaben, wurde per Rundschreiben der Gestapo München vom 3. Februar 1943² geregelt. In einem Merkblatt wurden Anweisungen für eine differenzierte Behandlung der verschiedenen Ausländerkategorien gegeben, eine Mixtur politischer und rasse-ideologischer Gesichtspunkte:

1. Stärksten Beschränkungen und Diskriminierungen unterlagen Polen und Russen („Ostarbeiter“) mit stigmatisierenden Kennzeichen auf der Kleidung, daneben Serben, Slowenen, Balten, Tschechen und andere „Feinde“.
2. Eine taktvolle Behandlung wurde nahegelegt bei Verbündeten: Slowaken, Kroaten, Ungarn, Rumänen, Bulgaren, auch Spanier und Franzosen.
3. Italiener, damals noch herausgehobene Verbündete, waren als Achsenpartner entsprechend der deutsch-italienischen Kampfgemeinschaft zu behandeln.
4. Angehörige germanischer Völkerschaften (Flamen, Holländer, Dänen, Norweger) wollte man für eine Kampfgemeinschaft gegen Bolschewismus und Plutokratie gewinnen.
5. Volksdeutsche und für „eindeutschungsfähig“ Erklärte waren wie Deutsche zu behandeln.
6. Andere Ausländer (Portugiesen, Schweizer, Türken, Schweden, Finnen) fielen nicht unter diese Richtlinien.

Ob sich da die „Volkstumshelfer“ in dem Völkergemisch noch ausgekannt haben? Wie weit durften Kontakte zu den einen oder anderen gehen, wann waren solche unerwünscht, wann strafbar? Im Kampf gegen die „Schwächung der Wehrkraft und des Wehrwillens“ sollten die Volkstumshelfer Spitzeldienste leisten und jedes Zuviel an Gemeinsamkeit mit „Fremdvölkischen“, auch jede Zersetzung und Flüsterpropaganda von Volksgenossen bei der örtlichen Polizei melden. Am Ende standen oft Gerichtsverfahren³.

Zahlenmäßig bedeutender war der Arbeitseinsatz von Ausländern in den größeren Landsberger Betrieben, vornehmlich der Pflugfabrik und der BAWAG. Auch wenn Unterlagen nicht mehr vorhanden sind oder Einsicht nicht gewährt wird (Pflugfabrik!), so lassen sich doch Aussagen über den Umfang der Ausländerarbeit machen. Eine Übersicht der Schutzpolizei über die in Barackenlagern untergebrachten in- und ausländischen Arbeiter vom 11. September 1944 und eine geheime Anordnung des Landrats über das Verhalten bei Unruhen fremdländischer Arbeiter vom

9. Oktober 1944⁴ geben Auskünfte über die Größe der Barackenlager⁵: Im Ostarbeiterlager der Pflugfabrik in der Kiesgrube an der Spöttinger Straße (Lagerführer Zodel) befanden sich 143 männliche Arbeitskräfte, davon 3 Deutsche, und 25 Ausländerfrauen mit 14 Kindern. Das Ausländerlager der Pflugfabrik am Forellenbach an der Spöttinger Straße (Lagerführer Holzapfel) war belegt mit 4 Inländern und 166 Ausländern, darunter 21 Frauen. Der tschechische Zwangsarbeiter Jaroslav Svec beschreibt die damaligen Lebensverhältnisse⁶:

„Unser Leben bewegte sich in einem engen Kreise. Die meiste Zeit verbrachten wir eigentlich in der Fabrik, Bayerische Pflugfabrik. Ich konkret in einem hinzugebauten Gebäude, in dem Hüllen für Artillerie- und Flakgranaten hergestellt wurden. Es wurde 72 Stunden wöchentlich gearbeitet. Eine Woche Tagschicht, die zweite Woche Nachtschicht, von 6 bis 18 oder von 18 bis 6 Uhr. Es wurde in einem unvergleichlich schmutzigen Innenraum gearbeitet, glücklicherweise konnte man sich jeden Tag waschen. Anders wäre es gar nicht gegangen. Es fehlte allerdings Waschpulver. Jeder bekam nur ein Päckchen Waschpulver und eine Ersatzseife. Was das war! Das hölzerne Lager war gleich neben der Fabrik. Wir überschritten die Eisenbahngleise des Zuges von Kaufering nach Landsberg und weiter nach Schongau, und neben dem Bach, der damals durchfloss, war das Lager für uns Ausländer. Das Lager war voller Ungeziefer. Es waren Berge von Wanzen, die wir zusammenkehrten und im Ofen verbrannten. Aber ihre Vernichtung war unmöglich, auch nicht, nachdem das Lager ausgeräuchert worden war. Besonders einige Bewohner dieser Einrichtung litten unendlich, sie schliefen nicht auf ihrer Liegestatt, sondern saßen bekleidet beim Tisch. Ich erinnere mich an einen griechischen Jungen, 16 Jahre alt, dessen Eltern wegen antifaschistischen Widerstands hingerichtet worden waren. Er lebte mit uns in unserem Raum. Er litt so darunter wie ich es beschrieb. Etwa seit der Mitte des Jahres 1944 begannen uns die Kleiderläuse zu plagen, die bekannt sind das die Überträger des Typhus. Damals dort Typhus zu bekommen bedeutete eine tödliche Bedrohung, denn es existierte keine medizinische Pflege...“ Bei der BAWAG wurden insgesamt 148 männliche und 4 weibliche ausländische Arbeitskräfte registriert, davon im Gemeinschaftslager Münchner Straße (Lagerführer Zollner) 129, in der Ausweichbaracke am Hindenburgring 18 und 5 Personen in der Baracke bei der Staustufe 15.

Neben den in privaten Haushalten und bei den Gewerbebetrieben untergebrachten Ausländern gab es 1944 noch insgesamt 130 Kriegsgefangene, die in 5 kleinen Lagern (unter Aufsicht von Kontrollbezirksführer Feldweibel Reis) untergebracht waren, nämlich (der Größe nach) im Nonnenbräukeller an der Epfenhauser Straße, im Bayerturm-Anwesen Alte Bergstraße, im Waizingerbräukeller, Kristeinerbräukeller und bei der Kiesgrube, sämtliche drei an der Augsburgener Straße. Diese Kriegsgefangenen waren wohl im Interesse der örtlichen Wirtschaft tätig, und das zu relativ erträglichen Bedingungen, da die Überwachung weitgehend den Betrieben oblag. Der Status der Kriegsgefangenen wurde entsprechend dem Kriegsgeschehen manchmal geändert: Nach der Entmachtung Mussolinis verwandelten sich die italienischen Waffenbrüder in Kriegsgefangene. Nachdem sich die

⁴ Stadtarchiv Landsberg, Akt „DP-Lager“ 062/2

⁵ Die Zahlen des Alarmplans zur militärischen Niederschlagung von Ausländerunruhen vom 9.10.1944 weisen gerundete Zahlen auf, weshalb auf die Polizeiübersicht vom 11.9.1944 zurückgegriffen wird. Für die beiden Lager der Pflugfabrik besteht eine Abweichung von 352 (September) zu 370 Personen (Oktober 1944). Für die BAWAG-Lager sind die Zahlen identisch.

⁶ Brief von Jaroslav Svec, 58001 Havlickouv Brod, Tschechische Republik, vom 25. März 1996

² Stadtarchiv Landsberg, Akt „Überwachung“. Vom Landrat an die Bürgermeister weitergeleitet am 23.2.1943

³ Siehe hierzu den Beitrag von Edith Raim: „Frauen aus dem Landkreis Landsberg vor dem Sondergericht München“ im noch nicht erschienenen Buch „Frauen im Landkreis“ (Arbeitstitel)

faschistische Republik von Salò in Oberitalien etabliert hatte, erhielten die italienischen Kriegsgefangenen im August 1944 den Status von Zivilarbeitern. Das ist in so weit von Belang, weil Kriegsgefangenschaft aus völkerrechtlichen Gründen keine Ansprüche auf Zwangsarbeiterentschädigung begründet. Eine Ausnahme bilden hier die in vier Baracken des KZ-Außenlagers Kaufering IV (Hurlach) inhaftierten sowjetischen Kriegsgefangenen.

Auffallend ist der relativ hohe Anteil von Italienern im Raum Landsberg während der Kriegsjahre, sicher teilweise bedingt durch die Aktivitäten der „Organisation Todt“ (OT). Die Ausländer-Personalakten des Landkreises Landsberg, diesbezüglich einer der am besten dokumentierten Landkreise Oberbayerns⁷, verzeichnen die Namen von 1602 Italienern von insgesamt 5261 Ausländern. Sie stellen damit die größte Gruppe dar. Zwar sind noch mehr „Polen“ (1745) registriert, doch sind davon mehrere hundert Tschechen abzuziehen, weil diese aus unbekanntem Gründen nicht als eigene Nation aufgeführt wurden. Es folgen „Russen“ (695) - auch bei ihnen ist einschränkend zu bemerken, dass sie eine dreistellige Dunkelziffer Ukrainer enthalten - , dann 405 Franzosen. Vom Rest (820) sind einige nicht aufgliederbare „Jugoslawen“, 105 Bulgaren usw.

Während 1944 von den von Mussolini für die Rüstungsbauten versprochenen italienischen Arbeitern nur wenige in Landsberg eintrafen, erlangte die OT immer größere Bedeutung. Ihr traute Hitler zu, mit Rüstungsminister Speer (seit 2.9.1943) die Rüstungsproduktion trotz Bombenschäden aufrecht zu erhalten und darüber hinaus zu steigern, und das, obwohl durch Aufhebung von zwei Dritteln aller U.K.(„unabkömmlich“)-Stellungen eine Million deutscher Arbeiter für die Wehrmacht freigesetzt werden musste. Der Höhepunkt der deutschen Kriegsrüstung wurde so im Juli 1944 erreicht.

Das Jahr 1944 brachte auch in Landsberg Beschäftigung von Zwangs- und Sklavenarbeitern in einem bislang unvorstellbaren Ausmaß, in welche die OT mehr als anderswo involviert war. In fünf Gemeinschaftslagern war das Führungs- und Fachpersonal der OT in der Stadt untergebracht⁸:

Kristeiner am Vorderen Anger (Lagerführer Pioch): 94 Inländer, 45 Ausländer;

OT-Zimmerei Augsburgsberger Straße (Lagerführer Engelhardt): 110 Inländer, 7 Ausländer;

Zederbräu am Hauptplatz (Lagerführer Hörtsch): 50 Inländer, 22 Ausländer;

Waitzingerbräukeller an der Augsburgsberger Straße (Lagerführer Eisenbart): 27 Inländer, 15 Ausländer;

Schlossberg (Lagerführer Heckmann): 7 Inländer.

Insgesamt somit 288 Inländer und 89 Ausländer, darunter keine Frauen.

Im Rahmen der Aufrüstung wurde im Landsberger Frauenwald von der Dynamit AG (DAG) ab Frühjahr 1939 unter dem Tarnnamen „Werk Hopfen“ der Bau einer Nitrozellulosefabrik begonnen, der eine Salpetersäurefabrik folgen sollte. Wegen der Geheimhaltung waren die über 2000 deutschen Bauarbeiter innerhalb des DAG-Geländes untergebracht. Zur geplanten Fertigstellung im Frühjahr 1941 kam es nicht mehr, weil inzwischen viele Munitionsfabriken in den bestzten Ländern in deutsche Hände gefallen waren. Die OT war bei diesem Vorhaben anfänglich nur am Rande beteiligt.

Als 1944 der Wehrmacht das Schießpulver auszugehen drohte - Speer ordnete an, es mit Salz zu strecken -, griff man auf die DAG zurück. Der Bau wurde - diesmal aber mit

Zwangs- und Sklavenarbeitern - fortgeführt, in acht Gebäuden wurde die Produktion von Mörsergranaten und Zündhütchen unter der Tarnbezeichnung „Warthelech“ aufgenommen. Offenkundig ist, dass die OT als halb-militärische Bauorganisation 1944/55 in die Baumaßnahmen im DAG-Gelände unmittelbar einbezogen war. Von den Erschließungsbauten für Wasser, Strom, Abwasser, Eisenbahnanschlüsse usw. profitierten wechselseitig beide Großbaustellen, der „Bunker“ und die DAG. Auch wenn manche Zusammenhänge nicht mehr aufklärbar sind, bleibt Tatsache, dass die OT über den Einsatz der Arbeitskräfte der Bauwirtschaft verfügte. Die KZ-Häftlinge und Zwangsarbeiter wussten nur selten genau, für wen und wofür sie zu arbeiten hatten.

Das Barackenlager „Waldheim“ der DAG-Baustelle im Iglinger Wald (Lagerführer Mack) war am Stichtag 11. September 1944 mit 474 männlichen und 11 weiblichen Ausländern belegt, bei einer Gesamtstärke von 686, davon 50 Frauen. Im Südosten des eingezäunten DAG-Geländes befand sich ein kleines, zusätzlich eingezäuntes und bewachtes Lager, das der Unterbringung von Häftlingen diente, und zwar vermutlich sowohl von solchen der Landsberger Strafanstalt als auch des Dachauer KZ-Außenkommandos „Waldheim“ - DAG⁹. In das Außenlager DAG der Strafanstalt Landsberg wurden damals etwa 50-60 polnische Strafgefangene verlegt; die Bewachung übernahm zum Teil auch Personal der Strafanstalt. Unter den über 20 000 flüchtigen Fremdarbeitern und Kriegsgefangenen, nach denen allmonatlich neu gefahndet wurde, befanden sich auch Häftlinge. Die Flucht einer Gruppe polnischer Strafgefangener und deren Wiederergreifung zog deren Hinrichtung nach sich, sechs am 3. November 1944 im Außenlager DAG, vier am 18. November 1944 (?) In der Strafanstalt¹⁰. Zugegen waren ein Landsberger Arzt und ein Polizeibeamter.

Das KZ-Außenkommando DAG Landsberg war klein. Im März/April 1945 waren 50 weibliche Häftlinge eine konstante Größe, die Zahl der männlichen Häftlinge schwankte stark bis etwa 250. Nach Bedarf kam es zu Abkommandierungen von KZ-Häftlingen von der Bunkerbaustelle zur DAG und umgekehrt, Genaueres ist nicht bekannt.

Arbeitskommandos von Strafanstalts-Häftlingen wurden täglich unter Bewachung zur Pflugfabrik und zurück geführt. Viele unter ihnen waren Ausländer. Der tschechische Zwangsarbeiter Svec kam so mit Landsleuten in der Pflugfabrik zusammen, die ein paar Jahre wegen Schwarzhandels, Schwarzschlachtens und ähnlicher Delikte abzusitzen hatten¹¹. Auch wenn der Bewegungsspielraum der Fremdarbeiter begrenzt war, erfuhren sie doch von der Existenz der Landsberger Konzentrationslager; schließlich war man nur überwacht, nicht bewacht.

Ganz im Gegensatz zum 1. Weltkrieg, als sich die Strafanstalt im Laufe des Krieges immer mehr geleert hatte, füllte sie sich im 3. Reich trotz aller Entlastung durch Konzentrationslager u.ä. immer mehr. Bei einer Normalbelegung von 500 Strafgefangenen war sie im Herbst 1944 mit etwa 1400 stark überbelegt.

Gemessen an der bisher dargestellten Zwangsarbeit hatte das Rüstungsprojekt „Ringeltaube“ mit seinen ca. 30 000 Häftlingen des KZ-Außenkommandos Kaufering in den reichlich 10 Monaten seiner Existenz eine ganz andere Größenordnung. Es ist ein Beispiel dafür, dass selbst im letzten Kriegsjahr bei einem der größten Vorhaben der

⁷ Staatsarchiv München, Findbuch LRA Landsberg am Lech 314

⁸ Die Angaben entstammen der bereits zitierten Übersicht der Schutzpolizei-Dienstabteilung Landsberg a.L. vom 11.9.1944

⁹ Eine Landsberger Zeitzeugin, die in der DAG arbeitete, konnte eine Zeit lang mit einem Sonderausweis das KZ- Außenlager Kaufering I durchqueren und gelangte so zur DAG! Ein extrem seltener Fall, dass ein KZ zwei Zugänge hatte, der westliche allerdings aus dem ebenfalls bewachten Areal der DAG.

¹⁰ Staatsarchiv Augsburg, Akten der Staatsanwaltschaft Augsburg 7 Js 9/66

¹¹ Brief von Jaroslav Svec (wie Anmerkung 6)

Kriegsrüstung es die damaligen Machthaber nicht fertig brachten, ihre Rassenideologie den Sachzwängen der Rüstung unterzuordnen. Von allen, die Häftlingsarbeit für ihre Zwecke einsetzten (Industrie, Wehrmacht), hatte die Arbeit der KZ-Häftlinge der SS die geringste Effizienz, woran auch die OT nichts ändern konnte. „Baujuden“, ohnehin in der Häftlingshierarchie zu unterst angesiedelt, wurden reine menschliche Verschleißobjekte. Den „Zustand der Häftlinge“ beschreibt OT-Stabsfrontführer Buschmann am 6.12.1944 in einem Vermerk:

„Man darf in diesem Falle nicht nur auf die täglich verarbeitete Menge Beton sehen, sondern muß auch beachten, daß bis zur Durchführung des Bauvorhabens auch tatsächlich die notwendigen Arbeitskräfte verfügbar bleiben. In der vergangenen Zeit ist mit den Häftlingen ein derartiger Mißbrauch getrieben worden, daß heute 17 600 Häftlinge gepflegt werden, von diesen aber nur 8319 (!) arbeitsfähig sind. In dieser Zahl sollen sogar die nur für leichte Arbeit fähigen Häftlinge enthalten sein ...“¹².

Diese Aussage Buschmanns betrifft den Gesamtkomplex der 11 Dachauer Außenlager, als der Höhepunkt der Bautätigkeit bereits überschritten war - bis November lag man gut im Terminplan. Die mit 17 600 genannte Häftlingszahl dürfte an das seinerzeitige Maximum heranreichen. Seit November 1944 gab es keine Möglichkeit mehr, sich der durch Entkräftung, Seuchen, Hunger zu Skeletten abgemagerten „Muselmänner“¹³ zu entledigen, da die Vernichtungslager im Osten, wohin man sie bisher abgeschoben hatte, ihren „Betrieb“ eingestellt hatten. Innerhalb der damaligen Gemarkung der Stadt gab es nur die Lager Kaufering I und XI. Die Übersicht vom 11.9.1944 verzeichnet beim „Judenlager I, nördlich der Iglinger Str. beim ostwärtigen Waldanfang“ (heutiges Gewerbegebiet) 1756 männliche und 403 weibliche Häftlinge. Außerdem heißt es: „Ein Judenlager desselben Umfangs ist in der Entstehung und befindet sich südöstlich der Buchloer Str. bei km 61.“ (beim Stadtwaldhof, Kaufering XI). Auch in der Übersicht über die Barackenlager vom 9.10.1944 wird dieses als „im Entstehen begriffenes Judenlager der Org. Todt“ geführt. Daneben sind „8 Judenlager außerhalb der Stadt“ erwähnt¹⁴.

Kaufering I übernahm, nachdem der Kommandant seinen Sitz von Kaufering III hierhin verlegt hatte, die Funktion der Drehscheibe für alle 11 Lager. Die KZ-Häftlinge wurden von hier aus verteilt und wieder gesammelt, weitere Lager (z.B. XI) gegründet, verlegt (II) oder wieder aufgegeben (VIII). Von Kaufering I aus wurde dafür gesorgt, dass der OT stets ausreichend Arbeitskräfte für die Bauunternehmungen „geliefert“ und auch bewacht wurden, nicht nur durch die SS, sondern auch durch OT, Wehrmacht, Volkssturm, HJ und Partei. Von hier aus wurden die nicht mehr arbeitsfähigen Häftlinge bis Oktober 1944 nach Auschwitz (zur Vergasung!) „rücküberstellt“, danach in Krankenlager (erst Kaufering IV, zuletzt VI und VII) abgeschoben, schließlich Ende April 1945 auch die Evakuierung der Lager organisiert. Daneben wurden zeitweilig Häftlinge auch zur Beseitigung von Bombenschäden (IX), als Erntehelfer (VIII), für Arbeitskommandos (Pflugfabrik, Sägewerk Jakob Kink, VII), Kabelverlegungen im Landkreis (V), Pflasterarbeiten in der Stadt (XI u.a.) usw. abgestellt, alles Arbeiten außerhalb der als „kriegsentscheidend“ erklärten „Ringeltaube“-Bunkerbauten.

¹² Zitiert bei Edith Raim, „Die Dachauer KZ-Außenkommandos Kaufering und Mühldorf, Landsberg 1992, S.226

¹³ Eine Beschreibung des „Muselmänner“ findet sich bei Oliver Lustig, KZ-Wörterbuch, Bukarest 1987, S.152 f. Der Verfasser, Dachauer KZ-Häftling Nr. 112398, bezieht sich unter Stichwörtern wie Lüge, Nachtschicht, Peitsche, Pellkartoffeln, Wasser wiederholt auf seine Kauferinger Erfahrungen.

¹⁴ Näheres hierzu bei Edith Raim, wie Anm.12, S.148 ff.

Als Deutschland in den letzten Kriegsmonaten im Chaos versank und wegen Materialmangels und zerstörter Verkehrsverbindungen der Niedergang der Bautätigkeit am Bunker evident war - im März 1945 betrug der Baufortschritt noch 2 % von insgesamt 70 % erreichten -, kam auch die Sklavenarbeit der weitgehend nur noch dahin vegetierenden Häftlinge fast zum Erliegen. Die Alliierten mussten nicht eine einzige Bombe für ein Projekt verschwenden, welches in diesem Kriege nicht mehr zum Tragen kam.

Einige Charakteristika des Kauferinger (und Mühldorfer) Außenlagerkomplexes seien noch kurz erwähnt:

1. Weit über 90 % der Häftlinge waren Juden im Sinne der NS-Rassegesetze, was dazu führte, dass in den anwachsenden Außenlagern jüdische Häftlinge in Funktionen von „Kapos“, Schreibern usw. aufrückten.
2. Die Anforderungen an die Arbeitsfähigkeit bei Selektionen sanken, so dass kalkulatorisch 3 Häftlinge einem OT-Arbeiter gleichgesetzt wurden. Im Herbst 1944 kamen Häftlinge hier an, die ohne Selektion unmittelbar aus Budapest zu Fuß Richtung Österreich getrieben worden waren. Schwangere Frauen bekamen in den letzten Kriegsmonaten noch Kinder, die die Nazis am Leben ließen¹⁵.
3. Die Trennung der Geschlechter wurde gelockert, Frauen für Männerarbeit von Himmler „freigegeben“. Innerhalb des Lagers waren die Geschlechter durch Stacheldraht getrennt.
4. Die Personalknappheit beim SS-Bewachungspersonal¹⁶ führte dazu, dass die SS immer mehr Aufgaben an die OT delegierte. So oblag der OT in großem Umfang die Sorge um die KZ-Häftlinge, wobei sie sich mit Schuld belud; die SS beschränkte sich auf den Terror im Lager und die Kontrolle der Bewacher auf der Baustelle.
5. Ähnlich wie in den KZs selbst entwickelte sich auch auf der Baustelle eine Täter-Opfer-Grauzone. Die OT hatte Bewacher und Bewachte in ihren Reihen¹⁷.
6. Die Vielzahl der Außenlager machte die Einhaltung eines einheitlichen „KZ-Standards“ schwierig, teilweise unmöglich, besonders in den kleineren Lagern. Eigenmächtige Lagerführer interpretierten die Lagerordnung willkürlich¹⁸.

Der NS-Kriegsmaschinerie ist eine Koordinierung der Rüstungsziele bei „Weingut II“ mit der geplanten „Vernichtung durch Arbeit“ misslungen. Eine rationale Antwort auf die Frage, ob es Vorrang habe, den Krieg zu gewinnen oder Juden zu ermorden, haben die damaligen Machthaber nicht gegeben. Es war das traurigste Kapitel der Zwangsarbeit im Dritten Reich.

Wie ist man in der Nachkriegszeit mit diesem Geschehen umgegangen? Einem Bericht der „Augsburger Tagespost“ vom 14.Juni 1949 über die Hochwasserkatastrophe von 1910 und das Kriegsende 1945 entnehmen wir:

„Nach 35 Jahren türmten sich Wolken am politischen Horizont. Wiederum zogen Frauen - jetzt größtenteils ohne ihre Männer, mit angstvollen Gesichtern und den Kindern auf den Armen über die Karolinenbrücke stadteinwärts, ihre Habseligkeiten auf Handwagen gepackt, hinter ihnen der Lärm der vielen tausend befreiten KZ-Häftlinge ... Das

¹⁵ Der (letzte!) Morgendliche Zählappell am 29.April 1945 in Dachau registrierte als Neuzugänge von Kaufering 1602 männliche und 167 weibliche Häftlinge, darunter 7 mit Kindern

¹⁶ Am 15.1.1945 zählte das Stamm- und die Außenlager Dachau 55 247 Häftlinge und 3606 SS-Bewacher. Bis Kriegsende stieg die Häftlingszahl auf etwa 70 000 an

¹⁷ In „Weingut II“ arbeitende tschechische Häftlinge sahen sich einmal Landsleuten in OT-Uniform als Bewacher konfrontiert. Die im Sudetengau lebenden Tschechen wurden während des Krieges nicht zur Wehrmacht, aber zur OT eingezogen

¹⁸ So befolgte der Lagerführer von Kaufering VI (Türkheim) den Evakuierungsbefehl dergestalt, dass er am 26.April 1945 das Lagertor öffnete und die Häftlinge in den Wald entweichen ließ. Über die Hälfte machte davon Gebrauch, die anderen wurden tags darauf von der US Army im Lager befreit. (Geschichtswettbewerb „Unverhoffte Hilfe“ von Maximilian Epple, Türkheim 1997)

Leben glich einem fluchtartigen Entkommen. Und in dieser Atmosphäre der Ungewißheit bangten Geschäftsleute um ihre geplünderte Ware, weinten Frauen um ihr Heim und Kinder um ihre Väter. Jeder Bürger war seelisch erschüttert ...“

Die „vielen tausend befreiten KZ-Häftlinge“ befanden sich zu diesem Zeitpunkt allerdings noch auf Todesmärschen Richtung „Alpenfestung“ oder in Dachau, wo von ihnen nach der Befreiung im Mai noch einige Hundert starben. Die hier versprengten ehemaligen KZ-Häftlinge wurden anfangs im Lager Kaufering VII gepflegt; die physisch so Angeschlagenen hatten sicher anderes als Plündern im Sinn¹⁹.

¹⁹ Siehe auch: „In Erdbunkern und Baracken wartete das kalte Grauen. Ordensschwestern pflegen in KZ- Außenlagern Todkranke“ von Sr. M. Betha Blöchl (+), Landsberger Geschichtsblätter 93./94.Jgg. 1994/95, S.99f

Auch das Kreisheimatbuch nimmt in manchen Beiträgen zu einzelnen Orten von Zwangsarbeitern erst Notiz, als es bei Kriegsende zu Plünderungen kam. Wer seine „Fremdarbeiter“ gut behandelt hatte, hatte damals aber auch einen gewissen Schutz. So stellten sich befreite französische Kriegsgefangene im Waitzingerbräu „Ostarbeitern“ entgegen, die plündern wollten.

Die Repatriierung der vielen entwurzelten Menschen dauerte länger als deren Deportation hierher. So konnten 1950 noch einige ehemalige KZ-Häftlinge im DP-Camp Landsberg das würdelose Feilschen um die Anzahl der Kauferinger KZ-Opfer verfolgen. Samuel Pisar, Verfasser des Buches „Das Blut der Hoffnung“, empfand Landsberg aber als „Dekompressionskammer“, in der der psychische Druck abgebaut werden konnte. So hat Landsberg beigetragen, für viele leidgeprüfte Menschen Ausgangspunkt eines neuen, menschenwürdigen Lebens zu werden.

Buchbesprechungen

Gerhard Besier, Kirche, Politik und Gesellschaft im 19.Jahrhundert. Enzyklopädie deutscher Geschichte Bd.48. München (Oldenbourg) 1998. Br.,XII,149 S. DM 39,80.
Ders., Kirche, Politik und Gesellschaft im 20.Jahrhundert. Enzyklopädie deutscher Geschichte Bd.56. München (Oldenbourg) 2000. Br.,XIV,184 S. DM 39,80.

In der verdienstvollen Reihe „Enzyklopädie Deutscher Geschichte“ des Oldenbourg Verlages hat Gerhard Besier zwei Bände zum Thema „Kirche, Politik und Gesellschaft“ veröffentlicht, je einen zum 19. und zum 20.Jahrhundert. Die von Lothar Gall herausgegebene Reihe, die nach Abschluss ungefähr hundert Bände umfassen soll, behandelt Gesellschaft, Wirtschaft, Kultur und Alltag, Religion und Kirche, Politik, Staat und Verfassung in der deutschen Geschichte vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart. Jeder Band der Reihe folgt einem streng festgelegten Schema. Nach einem „Enzyklopädischen Überblick“ über das Thema kommt ein ungefähr ebenso langer Bericht über „Grundprobleme und Tendenzen“ der Forschung. Jeder Band ist in sich abgeschlossen, doch kann zu einem Thema eine Serie aufeinanderfolgender Bände zusammengestellt werden. So sind zum Beispiel für „Religion und Kirche“ vom Mittelalter bis zum 20.Jahrhundert zehn Bände vorgesehen.

Im Band über das 19.Jahrhundert behandelt der Verfasser die Geschichte der beiden großen Volkskirchen in Deutschland von der Französischen Revolution bis zum Ende des Ersten Weltkriegs. Er geht aus von den theologischen Gedankengebäuden und der - nicht immer damit übereinstimmenden - praktizierten Religiosität der Gläubigen und zeigt, wie die Veränderungen in Religion, Gesellschaft und Politik sich gegenseitig beeinflusst haben. Das Ergebnis:

nach einem Jahrhundert sind nicht nur gewandelte Formen kirchlichen Lebens, sondern christlich geprägte Vereine und Parteien, die aktiv in das gesellschaftliche und politische Leben eingreifen.

Die Französische Revolution und die napoleonische Zeit führten zu einem tiefgehenden Umbruch nicht nur auf politischem, sondern auch auf religiösem Gebiet. Zwar waren durch die Forderungen der Aufklärung nach Toleranz und Zurückdrängung kirchlichen Einflusses - etwa im josephinischen Österreich - schon manche Ergebnisse der Revolution vorbereitet. Aber die Aufhebung der geistlichen Fürstentümer und Klöster und die neuen Territorien, nun mit gemischter Konfession, führten zu einem totalen Strukturwandel, den auch die Restauration nach dem Wiener Kongress nicht mehr rückgängig machte. Unter dem Einfluss der Romantik und der napoleonischen Kriege entstanden christliche Erneuerungsbewegungen, die sich im Protestantismus mit nationalen Gedanken verbinden konnten, während im katholischen Lager mit der romantischen Mittelalterbegeisterung auch die römische Kurie ihre Macht wieder verstärkte. In diesem Zusammenhang hätte die Position des bayerischen Königs Ludwig I. eine besondere Erwähnung verdient. Vor allem seit dem „Kölner Kirchenstreit“ 1837, aber auch durch Klosterneugründungen und seine Schulpolitik, erschien er als Vorkämpfer des katholischen Deutschland gegenüber dem protestantischen Preußen; in Bayern beharrte er auf den Rechten des Staates gegenüber dem päpstlichen Herrschaftsanspruch und machte kein Hehl aus seiner Abneigung gegen Jesuiten und die „Ultramontanen“ des Görreskreises.

Das Revolutionsjahr 1848 bedeutete einen tiefen Einschnitt in der Entwicklung des deutschen Katholizismus. Mit den Pius-Vereinen, ihrem Zusammenschluss im

„Katholischen Verein Deutschlands“ und dem fraktionsübergreifenden Katholischen Club der Frankfurter Nationalversammlung wurden die Grundlagen zur Zentrumsparterie gelegt; sie wurde 1870 als politische Vertretung des katholische Volksteils in Preußen gegründet, nachdem dort schon seit 1852 eine katholische Fraktion im Abgeordnetenhaus bestanden hatte. Ihre Ziele waren die Unabhängigkeit der Kirche vom Staat und die Sicherung der katholischen Interessen, vor allem im Bereich der Erziehung. Differenzen mit liberal orientierten Regierungen steigerten sich seit 1871 dann zum Kulturkampf, durch den sich die Katholiken weitgehend an Rom orientierten, das dem modernistischen Zeitgeist heftigen Widerstand entgegensetzte. Die meisten Protestanten hingegen sahen keinen Gegensatz zur preußisch-klein-deutschen Politik der Regierungen und fanden sich in den konservativen und liberalen Parteien durchaus angemessen vertreten. Die liberale Theologie des Kulturprotestantismus konnte sich dagegen beim gläubigen Kirchenvolk nicht durchsetzen, das weiterhin der biblischen Lehre anhing.

Auf sozialem Gebiet versuchten die beiden Kirchen einen dritten Weg zwischen liberalem Kapitalismus und atheistischem Sozialismus einzuschlagen. Die katholische Sozialpolitik und Arbeiterbewegung stützt sich dabei auf die päpstliche Soziallehre, interkonfessionelle Bestrebungen in den christlichen Gewerkschaften konnten nur langsam an Boden gewinnen. Die evangelisch-soziale Bewegung hatte Erfolge vor allem auf dem karitativen Feld; christlich-sozialen Parteien gelang es nicht, in die Arbeiterschaft einzudringen. In den deutschen Kolonien verband die Missionsarbeit beider Kirchen trotz mancher Probleme religiöse und nationale Interessen. Im Ersten Weltkrieg steigerte sich dann die nationalpatriotische Position zu einer Kriegstheologie, die vom Krieg „sittliche Erneuerung und Rechristianisierung der Gesellschaft“ erwartete. Diese Illusionen zerstoßen mit der Niederlage, aber diese und der als ungerecht empfundene Friede von Versailles hielten politisches Engagement der Kirchen am Leben.

In seinem zweiten Band behandelt Gerhard Besier das „kurze“ 20. Jahrhundert von 1919 bis 1990, das ja besonders in Deutschland durch gewaltige Umbrüche gekennzeichnet war. Die Stellung der Kirchen in Staat und Gesellschaft wurde dadurch entscheidend beeinflusst. So führten das Ende der Monarchien und die Entstehung der Weimarer Republik 1918/19 für die Protestanten auch zum Ende des engen Bundes von Thron und Altar, ja zur drohenden Trennung von Kirche und Staat. Vor allem durch den Einfluss der katholischen Zentrumsparterie gelang es aber, die wesentlichen Forderungen der Kirchen in der Weimarer Verfassung festzuschreiben. Die Kirchen behielten den Status einer Körperschaft des öffentlichen Rechts, die finanziellen Leistungen des Staates an die Kirchen wurden weitergeführt, Kirchensteuern konnten eingezogen werden, und die kirchlichen Vermögen wurden garantiert. Zwar gab es keine geistliche Schulaufsicht mehr, doch blieb der verbindliche Religionsunterricht, und die „christliche Schule“ war in vielen Ländern konfessionell bestimmt. Trotz dieses Entgegenkommens blieb die Haltung der Kirchen zur Weimarer Republik gespalten. Die Zentrumsparterie war eine ihrer stabilsten Stützen. So verteidigte auf dem Katholikentag 1922 in München der Kölner Oberbürgermeister Adenauer die Republik gegen den Kardinal Faulhaber, der die Revolution von 1918 als „Meineid und Hochverrat“ bezeichnet hatte. Die vom Zentrum abgespaltene Bayerische Volkspartei steuerte einen strammen Rechtskurs und unterstützte bei den Reichspräsidentenwahlen 1925 den Protestanten Hindenburg gegen den katholischen Zentrumsmann Wilhelm Marx. Das Misstrauen gegen die westliche Demokratie und den starken Einfluss der Sozialdemokratie fand sich nicht nur beim katholischen Episkopat, sondern auch bei

den protestantischen Pfarrern, von denen 80% ihre politische Heimat in den konservativen Parteien DNVP und DVP fanden. So ist es auch nicht verwunderlich, dass am Ende der Weimarer Republik die Anhängerschaft der NSDAP überproportional aus protestantischen Gebieten kam, während die katholische Kirche bis 1933 ihre ablehnende Haltung beibehielt und Zentrum und BVP bis zum Ende auf ihre Wähler zählen konnten.

In den Zwanzigerjahren hatte der Katholizismus geistig und kulturell an Boden gewonnen, sich neuen Bewegungen in Liturgie, Gemeinde- und Jugendleben geöffnet und die Bindungen an Rom gefestigt. Durch ein Konkordat mit der Hitlerregierung und Verzicht auf politische Betätigung glaubte man, diese Errungenschaften sichern zu können. Das Zentrum löste sich auf, Hitler wurde politisch aufgewertet, der Kirchenkampf aber nur etwas verzögert. Die Protestanten dagegen mussten sofort Stellung beziehen. Waren die Auseinandersetzungen in der Weimarer Zeit, etwa zwischen dem Kulturprotestantismus Adolf von Harnacks und der Wort-Gottes-Theologie Karl Barths, auf den kirchlichen Raum beschränkt, so spielte jetzt die Politik eine entscheidende Rolle. Die nationalen und sozialen Ziele der NSDAP, verbunden mit dem Anspruch eines „positiven Christentums“, hatten breite Gruppen des Protestantismus angezogen. Schon 1932 gewannen die an der NS-Ideologie orientierten „Deutschen Christen“ ein Drittel der preußischen Synodalsitze, und nach der Machtergreifung steuerten sie auf eine „Reichskirche“ unter ihrer Führung zu. Der Widerstand gegen die geplante Gleichschaltung formierte sich 1934 auf den Bekenntnissynoden in Barmen und Dahlem und führte praktisch zu einer Spaltung des deutschen Protestantismus. Die resistenten Protestanten wie die Katholiken, die sich - bei einigen taktischen Zugeständnissen - nicht mit dem Bruch der Konkordatversprechungen und verschiedenen Maßnahmen des Regimes abfinden wollten, wurden von der Gestapo in den Rang „weltanschaulicher Gegner“ erhoben, mit denen man nach dem „Endsieg“ abzurechnen plante.

Diese wenn auch abgestufte Distanz zur NS-Diktatur brachte die Kirchen nach 1945 als nahezu einzige intakt gebliebene Organisationen in eine privilegierte Stellung. Sie konnten gegenüber den Besatzungsmächten die Interessen der deutschen Bevölkerung - auch des schuldig gewordenen Teiles - vertreten und aktiv an der Linderung der materiellen Not mitwirken. Die Gründung der CDU/CSU verband zum ersten Mal die politischen Führer beider Konfessionen. Die meisten Katholiken stellten sich vorbehaltlos hinter die entstehende Bundesrepublik und ihre Politik der eindeutigen Westbindung, während manche Protestanten distanziert blieben und glaubten, mit einer neutralen und pazifistischen Politik eher die Wiedervereinigung mit den Glaubensbrüdern im Osten zu erreichen. Dort war die anfänglich wohlwollende Haltung der sowjetischen Besatzungsmacht nach Gründung der DDR bald durch massive Einschränkung kirchlicher Rechte und repressive Maßnahmen vieler SED-Funktionäre abgelöst worden. Es entwickelte sich eine Lage, die in manchem der im Dritten Reich glich. Einerseits strebten einzelne Landesbischöfe eine Verständigung mit dem Regime an, glaubten auch durch Trennung von der gesamtdeutschen EKD eine „Kirche im Sozialismus“ etablieren zu können. Andererseits wurde die Jugend, z.B. durch Jugendweihe und Zwang zur FDJ, immer mehr entkirchlicht. Trotzdem erstarkten im Protestantismus in den achtziger Jahren Oppositionsgruppen, die wesentlich zur friedlichen Revolution 1989/90 beitrugen. Aber die einstige Volkskirche ist dort zur Kirche einer Minderheit geworden, während im Westen die „Umwertung aller Werte“ seit der Kulturrevolution der Sechzigerjahre in eine ähnliche Richtung weist.

Dem Autor ist es gelungen, auf knappem Raum ein detailreiches und überzeugendes Panorama einer ziemlich komplexen Entwicklung zu entwerfen. In den zweiten Teilen über „Grundprobleme und Tendenzen der Forschung“, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, gibt er eine umfassende Darstellung und kritische Analyse der wissenschaftlichen Arbeiten über das Thema. Es werden nicht nur theologische Kontroversen der letzten zwei Jahrhunderte ausführlich diskutiert, sondern auch methodische Fragen der Geschichtsschreibung, z.B. die an einen Historikerstreit erinnernden Auseinandersetzungen um die Darstellung kirchlicher Entwicklungen im 19. Jahrhundert bei Nipperdey und Wehler oder die Angriffe der Vertreter einer sozialen Kirchengeschichtsschreibung auf Scholders „Die Kirchen und das Dritte Reich“. Die Beschreibung der neuen religiösen Bewegungen und ihrer Richtungskämpfe - z.B. um Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts“ - zwischen 1918 und 1990 würde wohl besser in den „Enzyklopädischen Überblick“ passen.

Die geforderte Begrenzung des Textes wird manchem Leser noch Fragen offen lassen. Wer sich genauer mit theologischen oder historischen Teilaspekten beschäftigen will, dem gibt das systematisch geordnete Verzeichnis der Quellen und Literatur wertvolle Hinweise. (Manfred Dilger)

Neues aus Oberschönenfeld...

Schäfer und Schafhaltung in Schwaben, Entwicklung, Bedeutung und Verbreitung seit 1800 von Sebastian Mayer. (=Schriftenreihe der Museen des Bezirks Schwaben, Band 22), 107 S., DM 15; Oberschönenfeld 1999

Musik in Mittelschwaben einst und jetzt hg.v. Josef Focht u. Evi Heigl (Band 23), 104 S., DM 15; Oberschönenfeld 2000

Barocke Klosterarbeiten hg.v. Hans Frei u. Werner Schiedermaier (Band 25); 138 S., DM 35. Oberschönenfeld 2001

Auch das Lechfeld wurde früher, bevor es den Kunstdünger gab, vor allem als Schafweideland genutzt. Die Schafwolle gab den 29 Lodwebern, die vor dem Dreißigjährigen Kriege in der Stadt Landsberg gezählt wurden, das benötigte Material zum Filzen. Heut zu Tage sieht man selten noch im Herbst einen Schäfer mit seiner Herde über die Stoppelfelder ziehen. Wie das früher im benachbarten Schwaben zugeht, erfährt man in dem Begleitbuch zur Ausstellung „Schäfer und Schafhaltung in Schwaben“ aus Oberschönenfeld, wo jetzt im ehemaligen Schafstall die bäuerlichen Geräte und Maschinen ausgestellt sind. Früher hielt dieses Kloster etwa 1000 Schafe (so im Jahre 1508), und bis zur Aufgabe der Landwirtschaft 1971 waren es immerhin noch 100-200 Tiere, deren Wolle von den Zisterzienserinnen gesponnen und gewebt wurde. Ausführlich geht der Band auf die wirtschaftliche und volkswissenschaftliche Bedeutung der Schäferei ein. Ausgehend von der naturräumlichen Eignung der Landschaft zwischen Schwäbischer Alb und Allgäuer Alpen, wird die Entwicklung der Schafhaltung seit 1800 beschrieben. Derzeit werden in Bayern 27 Schafrassen vom Merinoschaf bis zur Heidschnucke gezüchtet. Besonderes Interesse gilt der ambivalenten sozialen Stellung des Schäfers in der Agrargesellschaft. Die abgesonderte Lebensweise machte ihn menschenfeindlich und brachte ihm einerseits Misstrauen ein, andererseits förderte seine Beobachtung der Natur die Kenntnis von Heilkräutern, machte ihn mit Tierkrankheiten vertraut, so dass er als Heilkundiger galt, den man auch für menschliche Gebrechen aufsuchte, ja manche schrieben ihm gar übernatürliche Fähigkeiten und magische Kräfte zu. Das Buch stellt aber auch die Rolle des Schäfers in Glaube und religiösem Brauchtum dar, z.B. die Verehrung des Hirtenheiligen Wendelin, die Hirtenbruderschaften, bildliche Darstellungen von Christus als Guter Hirte und Maria als Guter Hirtin. Auch die Hirtenidylle von der

Antike bis zum Rokoko fehlt nicht. Insgesamt ein thematisch vielfältiger, reich illustrierter Band zu einem wohlfeilen Preis.

Die Volksmusikberatungsstelle des Bezirks Schwaben hat ihren Sitz im Hürbener Wasserschloss in Krumbach. In Zusammenarbeit mit dem Archiv für Volksmusik in Schwaben des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege gestalteten ihre Mitarbeiter die Ausstellung „Musik in Mittelschwaben“ im Hammerschmiede-Museum Naichen. Der begleitende Katalog umreißt zunächst Mittelschwaben als Geschichtslandschaft und Kulturraum, das ist das Gebiet zwischen der Donau im Norden, der alten Salzstraße Landsberg-Memmingen im Süden, der Iller im Westen und dem Lech im Osten. Ein Gebiet mit kleinen Städten und Märkten, zahlreichen Klöstern und anderen geistlichen Herrschaften, im Kern die österreichische Markgrafschaft Burgau. Die bedeutende Rolle der Klöster im Musikleben wird illustriert mit musizierenden Putten, ausführlich dargestellt, ebenso aber die protestantische Musikkultur der Reichsstädte Ulm, Augsburg, Memmingen und Biberach am Rande des mittelschwäbischen Raumes. Interessant ist die ländlich-jüdische Musik mit traditionellen Synagogengesängen und die Rolle des Kantors im Gottesdienst. Ein breiter Raum wird den Blaskapellen und ihren Ursprüngen in der Militärmusik eingeräumt, die wieder stark von der türkischen Janitscharenmusik beeinflusst wurde. Abgeschlossen wird der Band mit dem bürgerlichen Chorwesen, der Vorstellung bedeutender Musikpädagogen und der Volksmusikpflege in Mittelschwaben. Der Text wird aufgelockert durch Notenbeispiele, Abbildungen historischer Instrumente und bedeutender Persönlichkeiten des Musiklebens dieses Raumes.

Eine Augenweide ist der umfangreiche Band mit über 60 meist ganzseitigen Farbbildungen der prächtigen Beispiele für die zahlreichen Spielarten dieser vor allem in den barocken Klöstern verbreiteten Kleinkunst. Im Mittelpunkt steht der bedeutendste Meister dieser „Schönen Arbeiten“ des 18. Jahrhunderts, der Laienbruder Adalbert Eder (1707-1777) aus dem Zisterzienserkloster Waldsassen, daneben Arbeiten aus den Klöstern der Zisterzienserinnen zu Oberschönenfeld und der Dominikanerinnen in Wörishofen. Eine wissenschaftliche Einführung in die Vielfalt der Erscheinungsformen und Typen der Klosterarbeiten gibt der profunde Kenner dieser Materie, Werner Schiedermaier, der auch, zusammen mit Susanne Nödinger, den Katalogteil bearbeitet hat. Die „heiligen Leiber“, die prachtvoll geschmückten Skelette der Katakombenheiligen auf den Altären, und ihre Verehrung schildert Christof Paulus. (Klaus Münzer)

...und von der Glentleiten

Freundeskreis-Blätter Heft 40/2001 Hg.v. Freundeskreis Freilichtmuseum Südbayern e.V., 82439 Großweil; 212 Seiten, 78 sw., 75 farbige Abb.; Großweil 2001, DM 8.-, ISSN 0177-011X.

Das reich illustrierte 40. Heft der Freundeskreis-Blätter dokumentiert in den „Allgemeinen Beiträgen“ ausführlich die „Handwerkliche Skiherstellung in den 30er Jahren“ am Beispiel einer Wagnerwerkstatt im Sudetenland. Mehr als 110 Seiten sind der Dokumentation des jüngsten Ausstellungsgebäudes, dem erst im April 2001 eröffneten Fischerweber-Hof aus Rottach-Egern gewidmet. Interessant die wechselnden Einkommensquellen: Neben der Landwirtschaft ursprünglich der Fischfang, seit dem 17. Jahrhundert das Weben, seit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts zusätzlich das Schnapsbrennen und die Zimmervermietung an Großstädter (Maria Hildebrand). Der Erläuterung der Baugeschichte folgt die Dokumentation der Transferierung des Gebäudes auf die Glentleiten (Helmut Keim). Überlegungen zur Einrichtung, Präsentation und Didaktik stellen Maria Bruckbauer und Ariane Weidlich vor. Über den berühmte-

sten Sommergast im Fischerweber-Hof, den Kammersänger Leo Slezak, berichtet Jan Borgmann.

Die „Berichte aus der Museumsarbeit“ werden mit Beiträgen über die Ausstellung „Via Claudia - Stationen einer Straße“, über die Nachinventarisierung der Keramiksammlung des Freilichtmuseums und über das vergessene Genre der Schmugglerbilder abgeschlossen. Im Kapitel „Aus der Vereinsarbeit“ wird über die 116 Seiten umfassende Homepage des Freilichtmuseums informiert.

Es ist ein besonderes Verdienst des Freundeskreises, dass er durch die Herausgabe dieser Blätter es der Museumsleitung ermöglicht, gezielt über wichtige Arbeiten des Museums zu berichten und insbesondere die Dokumentation der bei der Transferierung der Exponatgebäude gewonnenen Erkenntnisse in ausführlicher und aufwendiger Form zu publizieren. Bereits die Hälfte der zahlreichen Abbildungen konnte diesmal farbig gedruckt werden, was die Leser der Freundeskreisblätter, abgesehen von dem äußerst günstigen Preis, dankbar vermerken werden.

(Klaus Münzer)

Ein vergessenes KZ wird sichtbar gemacht

Barbara Fenner: „Wir machen ein KZ sichtbar“. Katalog zur Schülersausstellung über das Lager XI des größten Außenkommandos des ehemaligen Konzentrationslagers Dachau im Bunker der Welfenkaserne Landsberg; Hofstetten 2000. 68S. A 4. ISBN 3-9804362-1-7; 15 DM

Über 55 Jahre sind vergangen seit dem 8. Mai 1945, dem Tag des Kriegsendes in Europa und der Befreiung des letzten nationalsozialistischen Konzentrationslagers durch Truppen der Alliierten. Und immer noch ist die Geschichte dieser Lager nicht zu Ende. Ob in der Mediendebatte um Goldhagens „Willige Vollstrecker“, in den Kontroversen um das Berliner Holocaust-Denkmal oder in der immer noch nicht ausgestandenen Diskussion über die Entschädigung ehemaliger Zwangsarbeiter - immer wieder holt die Geschichte diejenigen ein, die unter jenes „dunkle Kapitel“ (wie man hierzulande gern verschleiern zu sagen pflegt) schon seit langem einen Schlussstrich ziehen möchten.

Doch nicht nur seriöse Historiker und Publizisten, auch der randalierende Mob auf deutschen Straßen, der „Türken und Fidschis ins KZ“ prügeln möchte, sowie das ganze Heer der „Revisionisten“, Holocaust- und KZ-Leugner, die ihre abstrusen Thesen ungehindert über das Internet verbreiten, zwingen uns Deutsche immer wieder zu öffentlicher Auseinandersetzung mit der eigenen jüngsten Geschichte, und die ist nun einmal untrennbar mit den nationalsozialistischen KZs verbunden. Nicht nur mit der Handvoll bekannter, großer KZs, wie Dachau, Auschwitz oder Buchenwald. In hunderten deutscher Städte - Landsberg macht da keine Ausnahme - gab es insgesamt weit über 600 mittelgroße und kleine KZs, buchstäblich „vor der Haustür“.

Barbara Fenner, Lehrerin für Deutsch und Geschichte am Landsberger Ignaz-Kögler-Gymnasium, hat die in Sonntagsreden der Bildungspolitiker regelmäßig erhobene Forderung beim Wort genommen, Schule müsse zentraler Lernort für Demokratie sein und Politische Bildung nicht nur Angelegenheit eines eigens dafür ausgewiesenen Schulfaches, sondern Unterrichtsprinzip. Sie und eine freiwillige Arbeitsgruppe von Schülerinnen und Schülern einer 9. (später 10.) Klasse haben in den Jahren 1994/95 ein Stück fast perfekt verdrängter Landsberger Geschichte buchstäblich mit eigenen Händen „ausgegraben“ und damit wieder für alle sichtbar gemacht: das KZ-Außenlager „Kaufering XI“.

Es lag noch innerhalb des Stadtgebietes von Landsberg, gehörte mit 10 anderen KZs zum Außenlagerkomplex „Kaufering“ des KZ Dachau und dürfte etwa 3000 Insassen gehabt haben, überwiegend jüdische Häftlinge aus Ost- und Südosteuropa. Es bestand vom Oktober 1944 bis zur Befreiung durch die Amerikaner Ende April 1945. Seine Insassen

mussten wie die aller Kauferinger Lager Zwangsarbeit für Privatfirmen beim Bau von Riesenbunkern unter Leitung der „Organisation Todt“, der Bauabteilung des Rüstungsministeriums, verrichten.

Als Ergebnis ihrer fast anderthalbjährigen Arbeit - die landes- und bundesweit höchste Anerkennung gefunden hat - präsentierten die Schülerinnen und Schüler eine Ausstellung, die in verschiedenen Schulen und Bildungseinrichtungen der Region gezeigt wurde. Sie ist in den Jahren 1997 bis 1999 unter museumspädagogischen Aspekten gründlich überarbeitet worden und hat mit ihren 57 Schautafeln und einer Vitrine seit dem Jahr 2000 ihren festen Platz am „authentischen Ort“ gefunden: in „Weingut II“, dem einzigen Großbunker, der bis Kriegsende wenigstens teilweise fertiggestellt war und heute zum Bereich der Welfenkaserne Landsberg der Bundeswehr gehört.

Die ersten sieben Schautafeln befassen sich mit einigen Schlaglichtern aus der Geschichte Landsbergs in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts: Hitlers Zelle im Landsberger Gefängnis, Landsberg als nationalsozialistische „Stadt der Jugend“, politische Gefangene der Nazis, „Entjudung“ von Stadt und Landkreis bis November 1938. Die nächsten 32 Tafeln behandeln den KZ-Lagerkomplex Kaufering und die zugehörigen Bunkerprojekte. Beeindruckend und von hohem historischen Wert weit über den lokalen Bereich hinaus sind die Fotos von den Bauarbeiten an „Weingut II“ aus der Privatsammlung eines der ehemaligen Bauleiter sowie Aufnahmen, die amerikanische Soldaten bei und unmittelbar nach der Befreiung der Kauferinger Lager gemacht haben und die die ungewöhnliche Bauweise der Häftlingsunterkünfte zeigen: nicht die hölzernen Baracken, die das Bild vom „KZ“ im allgemeinen Bewusstsein geprägt haben, sondern halb in den Boden eingegrabene, mit Erde bedeckte Unterstände. Auch die gestochen scharfen Fotos von der Lagerevakuierung zu Fuß, die ein Landsberger Bürger am 24. April 1945 heimlich aufnahm, sind eine Rarität. Sie gehören zu den wenigen Bilddokumenten, die es über diese „Todesmärsche“ gibt.

Drei weitere Tafeln widmen sich der unmittelbaren Nachkriegsgeschichte: Lager für „Displaced Persons“ in Landsberg, Prozesse gegen KZ-Täter und Landsberg als Hinrichtungsstätte für NS-Verbrecher. Auf 15 Tafeln wird schließlich die Arbeit der Schülergruppe dokumentiert, und die beiden letzten Tafeln bringen Danksagungen, Quellennachweise und Hinweise auf Literatur. Bei den Grabungsarbeiten geborgene Gegenstände werden gezeigt, unter anderem ein Essenkübel aus dem Lager XI.

Mit der Ausstellung, die im vorliegenden Katalog hervorragend dokumentiert ist, haben sich die Landsberger Schülerinnen und Schüler ihr eigenes Denkmal gesetzt. Nur wer ähnliches schon einmal versucht hat, kann ahnen, wie viel Arbeit - neben den Verpflichtungen des Alltags - darin steckt, und auch, welche Widerstände es in einer weitgehend politisch konservativen Umgebung zu überwinden galt. Das Ergebnis sollte Lehrerinnen und Lehrern Mut machen, es Barbara Fenner und ihren Jugendlichen nachzutun. Denn wo lässt sich Geschichte anschaulicher erfahren, wo lässt sich produktiver aus ihr lernen, wo lassen sich die Erkenntnisse und Erfahrungen aus der Beschäftigung mit ihr konkreter in politisches Handeln umsetzen, als am Heimatort?

(Joachim Neander; Dr. phil., Kraków (Polen), Historiker, freier Mitarbeiter des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau in Oswiecim)

AUS DEM VEREINSLEBEN

Aus Mangel an Platz muss heuer auf den Bericht über die Veranstaltungen unseres Vereins in den Jahren 2000 und 2001 verzichtet werden.

Entwicklung der Mitgliederzahl

Ende 1999: 471 + 32; vor Ende 2001 (Stichtag 1.10.2001): 502, dazu 31 Gemeinden und der Landkreis.

Im Jahre 2000 traten ein:

Ammersee-Heimatsforscher
H.Ulrich Bachmann
H.Oberstudiendirektor Bruno Bayer
Fr.Margot Deutsch
Fr.Erna Erbe
H.Konrad Federl
Fr.Ruth Feldhege (Wiedereintritt)
Fr.Ingrid Fischer, Geltendorf
H.Paul Geißler
Fr.Brigitte Gottschalk, Egling a.d.Paar
Fr.Erna Guldner
Fr.Helga Jehle, Stoffen
Fr.Maria Kachl-Gleißner, Schondorf
H.Peter Kubierschky, Eching
Fr.Denise-Marie Kupka, Utting
H.Oberbürgermeister Ingo Lehmann
H.Hans M.Linder
Fr.Elisabeth List
Fr.Julie Loy
H.Alfred Mastaller, Thaining
H.H.Stadtpfarrer Thomas Rauch
H.Wolfgang Reitschuster, Egling
H.Dr.Guntram Schönfeld, Kaufering
H.Gerhard Schwanhäüßer, LL-Erpfing
H.Horst Sobotta
Fr.Angelika Ulrich, Fuchstal

Neue Ehrenmitglieder

Wegen ihrer langjährigen herausragenden Verdienste im Sinne der Bestrebungen unseres Vereins wurden auf der Jahresversammlung am 11.April 2000 zu Ehrenmitgliedern ernannt:

*Herr Ernst Adolf
H.H.Stadtpfarrer i.R.Gabriel Beißer
Landeskonservatorin Dr.Dagmar Dietrich
Universitätsprofessor (em.) Dr.Pankraz Fried
Stadtheimatpfleger a.D.Walter Hillenbrand
Kreisheimatpfleger Dr.Anton Huber*

Im Jahre 2001 traten ein:

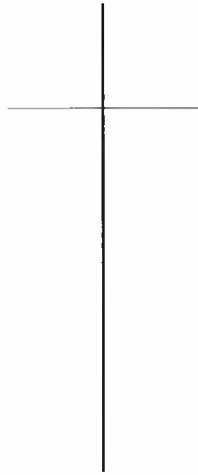
Fr.Hedwig Adam
H.Werner Bader, Mering
H.Wolfgang Blachetta
Fr.Irmentraud Böck, Kaltenberg
Fr.Karin Deininger
Fr.Rosa Dittel
Fr.Ute Fiebich
Fr.Helene Gebauer
H.Josef Gehringer
Fr.Maria Heit, Fuchstal
H.Dieter Kolibius
H.Franz Krauß
H.Rektor Herbert Langen
H.Günter Ley, Grafrath
Fr.Jana Ley, Grafrath
Fr.Edeltraut Lipp
Fr.Rosemarie Meyer
H.Klaus Moser
Fr.Gertraud Nieberle
Fr.Eva Pharo, Miltenberg
Fr.Maria Rauschel, Kaltenberg
Fr.Birgit Rose
H.Reinhold Sirch, Unterdießen
Fr.Emmi Tietze
H.Edgar Woll, Windach
H.Johann Zink, Roßtal

Neue Ausschussmitglieder:

Die Jahresversammlung berief am 10.April 2001 neu in den Ausschuss:
*Herrn Dr.Fees-Buchecker; Igling
Herrn Guido Treffler; Eresing
Lt.Satzung gehört dem Ausschuss außerdem neu an:
H.Oberbürgermeister Ingo Lehmann*

*Unsere sechs neuen Ehrenmitglieder
(von links:) Dr.Anton Huber,
Prof.Pankraz Fried,
Dr.Dagmar Dietrich,
Walter Hillenbrand,
HH.Stadtpfarrer Gabriel Beißer,
Ernst Adolf;
rechts: 1.Vorsitzender Klaus Münzer*





WIR TRAUERN UM UNSERE TOTEN

2000

Herr Josef Brand
Frau Ursula Gille
Frau Olga Schmidt
Herr Josef Tronsberg

2001

Frau Margerete Dinkl
Herr Architekt Erwin List
Frau Viktoria Settele
Herr Fritz Weber

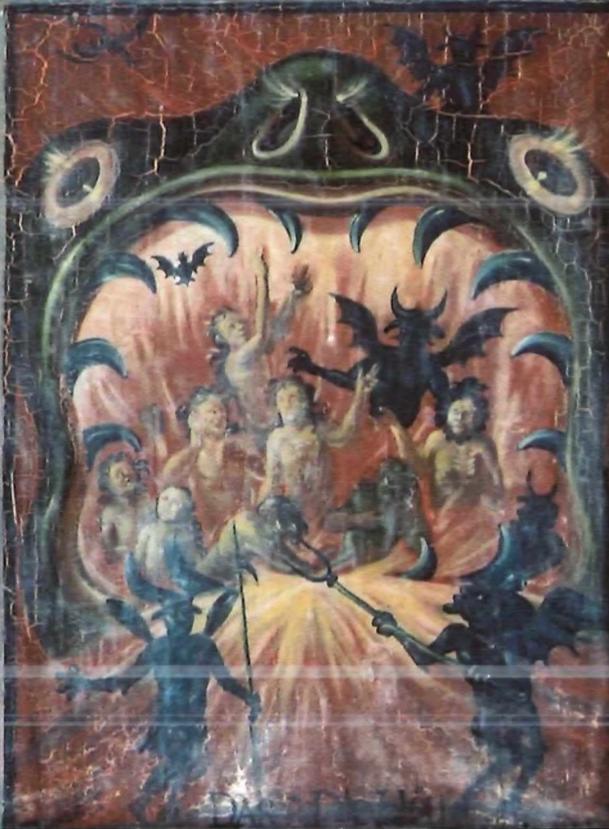
DAS I. DER TOD



DAS 2. DAS LÖCHSTGERICHT



DAS 3. DAS HIMELREICH



DAS 4. DAS HELLREICH